Die Männer der neuen deutschen Zeit

Biographien

Deutscher Fürsten, Staatsmänner und Helden

Zweiter Band.

von

A. E. Brachvogel.

Portraits von H. Scherenberg.

Verlag v. Carl Rümpler.
Hannover.

Burger. gez.

Gebr. Simeon X. A.

Die Männer der neuen deutschen Zeit.



Fürst Bismarck.

Die Männer der neuen deutschen Zeit.

Eine Sammlung von Biographieen
unserer
Fürsten, Staatsmänner und Helden.

Von
A. E. Brachvogel.

Zweiter Band.

Mit vier Portraits in Holzstich, nach Zeichnungen von H. Scherenberg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Druck von August Grimpe in Hannover.

VII.

Fürst Bismarck.

„Setzen wir Deutschland in den Sattel!" —

Wenn wir der Vorsehung absonderliche Wege auf Erden kennen lernen wollen, ist hierzu Nichts so geeignet, als die Betrachtung eines wahrhaft großen Charakters. — Wie die rings waltende Natur, in ihrer Liebe wie in ihrem Zorne, so bietet auch solch ein Dasein in seinem Ringen und Streben das erhebende Schauspiel des Abglanzes einer unsichtbaren, aber ewigen Vernunft. In ihm legt vor unserm staunenden Auge der vergängliche irdische Mensch dann thatsächlich ein Zeugniß ab von dem Allherrscher und Leiter unserer Geschicke über den Sternen!! — —

Wer darf, um in vollster Lebenswahrheit sein geistig Bild zu schildern, wohl in die Tiefe der Seele des Mannes schauen, der sein Vaterland aus Schwäche und Entsagung zu höchster Kraft, — der seinen verspotteten, zerrissenen Volksstamm nicht allein zu Größe und Einheit geführt, sondern ihn auch **in den Sattel** gesetzt hat? Müßte das nicht Jemand sein, der diesen Charakter so gut, nein, besser kennte, als er sich selbst? Müßte es sein anderes Ich, sein vertrautester Freund nicht sein, welcher mit ihm durch Fluth und Ebbe ruderte, von Anbeginn an sein Herz zu jeder Stunde die Sonde legen durfte? — —

Otto von Bismarck's „genius loci" oder „Hausgeist" sind wir gewiß nicht, vermögen in den geheimnißvoll dämmernächtigen Schacht seiner diplomatischen Kunst ebensowenig einzudringen. — Die Fülle des Materials indeß, das über ihn bereits vorliegt, ist an sich schon groß genug, um dem Psychologen wenigstens einigen Einblick in die Entwickelung, die geistige Werkstatt eines Charakters zu gestatten, dessen Wucht und Größe — außer in anderer Weise durch Moltke, — von keinem in dieser Zeit Lebenden erreicht wird. — Bismarck ist schlechterdings nur aus sich selbst zu erklären, aus Dem, was er gesprochen und gethan hat, aus der Art,

wie er sich Menschen und Zuständen gegenüber verhielt und wie diese sich zu ihm verhalten haben. Wir dürfen es hier aber wohl gestehen, ohne indiskret zu sein oder uns eitel zu brüsten, daß unserer Schilderung von einer dem Fürsten seit langen Jahren geistig nächststehenden Person Durchsicht und eine Fülle bereichernder und aufhellender Momente zu Theil geworden sind, so daß wir nicht gar so zaghaft, als wir begannen, eine Schilderung abrunden konnten, deren Schwierigkeit jedem Billigdenkenden schwer entgehen kann. — Daß bei diesem Entwurfe von Bismarck's Lebensbild es trotz alledem ohne gewagte Conjecturen, 'sehr kühne Farbennuancen, nicht abgehen wird, wissen wir wohl. — Greifen wir denn zur Palette! Soll das Gemälde ja doch nur eine Farbenskizze werden, bei der so Mancher die Augen halb zukneifen oder oft — durch die Finger sehen muß, will er von deren Wirkung einigen Genuß haben! —

In der Biographie des Grafen von Roon ist (bei Gelegenheit des Eintritts des Generals von Bonin ins liberale Ministerium) schon der Unterschied zwischen einem wahrhaft soldatischen und dem Charakter eines Staatsmannes hervorgehoben worden. Möge dies nochmals ins Gedächtniß zurückzurufen gestattet sein, um den Gesichtspunkt für einen Mann von Bismarck's Art zu gewinnen, der sonst ganz unerfaßbar sein würde. — —

Die Festigkeit des Soldaten, wurde gesagt, ist eine wesentlich andere als die des Staatsmannes. Die des Ersteren drückt sich vornehmlich als starre, physische Beharrlichkeit aus. — Wir haben in der Geschichte nicht selten, sogar in neuerer Zeit erst erlebt, daß ein General, wenn er außer seiner Dienstkenntniß nur diese zähe Starrheit des physischen Willens hatte, großartige und entscheidende Erfolge errang. Die Festigkeit des Staatsmannes hingegen beruht auf einem geistig großen, unverrückbaren Willen, der von den Strömungen des Tages wohl bespült, aber niemals weggeschwemmt zu werden vermag, und welchem zugleich eine Beweglichkeit, eine Mannigfaltigkeit von Mitteln zu Gebote steht, vermöge deren er sich durch alle Brandungen der Zeit mit Pilotenvirtuosität durch-

ringt, den Blick fest auf den einen Pharus gerichtet: „**Thron und Vaterland!!**" —

Nachzuweisen, daß Otto von Bismarck diesen geistig großen, unverrückbaren Willen stets besessen habe und wie er ihn mit einer bisher unerhörten Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel durchführte, um Thron und Vaterland in neuer ungeahnter Herrlichkeit aufzurichten, das heißt seinem Lebensbilde den rechten Localton geben, die Stimmung, in der man ihn betrachten muß und leicht genug alsdann verstehen kann. — Alles Erhabene in der Natur wie in der Kunst ist einfach, und das eigentliche Geheimniß von Bismarck's diplomatischer Kunst beruht wohl auf Nichts weiter, als einer unendlichen Einfachheit! — Diese Einfachheit ins Staatsrechtliche übersetzt aber nennt sich — größte Ehrlichkeit! — Mit ehrlicher Einfachheit und einfacher Klugheit eben schlug Bismarck alle seine eigenen, Preußens und Deutschlands innere wie äußere Feinde, — die Feinde Oben und die Feinde Unten! — Warum? — Weil sie sämmtlich verklausulirt, entweder unehrlich gegen sich selber, oder der Weltlage gegenüber zu einseitigen Geistes gewesen sind, um neben ihm zu vernunftgemäßer Willensfreiheit zu gelangen! — „Totus mundus agit histrionem!" Dies alte Motto, unter dessen Auspizien William Shakespeare's wunderbare Harfe im Globe erklang, paßt in gewissem Sinne auch auf Otto von Bismarck. Darum ist er auch — wenn nicht eine Art von Shakespeare der deutschen Politik, jedenfalls aber der Isaak Newton unserer modernen Staatskunst geworden, welcher neue Bewegungsgesetze für sie fand und feststellte! — Ein allgemeiner Ueberblick seines Lebens läßt die Stadien erkennen, in denen es sich bisher — mit stetiger Steigerung bewegt hat. — —

Des deutschen Kanzlers erste Epoche reicht bis in das Jahr 1848. Sie umfaßt seine Jugend und Alles in sich, was wir als seine und zugleich des modernen Deutschland Vorgeschichte füglich bezeichnen können. Sie ist zugleich auch sein Entree auf der politischen Bühne! — Seine zweite Epoche endet mit dem Jahre 1850, seine dritte mit 1862. Diese Zeitabschnitte sind seine par-

lamentarischen und diplomatischen Lehr- und Wanderjahre gewesen, in denen die Intrigue, die Verwickelung jener Handlung anhebt, deren geistiger Held und Lenker er nachmals geworden ist. — Die vierte Phase beginnt mit Uebernahme des preußischen Minister-Präsidiums und schließt mit dem Frieden von Prag und der — Indemnität. Beide waren sein erstes öffentliches Meisterstück. Die Peripetie, der Glücksumschlag, war gefunden! — Die letzte Epoche reicht bis in unsere Tage, spielt sich noch unter unseren Augen fort, aber sie brachte bereits die Katastrophe mit der Katharsis, — Bismarck setzte „Deutschland in den Sattel!!" — „Reiten wird es schon können!" — —

Was soll noch folgen? — Wohl weiß der Weltenlenker es allein; daß aber Alles, was noch kommen mag, doch nur eine Schlußfolge des Bisherigen sein, das leuchtende Nachspiel des großen deutschen Völkerschauspiels dieser Tage werden könne, das dürfen wir getrost erwarten! — — Während der Conflictzeit ist Bismarck von seinen Gegnern vielfach vorgeworfen worden, er wisse nicht, was er wolle, seine Politik sei eine schwankende, würdelose, das Ansehen der Nation und die Landeswohlfahrt schädigende. Mit dem September 1866 sind diese Stimmen verstummt. — Andererseits sind Viele von Bismarck's alten Freunden an ihm irre geworden, ja man kann sagen, seine eigene conservative, wie die entgegengesetzte Partei es gethan, hält sich nun von ihm für — angeführt, und es ist nicht zu leugnen, daß in seiner Handlungsweise starke Gegensätze ausgeprägt sind, welche die Einheit des Charakters dieses wundersamen Mannes bezweifeln lassen. Wie man ihm mit solcher Beschuldigung indeß Unrecht thut, hoffen wir zu schildern. Bismarck ist stets er selber, ist zu allen Zeiten sich gleich geblieben. — Andererseits wäre es die schlechteste und vernunftloseste Art von Lob, wollte man sagen, der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhausen des Jahres 1848 sei der vollendete Staatskünstler des Jahres 1866 gewesen, habe vorher gewußt, was und wie Alles kommen müsse und für alle Verhältnisse — so zu sagen — sein Recept in der Tasche gehabt. Im Gegentheile, er hat sich mit und durch seine Zeit entwickelt, aus dem Irrthum zur Wahr-

heit ebenso durchgerungen, wie jeder historisch bedeutsame Charakter. Seine allergrößte Tugend vielleicht ist der hohe, ewig rege, nie rastende Entwickelungstrieb seiner Seele, ist die Kunst, von Allen, zumal seinen Gegnern zu lernen! — — —

Wer über Abstammung Derer von Bismarck, über die chronikalen Reste ihrer Vergangenheit, den Stammsitz Schönhausen, kurz alle die kleinen interessanten Details der Familiengeschichte unsers Staatsmannes genauer sich belehren will, findet in Georg Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck" *), das wir auch verschiedentlich zu Rathe zogen, Alles des Weiteren und Breiteren erkläglich ausgeführt. Wir erwähnen hier nur, daß der Name Bis-Marck von dem Worte „Bischopsmarcke" abstammt. Die Ahnherren des Geschlechts sind nämlich in die vormals slavische Altmark als reisige Recken eingewandert, haben dort mit Kreuz und Schwert Christenthum und germanische Kultur befestigt und wurden mit einer Burg, dem Bischofe von Havelberg zugehörig, belehnt, welche Bischoffs-Marcke (Bischoffs-Grenze) genannt wurde. Der Volksmund corrumpirte den Namen in Bismarcke und das Geschlecht behielt ihn als Eigennamen bei, nachdem es auf der Marcke der Bischöfe schon lange nicht mehr saß. In der Gegend ihres späteren Sitzes Schönhausen lag ferner das Kattenland, denen von Katte gehörig, die die Katze mit der Maus im Schilde führten und mit Bismarck vielfach verschwägert gewesen sind. Dies erwähnen wir nicht etwa, weil ein geistreicher Franzose dieser Tage, durch die Vereinigung der Wappen der Bismarcke und Kattes am alten Thor zu Schönhausen verführt, sich gemüßigt gesehen hat, hieraus die „uralte Raubgier" des Bismarck'schen Geschlechts abzuleiten und einen geschmackvollen Vergleich für die Gegenwart zu ziehen, sondern wir erwähnen es, weil der Reichskanzler mit jenem unglücklichen Jugendfreunde Friedrichs II., Hans Hermann von Katte, dadurch verwandt ist, der zu Küstrin sein Haupt verlor, weil eine feindselige ausländische Politik die

*) Erschienen 1869 im Verlage von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig. D. V.

Allianzbestrebungen des Berliner Cabinets, den Familienfrieden der Hohenzollern und die Zukunft des Kronprinzen ruiniren wollte. Hat wirklich Bismarck Katzenblut in den Adern, — was wir gar nicht so sehr bestreiten wollen, — so ist es doch jedenfalls mehr von der Species Felis leo! Für gewisse Ratten natürlich wird es immer gut sein, sich still in den Löchern zu halten! — Bewiesen ist, daß die Bismarcke wie die Kattes zu den ältesten und treuesten brandenburgischen Vasallen gehörten, für ihre Herrscher zu streiten und zu leiden wußten und der Begriff „Vaterland und Fürst" ein untrennbares Dogma ihrer opferkräftigen Herzen bildete. Sie faßten stets das Verhältniß zu ihrem Monarchen in echt ritterlich-feudalem Sinne als das der unbedingten „Vasallentreue", der „Schildpflichtigkeit" auf. Rief der Lehnsherr, dann kamen sie und dieser Grundsatz leitete vor Allem auch, wie wir sehen werden, unsers nachmaligen Kanzlers Handlungsweise. Daß die Bismarcke, — vielleicht gerade eben dieserhalb, — ganz specifische „Krautjunker" (wie nachmals die Presse sich ausdrückte) waren, Otto also auch echt „märkisch-krautjunkerlich" ins Leben trat, ist sehr natürlich. Es giebt schwerlich einen Menschen, der nicht aus dem mütterlichen Boden seiner Tradition erwachsen wäre, nicht an ihr — in Deutschland wenigstens noch — conservativ festhielte, sie sei so groß oder gering sie immer wolle. Nur eine Race, welche die eigene Vergangenheit niederriß, nur ein Unglücklicher, welcher seiner Vergangenheit sittlich sich zu entäußern hat, sein Vaterland verlor, möge mit der rationalistischen Phrase glänzen, daß alle Tradition lächerlich sei. Er verdient, daß die eigenen Kinder sich seiner schämen und ihn im Alter verlassen, das ist wenigstens die praktische Consequenz. — In keinem Leben hat es sich so glänzend gerade bewiesen, als in Otto von Bismarck's, wie die Tradition eben die Stärke des deutschen Volks ist, sie gleich der Aloe stets neue entzückende Blüthen treibt, wenn auch die alten Kelche, der Vergänglichkeit Raub geworden, vom mütterlichen Stamm gefallen sind. — — —

Das Bismarck-Wappen ist sehr einfach, dennoch aber etwas strittig. Den Helmschmuck machen zwei blau und weiß getheilte,

offene Büffelhörner aus. Im blauen Felde trägt das Wappenschild ein goldenes Kleeblatt (Dreiblatt), in dessen Winkeln silberne Eichenblätter stehen. Manche behaupten aber, das goldene Kleeblatt bedeute das Wegekraut (plantago), die vermeinten Eichenblätter gehörten hingegen der zackichten Nessel an. — Heraldische Spitzfindigkeiten sind unsere Sache nicht, wir erklären uns aus poetischen Gründen indeß lieber für den goldenen Ginster, die stolze planta genistra der Plantagenet, in ihren Winkeln bewehrt durch die scharf brennende Nessel! Vielleicht ist das auch mehr nach dem diplomatischen Geschmack des Fürsten selbst! — Der Wahlspruch der Familie hingegen ist so unzweifelhaft klar wie bezeichnend. „Noch lange nicht genug!" heißt der Bismarcke altes Wort und es giebt wohl nur eine kleine, sehr bestimmte Gattung Leute noch im deutschen Reich, denen dieser Spruch nicht jetzt aus vollem Herzen käme. Es muß ja nicht immer gerade das Schwert gezogen, die Lanze eingelegt sein, eine solide Stahlfeder thut's mitunter auch! — —

Zwei Monate und 17 Tage vor der Schlacht bei Belle-Alliance, welche der Weltherrschaft des ersten Napoleon ein Ende machte, ward Otto Eduard Leopold von Bismarck (den 1. April 1815) auf Schönhausen geboren. Im Kriege gezeugt, kurz vor dem Frieden geboren, ist er eine Art von älterer Bruder der heiligen Allianz geworden, die in seinem Geburtsjahre am 24. September erstand, um die von Napoleon dem Ersten zertrümmerte Weltordnung wieder herzustellen.

Unsers Kanzlers Vater, Carl Wilhelm Ferdinand von Bismarck auf Schönhausen, hatte früher bei den Leib-Carabiniers gestanden, als Rittmeister seinen Abschied genommen und sich 1806 mit Louise Wilhelmine, der nachgelassenen Tochter des Geheimen Cabinetsrath Menken, des treuen Dieners dreier preußischer Könige, vermählt. Sie hatten sechs Kinder, von denen drei frühzeitig starben. Die Ueberlebenden waren Bernhard, der dritte, unser Otto, der letzte Sohn, und das jüngste Kind war Malvine. Die erste Jugend- und Knabenzeit verlebte der jüngste Bismarck nicht in Schönhausen, wo er geboren worden, sondern auf Kniep-

hoff in Pommern, einem Gute, das sein Vater ererbt hatte und bereis 1816 bezog. Von des nachmaligen Reichskanzlers erster Erziehung weiß Hesekiel zu berichten, daß Otto das Herzblatt und der Verzug des Hauses gewesen sei. Auch wird uns von des Fürsten nächster Umgebung versichert, dem sei wirklich so gewesen, Otto habe im elterlichen Hause keine Schläge erhalten, der Vater zumal habe ihn höchlich durch Liebe verwöhnt. Andererseits ist auffallend, daß der Fürst sich oftmals über seine strenge Erziehung sehr herbe ausgesprochen hat. Unter Anderem äußerte er noch im Jahre 1872 Folgendes, was wenigstens an sich schon höchst frappant genannt werden muß: „Meine Geschlechtsfolge", sagte er, „besteht aus der Abwechselung einer geprügelten mit einer prügelnden Generation. Die Geprügelten, zu denen gehöre ich — es waren die Gelehrten, die Büchersammler; — sie vermehrten die Hausbibliothek. Da sie hart erzogen worden, machten sie es an ihren Kindern durch Liberalität wieder gut. Unsere Kinder natürlich sehen aber wieder ein, daß man sie hätte straffer zügeln müssen, und prügeln unsere Enkel!" — Hierin liegt ein greller Widerspruch mit den vorerwähnten Angaben, aber nur ein scheinbarer. Beides nämlich hatte bei Otto von Bismarck statt, anfänglich eine liebevolle, überaus verwöhnte Erziehung im Elternhause und dann eine rauhe — wohl bis ans Rohe streifende — außer demselben. Der Abstand der letzteren von der ersteren wird sich um so herber im Gemüthe des Knaben festgesetzt haben, als gerade die Zeit des „Geprügelt werden" in die Phase seines ersten erwachenden Bewußtseins, seines Selbstdenkens fiel, wo Eindrücke am unauslöschlichsten haften. Sehr früh stellten sich bei Otto von Bismarck schon gewisse Charaktereigenschaften heraus. Er war von Kindesbeinen an durchaus aufrichtig, sein Gemüth keiner Lüge fähig. Dabei zeigte er sich still, verschlossen, beobachtend. Seine „blanken" Augen sahen überall hin und sogen zeitig alles Dasein in die dürstende Seele hinein, die Seele, welche nach Wahrheit suchte! Zwei Neigungen offenbarte er ebenfalls früh, Wissensdrang — und unendliche, geradezu schwärmerische Liebe zum Lande, zu Wiese und Wald, zur stummen

Natur und ihrem Thierleben. Man hörte ihn jüngst bei derselben Gelegenheit der Lieblingslectüre seiner Jugend, des bekannten „Theatrum Europaeum" gedenken und für die Buchenwälder unserer nordischen Küste, die Waldeshallen von Rügen sich begeistern, — er ist ein passionirter Geschichtsforscher und Jäger zugleich. — Wenn schon in früher Jugend irgend Jemand auf seine seelische Entwickelung nennenswerthen Einfluß gewann, war es unbedingt seine Mutter. Louise Wilhelmine war eine ernste, etwas kalte, stille, höchst geistvolle Dame, die einen religiös-schwärmerischen-Anflug hatte, wie er in der damaligen Zeit lag. Geheimrath Menken, ihr Vater, unter Friedrich Wilhelm II. durch Bischofswerder in Ungnade gefallen, von König Friedrich Wilhelm III. aber sogleich wieder angestellt, war nicht nur ein toleranter und freisinniger Mann, der sich Stein's Freundschaft und Anerkennung zu erfreuen hatte, sondern bis zu einem gewissen Grade Anhänger der Grundsätze der ersten französischen Nationalversammlung. Man wird sich vielleicht nicht wenig wundern, wenn wir später den Sohn seiner Tochter, den Kanzler Grafen Bismarck, im Norddeutschen Reichstage sich zu den „Menschenrechten" der französischen ersten Republik bekennen sehen! Dies war bei Bismarck also keine — Schwankung, keine Concession, keine Verleugnung seiner Grundsätze, sondern eine traditionelle Ueberzeugung so gut wie jede andere, die neben Allem, was Bismarck je gesprochen und gethan hat, ganz vollwichtig bestehen konnte. So durchdringt der Geist der Großeltern oft wunderbar der Enkel Seelen! — Man denke nun aber nicht, daß es gerade ein „Liberalismus" nach unserm heutigen politischen Begriffe gewesen sein muß, welcher Bismarck im Blute lag oder schon sehr frühe sich einimpfte. Der Liberalismus, welcher ihm mütterlicher- und großväterlicherseits zukam, war von einer viel höheren, reineren Gattung, denn er war ein wissenschaftlicher und datirte noch viel weiter zurück. Der Vater des Cabinetsrath Menken, also Otto's Urgroßvater, war Professor in Leipzig gewesen. Deshalb konnte Fürst Bismarck 1871 — wie erzählt wird — mit Recht die Aeußerung thun, er „habe etwas

Leipziger Professorenblut in den Adern". Der durch zwei Generationen gepflegte Wissenstrieb und Eifer nach der Wahrheit, welcher ihm durch die Mutter überkam und den sie ihren Söhnen als Motor des Lebens mitgab, ist es, welcher ihm raschere und tiefere Erkenntniß des Guten und Rechten ermöglichte, ihn sich eher und entschiedener aus vorgefaßten Meinungen losringen ließ, als die meisten seiner Standes- und Zeitgenossen. — Wilhelmine von Bismarck, Menken's Tochter, war eine stark geistige, von Energie und lebhaftem Ehrgeiz für ihre Söhne erfüllte Frau. Daß sie dieselben, wie Hesekiel meint, — gerade prädestinirlich zu Diplomaten machen gewollt, ist freilich eine gewagte Annahme, aber als Staatsbeamten dachte sie sich dieselben wohl und soll, wie gesagt wird, ihren Otto als „Regierungsrath" geträumt haben. Wie dem auch sei, diese Mutterwünsche waren hinlänglicher Grund wohl, auf dessen Erziehung besondern Ernst zu legen. Frau von Bismarck beförderte also Otto's Lernbegier wie geistige Regsamkeit, gab ihm den Impuls eines edlen Ehrgeizes und das Bestreben, früh über die Dinge dieser Welt, über Königthum, Vaterland, Preußens Ruhm und die deutsche Nation nachzudenken. Wie viel oder wenig es immerhin gewesen sein möge, eine nicht zu unterschätzende Wirkung auf Otto's kindlichen Geist übte die Mutter aber gewiß. Nichts prägt sich ja dem jugendlichen Gemüthe nachhaltiger ein, als glänzende und zugleich starke Grundsätze, von verehrungswürdigen Lippen überzeugungssicher ausgesprochen! Napoleon I. war überdem noch nicht lange überwunden. Noch lebten die Demüthigungen deutschen Bodens durch Frankreich in frischer Erinnerung, gegen Beides gab es einen Schutzwall nur: die heilige Allianz, das Bündniß Oesterreichs, Rußlands und Preußens zur Erhaltung des Weltfriedens! — Dieser Conservatismus, der in der Zeit sowie in Bismarck's Eltern naturgemäß lag, vertrug sich aber nicht nur, sondern gattete und durchdrang sich völlig mit dem idealen Erkenntnißtriebe und der humanistischen Wissenschaftlichkeit des seligen Cabinetsrath Menken, welchen man bei Hofe einst für eine Art Jacobiner gehalten hatte. Diese geistigen Momente sollen natürlich hier nur als allgemeine Jugendeindrücke, als

Keime, erwähnt sein, welche Otto's Charakter früh schon gewisse Ingredienzien verliehen, die derselbe schöpferisch später in sich verarbeitete. — Die Menschenseele ist ein gar räthselhaftes Ideenlaboratorium! Gewiß hat der Leser schon die Erfahrung gemacht, daß ein Gedanke, achtlos vor Jahren ausgesprochen, eine Idee, flüchtig erfaßt, gänzlich vergessen scheint. Mit einem Male aber, — geisterhaft schnell, — taucht sie vor uns wieder auf, gewinnt plötzlich so concrete Gestalt, ist zur augenblicklichen Ausführung so reif, das uns wahrhaftig vorkommt, als sei diese vergessene Idee gleich einem Samenkorne still ohne unsere Ahnung in uns gereift und schieße im rechten Augenblicke aus dem Dunkel der Seele zum Lichte des lebendigen Daseins auf. Wessen Lebensaufgabe das Denken ist, wird zugeben, daß er diese Erscheinung an sich selbst oft genug erlebte, um aus ihr heraus es schon für wahrscheinlich, wenigstens sehr möglich zu finden, daß mancher überraschende, moderne, liberal scheinende Grundsatz, welchen Bismarck nach 1866 offen ausgesprochen, vielleicht nur der ausgeprägte Gedanke jener dunklen Menken'schen Ideenwelt gewesen ist, die sich in der jungen Seele des conservativen Junkers schattenhaft festgesetzt hatte und mit ihm im Kampfe des Lebens sich zu concreter Wirklichkeit zeitigte. Und wie denn nun, wenn der „reaktionäre" Bismarck diese — liberalen Ideen lange vor 1866, wenn er sie 7 Jahre früher schon gehegt, in sich sorgsam nur verschlossen hätte, weil eher sie aussprechen so viel hieß, als sie vernichten! Kann es keine inneren sittlichen Gründe, keine äußeren unüberwindlichen Einflüsse gegeben haben, die ihn nöthigten, da zu schweigen, wo zu unrechter Zeit reden nur bedeutet hätte, sich selbst und seine vaterländische Sache aufzugeben? — Stand, Familie, Lebenslage bestimmen nicht allein nur unsere Gewohnheiten und Grundsätze, die Strömung der Zeit, die glückliche oder unglückliche Art, mit der uns ein Princip praktisch entgegentritt, bedingen häufig unsere Zu- und Abneigung, Etwas zu thun, was man gewiß sonst thäte. Hieraus mag es sich wohl auch erklären, daß dem ohnehin auf exclusiv-adelige Weise erzogenen Bismarck der hahnbüchene Liberalismus, wie ihm derselbe zuerst

in seinen verschiedensten Uebertreibungen im Leben begegnete, widerlich, feindselig erschienen sei, er in ihm bald genug den Gegner Preußens und seines Königthums erblickte, somit ritterlich gegen ihn ankämpfte. — —

Es war die Zeit der sogenannten „Demagogie", der schwarz-roth-goldenen Einheitsphantasien, der Teutomanie, als Otto von Bismarck aus dem engen Gesichtskreise des Vaterhauses Anno 1821 in die damals sehr renommirte Erziehungsanstalt des Professors Plamann nach Berlin kam. Empfänglich für Alles, faßten sein Geist wie Gemüth mit so jungen Jahren schon lebhafte Zu- oder Abneigung für Dies oder Jenes.

Der Schmerz von Otto's Jugend, das „Geprügelt werden" hob an! — Bismarck's Mutter, dünkt uns, mochte erkannt haben, daß die Verwöhnung des elterlichen Hauses einer strafferen Leitung weichen müsse und hatte das Plamann'sche Institut erwählt; — ob für Otto besonders glücklich? Wir lassen es dahin gestellt sein! — Auf diese Zeit seiner Entwickelung bezieht sich besonders des Fürsten bittere Rückerinnerung. Mehrfach hat er in späteren Jahren diese Anstalt als ein „Zuchthaus" bezeichnet, „das ihm den Genuß seiner jungen Jahre verdorben" habe. — Wie schmerzlich er den Unterschied der Heimat von dieser Dressur empfand, beweist, daß, als einst die Plamann'sche Schule einen Spaziergang machte und Otto einen Knecht auf freiem Felde pflügen sah, er in grenzenlosem Heimweh zu weinen begann und untröstlich war über das verlorene Paradies seiner Jugend. — Der jetzige Gegensatz von ihr mochte allerdings arg genug sein. Die „Teutschthümelei" der Herren Lehrer, die mit tendentiösem Eifer betriebenen Turnübungen, der brüske Franzosenhaß, welchen man beim Unterrichte einfließen ließ, die damals, uns selber noch lebhaft erinnerliche, überaus betriebsame Benutzung der „Sende" oder des Rohrstocks als Geisteserwecker, — endlich sogar der Widerwille gegen sein adelig Blut, welchen man ihn fühlen ließ, konnten nur eine Reaktion in Otto's Gemüth, eine sittliche Opposition erzeugen. Bismarck sah weder den patriotischen Vortheil gewisser schwarz-roth-goldener Kletterübungen ein, noch daß er ein Volk

persönlich hassen solle, dessen Sprache er stets im Elternhause vernommen, dessen Bildung, Sitten und große Vergangenheit er immer rühmen gehört hatte! Dasselbe ungehobelte „Tendenz-Bärenthum" war's, was ihn von vornherein abschreckte, welches nachmals Heinrich Heine in seinem „Atta Troll" gegeißelt hat. — In der teutonischen Dressur-Anstalt des guten Plamann verblieb Otto bis zum Jahre 1827, und wenn sie ihm zu einem Zuchthaus geworden, in pädagogischer Beziehung jedenfalls ihre bedenklichen Seiten gehabt haben mag, so schloß das nicht aus, daß Otto in ihr die Elemente einer ungewöhnlich gründlichen Bildung erlangt haben kann. — In besagtem Jahre jedoch nahm ihn das Friedrich-Werder'sche Gymnasium auf und er erhielt in Referendarius Hagens einen Gouverneur, auf welchen ein Dr. Winkelmann folgte. Diese Präceptores scheinen auch nicht Leute gewesen zu sein, denen eine junge Seele mit Sicherheit anzuvertrauen war; Otto kam bald in die Pension des Professors Prevost, dann unter die Hand des Dr. Bonnell und vertauschte das Werder'sche Gymnasium mit dem grauen Kloster. Professor Bonnell ist in Berlin eine zu gekannte und verehrte Persönlichkeit, sein Ruf als Pädagoge zu verbreitet, als daß wir genauer zu schildern brauchten, unter welch' glückliche, segenbringende Leitung der junge Bismarck kam. Um Bonnell war immer ein freundlich heller Strahlenschimmer von Toleranz und Humanität, klassischer Einfachheit und ernstem, verstandsklarem Christenthum. Was dieser Mann Otto zubrachte, wie viel derselbe ihm verdankte, beweist die innige Liebe und Hochachtung, welche noch der deutsche Kanzler dem greisen Mentor seiner Jugend gezollt hat. In den Jahren 1829—1831 hat Otto von Bismarck auch den Grund zu der eminenten Fertigkeit in der englischen und französischen Sprache gelegt, welche ihm als Diplomat nachmals so sehr zu Statten gekommen ist. Eben so hervorragend war er in historischen Kenntnissen, namentlich der seines Vaterlandes. Aus ihnen entnahm er die schlagenden Argumente, durch welche er im parlamentarischen Kampfe seine Gegner oft so überraschend abgeführt hat. Nicht minder wurde er ein guter Lateiner, wie denn seine leichte Auffassungsgabe, sein

eminentes Gedächtniß, die Geschicklichkeit, sich den Wissensstoff zurecht zu legen und der todten Materie lebendige Gestaltung abzugewinnen, ihn schon frühe als einen der Wenigen hinstellte, welche das Geschick einer besondern Zukunft würdigen will. Um diese Zeit übte auch ein anderer edler Geist seine unbezwingliche Gewalt über ihn aus, Schleiermacher! — Er war sein Religionslehrer und confirmirte ihn. Dies allein zu wissen, glauben wir, ist wohl genug, viele Anschauungen des Publikums über den Mann zu berichtigen, welchen man als Minister nicht stark genug hassen zu können glaubte. —

Gewiß trieb man in jenen Tagen noch nicht so allgemein Politik wie jetzt, namentlich lagen Conjecturen dem damaligen Bürgerstande fern. In adeligen Kreisen war das aber doch so nicht der Fall. Schon aus seiner besonderen conservativ-adeligen und royalistischen Stellung heraus sah man die Zeitbegebenheiten argwöhnischer an. Zwar wissen wir es nicht, können uns aber nicht wohl denken, daß die Juli-Revolution, welche die Bourbonen vertrieb, die polnische Insurrection, wie die belgischen Wirren, ganz spurlos an Otto vorübergegangen sein mögen, er doch nicht genug Zeiteindrücke empfangen habe, die in ihm mindestens als „schätzbares" Material haften geblieben wären. Im Jahre 1832 bezog er die Universität Göttingen, um Jura zu studiren. Da die höhere Verwaltungs-Carriere seine Bestimmung sein sollte, war ihm nicht blos eine akademische Bildung an sich nöthig, sondern auch, daß er der Rechtsquellen seines Vaterlandes kundig wurde, der normalen Basis jedes Staatslebens. — So still, besonnen und verschlossen Otto nun einerseits war, ein solch feuriges, himmelstürmerisches Temperament hatte er, das überdies von einer Constitution unterstützt wurde, wie sie nicht Jedermann verliehen ist. Hunderte, die sich Strapazen des Leibes und Geistes auferlegt hätten, wie er, wären vor der Zeit zu Grunde gegangen und bei Niemand als ihm findet der Satz mehr Anwendung: daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Leibe wohnen könne. Die Ungebundenheit des akademischen Lebens nach so strenger pädagogischer Zucht aber übte zu starke Reize auf den jungen Musen-

sohn, als daß er, wie ja so Viele thun, das Studium nicht auch vernachlässigt haben sollte. Von allen Universitätsanekdoten absehend, soll nur gesagt sein, daß er ein ebenso hitziger Paukant wie flotter Trinker war und damals schon den Grund zu dem nicht gerade immer aristokratischen Renommee des „tollen Bismarck“ legte. Von 1832—1845 dauerte eben die Sturmperiode seiner Jugend, über welche wir leicht hinweggehen; wenn länger als bei manchen Anderen, so bedurfte auch dieser vollsaftige, wahrhaft überreiche Charakter einer längeren Klärung; ernsteste Gemüthsbewegungen mußten als wohlthätiges Wetter reinigend über ihn kommen! Einer Reminiscenz müssen wir aber gedenken, die Otto von Bismarck aus jener Zeit herübergenommen hat, welche selbst an dem Staatsmann noch etwas haften blieb und ihm, wie uns scheint, viel Feinde gemacht hat. Otto von Bismarck war ein deutscher Student mit Koller und Kanonen im verwegensten Sinne des Worts, er war aber auch nicht minder der specifische preußische Junker, welcher den ganzen Stolz und Trotz, den ganzen flammenden Patriotismus seines reckenhaften Standes in sich vereinte. In ihm durchdrangen sich Student und Junker so, lebten sich in ihm so ein, daß davon noch so Manches hängen blieb. Dies hatte für den künftigen Staatsmann vielleicht manche Schattenseite, — andererseits manches Gute. Der dürre, kaustische Witz, welcher nicht blos trifft, sondern auch oft verletzt, wo er es gerade nicht will, — ein gewisser überkühner, rücksichtsloser Muth, der immer zur Mensur bereit ist und dabei eine vornehme Nonchalance, welche im Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit nicht immer völlig frei von leiser Verachtung ist, endlich unerbittliche Ironie der tönenden Phrase gegenüber, welche die Sache des Vaterlandes nur als das willkommene Schwungseil ansieht, um auf ihm seine rhetorischen Gaukeleien zur Schau zu stellen, — dies Alles sind eben Eigenschaften, die leicht zum Kampfe herausfordern und vielleicht selbst ungelegene Feinde schaffen. Andererseits wurden diese Eigenschaften für Otto von Bismarck zu einer sehr großen Tugend. Vor allen Dingen bewahrten sie ihm nicht blos während der diplomatischen wie parlamentarischen Laufbahn seine offene,

schlichte, unwillkürliche Ehrlichkeit, seinen starken, auf einen Zweck gerichteten Willen, sie schützten auch diesen Zweck und diesen Willen wie —, nun wie die stachlichten Nesselblätter den goldigen Ginster inmitten des Feldes der Treue! Diese Eigenschaften bildeten auch das Arsenal von Waffen, welches Bismarck immer für seine Gegner bereit hielt, und je mehr er diese seine Eigenschaft kennen, sie modificiren lernte, um so mehr erkannte er auch sicher ihren relativen Werth und den Nutzen ihrer Anwendung. Wir behaupten —, schon aus rein psychologischen Gründen, — daß diese Eigenschaften nachmals seinen Gegnern gerade da als sehr natürlich, als unwillkürliche Verräther von Bismarck's Absichten erschienen, wo sie nichts weiter gewesen sind wie — Deckungsmittel auf der Mensur! Totus mundus agit histrionem!! — Auf dieses Deckungsmittel hin „fielen", wie der Berliner sagt, bei Bismarck gerade sehr viel bekannte Personen und schließlich Herr Benedetti auch „hinein!" In vorkommenden Fällen bitten wir, sich dieser — allerdings kühnen — Betrachtung erinnern zu wollen. —.—

Was Studiosus Bismarck bei der alma mater versäumt hatte, holte er indeß durch eisernes Selbststudium wieder ein, machte 1835 sein Examen, ward Auskultator und practicirte am Berliner Stadtgericht. Im Winter dieses Jahres wurden ihm die Hofkreise erschlossen, er stand zum ersten Male vor dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem künftigen Monarchen, dessen eiserner Minister er werden sollte. Wie in jenen Kreisen seine athletische Figur schon ungewöhnlich auffiel, beweist, daß Prinz Wilhelm, dessen Wuchs doch selbst gewöhnliches Mannesmaaß überragt, ihn scherzhaft fragte, ob „die Justiz sich ihre Leute denn nach dem Gardemaaß aussuche." — Im folgenden Jahre trat er zur Verwaltung über und kam an die Regierung zu Aachen, welcher Graf Arnim-Boitzenburg als Präsident vorstand. Mit dieser Zeit brach seine — so zu sagen — weltmännische Carriere an.*) Sein Verkehr mit Fremden, Engländern und Franzosen zumal,

*) Nach Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck".

war ein überaus großer. Welche persönliche Folgen dies für ihn hatte, ist um so untergeordneter, als er sich schon im folgenden Jahre an die Regierung nach Potsdam versetzen ließ und zugleich dort bei den Garde-Jägern sein Jahr abdiente. Für seine Zukunft muß besagter Aachener Verkehr jedenfalls von dem Vortheil gewesen sein, daß er Welt und Menschen von anderem als nur deutschem Gesichtspunkte aus kennen lernte, er an dem Wesen der gallischen wie englischen Race Erfahrungen zu machen hatte, welche einem Menschenbeobachter wie ihm nimmer verloren gehen konnten. — Eine Zeit schwerster Prüfungen kam über ihn. Sein Vater war 67 Jahr alt, die Familiengüter waren heruntergekommen, — es galt, helfend und rettend einzugreifen; Otto von Bismarck mußte seine Carriere — für immer, so schien es, aufgeben. — Er ließ sich an die Greifswalder Regierung versetzen, um der landwirthschaftlichen Akademie von Eldena nahe zu sein und sich dort für seinen kommenden Agricultur-Beruf vorzubereiten. Am 1. Januar 1839 starb Wilhelmine von Bismarck, seine liebevolle Mutter; er mußte mit seinem älteren Bruder Bernhard dem greisen Vater und seiner kaum zwölfjährigen Schwester zur Seite stehen. Nur der innigen, vereinten Liebe und Regsamkeit beider Brüder gelang es, dem drohenden Verfalle des alten Besitzthums der Bismarcke vorzubeugen. Beide theilten sich in die Verwaltung, und die Harmonie wie Innigkeit dieses kleinen Kreises, die Neigung namentlich, welche Malvine wie der Vater für Otto hegten, ist wohl der edelste Bürge für den Werth seines Gemüths, das später für — mindestens herzlos, wenn nicht für schlimmer — gehalten wurde. Dies schöne Verhältniß dauerte bis zum Jahre 1844. Während dieser Zeit versenkte sich Otto von Bismarck, dem öffentlichen Leben fern, gänzlich in seinen Beruf. Seine angeborene Vorliebe für das Landleben, für die still waltende, ewig jugendfrohe Natur, seine Jagdlust, sein Eifer für die Kultur entwickelte sich hier zu einer wahren Leidenschaft, die auch dem Staatsmann noch eigen blieb und die reinste Quelle seiner Freuden, seine sicherste Erholung geworden ist, wenn der Wust geistiger Thätigkeit ihn nachmals zu ersticken drohte. Der Volksglaube

ist psychologisch höchlich zu rechtfertigen: daß Der, welcher sich die Liebe zur Natur bewahrt habe, wer seine Freude an Thieren finde, ein im innersten Wesen noch kindliches Herz besitze und auch seine Mitmenschen human behandle. So viel Gegner sich Otto von Bismarck immerhin gemacht hat, für seinen innern menschlichen Werth, denken wir, spricht nicht nur die herzliche Ergebenheit der Seinen, seiner Freunde, sondern auch seiner Dienstleute, die ihm schon anhingen, ehe er noch was weiter, als der Gutsbesitzer von Bismarck war. — Am 30. October 1844 heirathete seine einzige Schwester, die „Malle" (Malvine) — später auch oft in traulichen Briefen „die Arnimen" genannt, — Herrn Oscar von Arnim auf Kröchlendorf, Kammerherrn und Mitglied des Herrenhauses, einen Jugendfreund Otto's. Ein Jahr später starb auch der alte Rittmeister, sein Vater; die Brüder Bernhard und Otto aber theilten die väterliche Verlassenschaft, so daß Otto unter anderem den alten Stammsitz Schönhausen erhielt, nach welchem er fortan seinen Namen führte. Der häusliche Kreis war also gesprengt, Otto von Bismarck zum einsamen Landleben verurtheilt. — Einem reichen, thatendurstigen Geiste wie dem seinen, in welchem es gährte und kochte, dem jeder gemüthliche Anschluß, jedes weitere Manneszziel fehlte, konnte, — liebte er die Natur und persönliche Unabhängigkeit auch noch so sehr, — solche Existenz auf die Dauer doch nicht genügen. Außer seinem wirthschaftlichen Berufe mochten die Jagd, das Reiten, ein gelegentlich Convivium froher Gesellen beim Glase, ein Thee mit Tanz in der Nachbarschaft wahrlich Herz und Geist ebensowenig ausfüllen, als das Amt eines Deichhauptmanns oder die Vertretung des Landraths, so sehr diese neuen Beschäftigungen seiner praktischen Erfahrung schließlich zu Gute kamen. Zwei Symptome, die sich einstellten, machen dies klar. Einmal, daß er zu politisiren begann, andererseits, daß er in den Briefen an „Schwester Malle" seine Ehelosigkeit beklagte und herzliche Sehnsucht nach seelischer Ergänzung durch eine Lebensgefährtin bekundete. — Das Politisiren! — Wenn von Bismarck-Schönhausen, wie er fortan genannt wurde, politisiren wollte, Stoff dazu hatte er genug. Ab-

gesehen, daß seit der Julirevolution und der polnischen Revolution die traumhafte Friedensseligkeit des europäischen Continents merklich erschüttert worden war, seit 1840 hatte sich Vieles geändert und ließ darauf schließen, daß eine neue Epoche neue Verhältnisse und neue Menschen erfordern würde, bedeutsame Fragen und Interessen in den Vordergrund bringen werde, nachdem man sich bis dahin einer patriarchalischen Ruhe unter der schützenden Decke des alten Polizeistaats erfreut hatte. Die Zeit der Industrie, des Weltverkehrs, des persönlichen Strebens, kurz die Epoche des Individualismus war gekommen und schickte sich an, der Autorität den Kampf anzubieten! — Diese Erscheinung zeigte sich wie gewöhnlich in dem unruhigen Frankreich zuerst. Mit den Bourbonen waren die letzten Reste der alt-monarchischen Traditionen daselbst gefallen, zugleich die Herrschaft der letzten schimmernden Partei der „grands seigneurs", des alten Feudaladels, welcher vordem so mächtig gewesen war, wie der englische. Es gab keinen König der Edelleute mehr, nur einen Bürgerkönig, Louis Philipp von Orleans, „die Birne". Unter ihm wurde Frankreich ein constitutionell-monarchischer Bürgerstaat. — Im Principe läßt sich hiergegen vielleicht nicht gar viel einwenden, gewiß ist doch aber:

„Nicht jedem Arlequin paßt jede Jacke,
Nicht jede Staatsform paßt für jedes Land!"

Das Regime der Orleans aber hatte seinen historischen Boden in Herrn Philipp Egalité und das französische Bürgerthum wurzelte allein in dem Begriffe des „citoyen" der französischen Revolution. Griff man auf diese Reminiscenzen aber zurück, so mußte man auch gewärtigen, daß sie sehr ähnliche Folgen, wenn auch nur in veränderter Form, haben würde, als das Jahr 1794 Frankreich bereitet hatte. Nicht einen Augenblick soll geleugnet sein, daß unter Louis Philipp sich Frankreich, die ersten sieben Jahre zumal, eines so soliden Maaßes bürgerlicher Freiheit erfreute, daß dasselbe wohl den Neid Deutschlands und dessen längst gehegte Wünsche wecken, ja rechtfertigen konnte. Auch gedieh unter der Familie Orleans die Bourgeoisie außerordentlich.

Ein industrieller Glanz, ein Reichthum, ein Welthandel entfaltete sich in Frankreich ohne Gleichen und trat in wirksamste Concurrenz mit der englischen Productivität. Beides hatte indeß seine Schattenseiten. Die Freiheit führte, — wie immer, sobald sie in Frankreich auftrat, — zu Zügellosigkeit und Schwächung der Regierung. Ein Bürgerkönig war dieser Nation immer nur ein Mann, den **sie** gemacht hatte, der also unter ihrer Autorität regierte, sie also so regieren mußte, wie es der jeweiligen Majorität beliebte. Da die Bourgeoisie die eigentlich herrschende Macht im Staate geworden war, der alte Adel keine nennenswerthe Partei mehr bildete, so war die Folge, daß Bauernstand wie Arbeiterthum unbeachtet gelassen wurden und die Plutokratie, der Geldsack, durch die schauderhafteste Corruption den politischen wie materiellen Gewinn allein an sich riß! Hieraus entstand die tausendköpfige Hydra des politischen Socialismus, deren Träger St. Simon, Fourier, Blanqui, Cabet waren und dessen äußerste Consequenz der socialistische Atheismus eines Proudhon und Deczamy bildeten. Die Fäulniß aller Gesellschaftskreise machte sich nicht nur in Skandalprocessen à la Coiseul-Praslin und de Feuchères bemerkbar, sondern auch in den socialen Effect-Romanen eines Eugen Sue, den eleganten Ferkeleien eines Paul de Coq und den romantischen Bambochiaden Alexander Dumas' (père) bemerkbar. Nichts kennzeichnete die heranziehenden Wetter in Frankreich besser, als die alte Sucht, durch äußern Kriegsruhm die inneren Calamitäten auszugleichen. Der Feldzug in Belgien, dessen wir schon in den vorhergehenden Biographien gedachten, die Eroberung Algiers, dessen Cultivirung Millionen über Millionen verschlang, 1840 das Gelüste nach dem Rhein, von Herrn Adolf Thiers aufs Tapet gebracht, bewies, auf welch' thönernen Füßen das Bürgerkönigthum stand und wie es täglich morscher wurde. — Ueber die damaligen inneren preußischen Zustände ist schon in der Kaiser-Biographie, über unsere militärischen bei Roon gesprochen worden. Unsere äußeren Beziehungen waren gerade nicht erfreulich, aber doch leidlich; Mitteleuropa war durch die heilige Allianz vor allen Aggressionen des gallischen Westens wie inneren Stürmen

gesichert. Der Bundestag aber einte Deutschland zu einem lockern Föderativ-Verbande und hinderte wenigstens den Ehrgeiz des Einzelnen durch die Macht des Ganzen. Das war die Politik des „europäischen Gleichgewichts", als dessen Träger Metternich und Nesselrode, als dessen eigentlicher Champion „sans peur et sans reproche" Kaiser Nikolaus I. von Rußland galt, als das Symbol der absoluten Monarchie, welche Ludwig XIV. in Europa inaugurirt hatte! Das Uebergewicht dieses in jeder Beziehung eisernen und willensgewaltigen Mannes war so unbedingt, durch Familienbande mit den Hohenzollern dazu so innig geworden, daß vorübergehende Mißhelligkeit, wie die wegen der überstrengen Zollmaßregeln Anno 1842, die Ruhe nicht zu trüben vermochte. Man wird sich gewiß noch erinnern, wie sehr der imposante Czar bei seinem Besuche Berlins 1843 der Gegenstand der Bewunderung und Ehrfurcht aller absolutistisch gesinnten Kreise, welcher Gegenstand des stillen Hasses und der Furcht er für die liberalen Elemente unseres Volkes war. Das Verlangen nach einer Verfassung, von verschiedenen Landtagen und Städten ausgesprochen, Erscheinungen auf religiösem Gebiete, wie das Muckerthum, der Rock zu Trier, der Deutschkatholicismus, dann die wachsenden Arbeiterunruhen und eine Fluth verbotener, aber untilgbarer Broschüren, — die Entwickelung einer neuen polnischen Insurrection 1844 unter Mieroslawsky, der Krakauer Aufstand, endlich die Wirren, welche in Schleswig-Holstein durch den „offenen Brief" Christians VIII. von Dänemark voraussichtlich waren, — alle diese Erscheinungen beweisen zur Genüge, daß der Deichhauptmann von Bismarck-Schönhausen reichlich politischen Stoff hatte, „fern von Madrid darüber nachzudenken." Es wird gesagt, daß er in jener Zeit mit seinen Freunden viel politische Raisonnements gehalten habe und daß diese versichert hätten, „er sei damals noch ziemlich liberal gewesen, — er sie trotzdem gefesselt habe, obwohl ihnen diese politischen Raisonnements langweilig gewesen seien." — Die Richtigkeit dessen zu vertreten, überlassen wir unserm Gewährsmanne, aber wir glauben diesen Angaben aufs Wort. Warum soll Bismarck vor dem

Jahre 1848 den Begriffen seiner adeligen Freunde nach denn nicht liberaler gewesen sein, als sie es fassen konnten? War denn seiner Mutter Einfluß, seine Erziehung unter Bonnell's und Schleiermacher's Händen, seine Studienzeit, sein Verkehr mit Ausländern, sein eigener durchdringender, die Wahrheit jeder Sache untersuchender Geist gar so wenig dazu angethan, nicht Dinge als sehr vernünftig und wünschenswerth für sein Vaterland zu erachten, welche seinen Standesgenossen eine gewisse Gänsehaut verursachten? — Es ist nur die Frage, was damals bei Bismarck unter „noch ziemlich liberal" zu verstehen war? Gehen wir nicht ganz irre, so war Bismarck damals nichts weniger als das, was wir heute liberal nennen, obwohl für seine Freunde „ziemlich". Sein Ideal in den vierziger Jahren dürfte die „ständische Monarchie" gewesen sein. Zu der damaligen, wesentlich bureaukratischen Regierung trat er durch diese Meinung allerdings in schroffsten Gegensatz, und dies mochte ihm bei den Offizieren der kleinen naheliegenden Garnisonen wohl den „ziemlich liberalen" Ruf verschafft haben. Daß er gerade keine Propaganda mit seinen Ansichten machen wollte, bewies sein dünnes Auditorium, das sich überdem — langweilte. Da Bismarck's Blick wahrscheinlich das selbst nicht entgangen sein dürfte, so glauben wir, dieser nachmals so geniale Kämpfer in der politischen Arena hat sich nur vor sich selbst **laut** aussprechen, sich selbst in seinen Argumenten prüfen wollen und daß ihm die Freunde dann etwa — die Stelle des Mohrenkopfs vertraten, nach welchem seine ritterlichen Vorfahren vordem zur Uebung mit stumpfer Lanze stachen, ehe sie ins eigentliche Turnier ritten! — — In der ersten Hälfte der vierziger Jahre erhielt Bismarck seinen ersten Orden; er blieb lange sein einziger und ist heute noch eine Decoration, welche er mit Stolz neben den höchsten Ehrenzeichen trägt. Als ihn ein etwas spöttischer Diplomat lächelnd nachmals fragte: „Wofür erhielten Sie diese Denkmünze?" „Ich habe die Angewohnheit, zuweilen einem Menschen das Leben zu retten!" erwiederte er kaustisch, und erröthend senkte der Staatsmann den Blick. Bismarck hatte nämlich seinen Reitknecht mit eigener Lebens-

gefahr den Wellen entrissen, als das Pferd, welches derselbe in die Schwemme ritt, sich, wild geworden, überschlug. — In dieser Zeit von Bismarck's deichhauptmännischem Garçonleben war es auch, wo er — wir glauben 1844 — mit dem Major von Roon herzliche Freundschaft schloß, deren Tragweite Beide schwerlich ahnten. Beide Männer aber hatten sich gewiß in ihrem Wesen erkannt und wußten, daß sie sich auf einander verlassen konnten; dies war für sie und — als die kritische Stunde schlug, fürs Wohl des Vaterlandes genug. — —

In des Kaisers Lebensbild wurde angedeutet, wie die trübe, engherzige und zaudernde Politik des Ministeriums Eichhorn der drängenden Zeitrichtung sich nicht mehr gewachsen zeigte und in der zwölften Stunde zu einem neuen Hülfsmittel gegriffen werden mußte, um das Unwetter des Radikalismus zu bannen, was langsam, aber desto sicherer über den Rhein gezogen kam und rings den politischen Horizont wie niemals verdüsterte. Das königliche Decret vom 3. Februar berief den vereinigten Landtag nach Berlin. Unter den Mitgliedern der Kurie der drei Stände befand sich auch von Bismarck-Schönhausen. Er trat ins politische Leben, welches zugleich das erste wirklich politische Leben seiner Nation war, damit aber durch die enge Pforte, welche ihn unter Kämpfen und Prüfungen zu dem großen Triumphthor führen sollte, unter welchem ihn sein Monarch erwartete und mit nichts Geringerem glaubte belohnen zu dürfen, als einem Fürstendiadem! — Bevor er auf dem großen Kampfplatz der Principien erschien, verlobte er sich mit Johanna, der einzigen Tochter des Herrn Jacob von Puttkammer und Luitgardens von Glasenapp auf Rheinfeld. In Otto und Johanna sollten zwei der ältesten preußischen Adelsgeschlechter, die ihren Königen im Felde wie im Rathe lange Dienste geleistet hatten, ihr Blut vermischen und zu neuem ungeahnten Glanze wieder aufblühen. Diese Verbindung und die Anforderungen der Zeit an seinen Patriotismus brachten in unseres Staatsmanns Leben auch diejenige Herzens- und Geistesfrische, welche er so lange fruchtlos ersehnt hatte. —

Der erste vereinigte Landtag in Preußen!! — Wir sagten

bereits andern Orts, daß wir für möglich hielten, der vereinigte Landtag, sechs Jahre früher berufen, hätte vielleicht das Land gerettet. Die Aeußerungen, welche Graf Bismarck wenigstens nach dieser Zeit im Norddeutschen Parlament bei Gelegenheit der allgemeinen Wahlen that, indem er das Unzulängliche des Dreiklassensystems der preußischen Wahlen beleuchtete, drücken einen ähnlichen Gedanken aus. Als man den allgemeinen Landtag 1847 einberief, war es aber zu spät; die Zeit war demselben entwachsen. — Die Idus von 1848 kamen, der ganze Sturm und Schmerz eines jahrelangen Ringens und — wir glauben, — es war doch **besser** so!! Eine höhere Macht leitet ja der Völker Geschicke und weiß besser, was uns taugt, als wir klügelnden Menschen. —. — Die Symptome, welche im ersten und zweiten vereinigten Landtag bereits ans Licht traten, zeigten deutlich, daß man schon über den Rahmen dieser Institution hinaus war. Der kommende Orkan ließ sich spüren, dem Herr von Bismarck-Schönhausen bereits jetzt schon, seiner vorhin bezeichneten Meinung gemäß, kühn entgegentrat und seinen Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte. —

Dieser vereinigte Landtag bestand aus drei Parteischattirungen, welche sich in der schwülen Stimmung der Zeit bald scharf genug zueinander stellten. Die streng royalistische — besser gesagt die Partei der bureaukratisch-absoluten Monarchie sah in dem Februarpatent die äußerste Grenze der Bewilligungen, welche das Königthum dem Lande, ohne eigene Gefahr, machen dürfe. Die Partei der ständischen Monarchie, zu der vom ersten Augenbicke an also Otto von Bismarck gehörte, huldigte einer Richtung, die seinen Standesbegriffen ebenso sehr, wie seinem geistigen Wesen, seiner Jugendentwickelung entsprach, in der sich Thron und Vaterland zu erneuter Daseinsform einten, ein Standpunkt, dem er unter allen Stürmen seiner ganzen innern Ueberzeugung nach treu geblieben ist. — Diese Partei hatte im Sinne: auf Grund des Februarpatents organisch eine Verfassung zu erbauen, welche die Würde der Krone, die Kraft des Regiments aufrecht erhielt, aber den berechtigten, schon von König Friedrich

Wilhelm III. zugestandenen Wünschen der Nation gebührende Rechnung trug. — Die dritte Partei bildeten, — wie sie sich selbst bald nannten, die „Radikalen". Sie sah in dem Februarpatent ein Hinderniß ihrer weitgehenden Absichten und wünschte den allgemeinen Landtag deshalb beseitigt. Ihre Absicht war: Herrschaft des Parlamentarismus durch Schwächung der königlichen Prärogative, und sie hoffte, die Zeitströmung werde ihr den Sieg verleihen. — — Oeffentliche Diskussionen, die Aufregung des Parteilebens, persönliches Insceneſetzen auf der Tribüne und der Glanz des Rednerthums waren damals noch gänzlich neu unter uns und blendeten selbst ernstere Männer um so mehr, je weniger man linguistische Productionen auf ihren wahren Werth zurückzuführen vermochte. Man zog eben die politischen Kinderschuhe an. — Auch Bismarck soll anfänglich von dem neuen geistigen Leben, das sich etablirte, berauscht gewesen sein. Wir untersuchen nicht, in wie weit das richtig sei, es würde aber nur unsere Meinung bestätigen, daß die, wenn auch noch nicht geklärten, Ueberzeugungen Bismarck's doch damals schon stark monarchisch-constitutioneller Art gewesen sind und nur die Ausschreitungen der Zeit ihn zwangen, einer Richtung entgegenzutreten, die durch Fanatismus zu Selbstruin und Preußens Schädigung führen, Thron und Land, alle Tradition, wie die Zukunft desselben in tödtliche Gefahr bringen mußten. Bald genug kam Bismarck von dem ersten Eindrucke parlamentarischer Versammlungen zurück. Das, was ihm stets am widerwärtigsten gewesen war, die Phrase, schoß kakteenhaft auf und ihre betäubenden Blüthen dufteten bald zu stark, um von so gesunden Geruchsnerven wie den seinen ertragen zu werden. Er bemerkte mit Besorgniß, daß diese Phrase sich zu einer politischen Macht ausbilden, tyrannisch die Entschließungen der Majorität meistern und ein Feind des Königsthums, der Vergangenheit Preußens werden wolle. Er trat ihr rückhaltslos entgegen! — Der Tag, wo er in diesem Sinne und zum ersten Male die Tribüne betrat, war der 17. Mai. Eine Behauptung nöthigte ihn dazu, die aller geschichtlichen Wahrheit vor den Kopf stieß. Abgeordneter von Sauken hielt nämlich

eine Rede, in der er behauptete: „die Erhebung des preußischen Volks 1813 habe eigentlich nur stattgefunden, um eine Constitution zu erlangen." Bismarck entgegnete: „daß er bezweifeln müsse, daß das Volk andere Gründe damals zum Kampf gehabt habe, als die Schmach der Fremdherrschaft." — Mißfallen rings, Murren und Rufen unterbrach ihn; diverse Redner meldeten sich, um den jungen Kampfhahn abzuführen, der ihnen sagen wollte, welche Gefühle **sie** damals in den Kampf geführt hätten, da derselbe noch gar nicht gelebt, somit kein Urtheil habe. Als das Wetter sich legte, — Bismarck las auf der Tribüne inzwischen ein Zeitungsblatt, — entgegnete er: Er stelle nicht in Abrede, daß er zu jener Zeit noch nicht gelebt habe, ihm nicht vergönnt gewesen sei, an der Erhebung Preußens Theil zu nehmen. Jetzt sei er endlich über diese Erhebung aufgeklärt! Bisher habe er immer geglaubt, die Knechtschaft, gegen welche damals gekämpft worden, habe im Auslande gelegen, jetzt sehe er ein, daß sie im **Inlande** gelegen habe. „Ich bin gar nicht dankbar, meine Herren, für **diese** Aufklärung!!" — Durch das Murren, was sich erhob, tönte Bravo; der Sinn für historische Gerechtigkeit erwachte in Etlichen doch wieder! Seit dieser Stunde wurde Bismarck vom Liberalismus, wurde von allen Denen gehaßt, welchen die Phrase ein unumgängliches Handwerkzeug geworden, denen das Blenden Hauptsache, das Erleuchten aber ziemlich gleichgültig war. Die Presse warf sich sofort auf ihn als einen „feudalen Gegner" und fortan —, nur in höherem, reinerem Sinne wie Beaumarchais, konnte er von sich sagen: „Mein Leben ist **ein** Kampf!" Zu demselben brachte er das mit, was Freunden wie Feinden aber imponirt. Eine herkulische Gestalt, eine Kühnheit und Saloperie der Bewegungen, welche anzog und doch erbitterte, eine hohe freie Stirn, einen fast unheimlich großen, funkelnden und durchdringenden Blick und eine unerschütterliche Stoa des Willens. Bismarck spricht bekanntlich nicht mit jenem Zungenschwunge, der rauschend dahinrollt und Alles fortreißt, er redet schlicht, stockt oft, seine Sätze unterbricht er manchmal gerade im Flusse, — sucht oft das Wort erst für seinen Begriff. Sein

Ton ist nicht einschmeichelnd, anheimelnd, schwellt nicht an zur Woge stürmischer Begeisterung, denn Bismarck war niemals ein Romantiker der Tribüne. Seiner Rede Klang ist oft scharf, mitunter schneidend. Dazu schlug ihn der burschikose Junker auch in den Nacken, er hatte also von vornherein bei jedem damaligen „Volksfreunde“ verspielt. — Schon bei den nächsten Debatten nach diesem denkwürdigen 17. Mai warfen sich die Gegner über ihn her und gaben ihm Gelegenheit, für die Autorität der Krone, der Geschichte, für die conservativen Principien in die Schranken zu treten, die er stets heilig gehalten und auf deren Boden gerade seine politische Toleranz, sein Wahrheitseifer, die Sehnsucht: sein Volk geehrt, groß, wohlhabend und strebsam unter den Hohenzollern, Preußen aber als einen kraftvollen Factor deutscher Geschicke zu sehen, wurzelte, ein Glaube, eine Sehnsucht, die in ihm durch trübe Zeiten wohl verkümmert werden konnten, wie das Licht, dem Nahrung fehlt, welche aber nur mit seinem Leben zu verlöschen vermögen. „Tod der Phrase, damit die Sache gerettet sei!“ Das ist sein Motto vom Mai 1847 bis zum Jahre 1872 geblieben und wird immer das Zeichen sein, in dem er siegt! — Was war Bismarck's Sache? — Wie Moltke und Andere hatte er den Glauben, daß „ohne ein starkes Regiment jedes Volk verloren ist“, daß den Thron schützen auch das Vaterland retten heiße, daß nur vom Punkt staatlicher Einheit und gouvernementaler Autorität aus diejenige solide Freiheit dem Volke erreichbar werde, unter deren Fittigen Jeder leben und das Seinige genießen könne. — Sollen wir den Beweis der Wahrheit antreten, daß Bismarck damals schon sehr Recht hatte? — Vielleicht ist's gut, es doch zu thun! Als Verfasser Dieses im Sommer 1872 zu Straßburg sich befand und in einen Laden am Place Klèber trat, machte er dort die Bekanntschaft eines nicht mehr jungen elsässischen Corporals, der unter dem Corps Felix Douay's im Kriege 1870 gestanden hatte, bei dem bekannten schreckensvollen Ummarsche über Paris nach Chalons im Melée verschlagen worden, zurück nach Paris gekommen und dort gezwungen gewesen war, den Kampf der „Commune“ mitzumachen. — „Daß die Preußen siegreich gewesen,

wir aber ein verlorenes Volk sind", sprach er bewegt „kommt daher, Sie haben ein altes Herrscherhaus, das **respectable** ist und seine Sache **immer** mit der seines Volkes vereint hat! Wir haben seit 1794 keine anständigen Leute mehr, die uns regieren; selbst die Orleans haben wir fortgejagt!" — —

Kurz nach Schluß des ersten vereinigten Landtages heirathete Bismarck Fräulein Johanna von Puttkammer und trat seine italienische Hochzeitsreise an. — Einen ätzenden Stachel nahm er von seinem ersten parlamentarischen Debut mit. Er hatte die Illusion seiner Jugend verloren, die erhabene und schöne Idee Stein's und seines Großvaters Menken: daß man dem Volke eine vernünftige, fruchtbringende Freiheit gewähren könne, ohne die Würde und Größe des Königthums aufs Spiel zu setzen, welchem Preußen seinen Ruhm, seine Gesittung und Wohlfahrt zu verdanken gehabt hatte! So wenig wie Bismarck in dieser schmerzvoll patriotischen Stimmung vielleicht erwägen mochte, daß große Krisen nothwendig seien, um die Krankheit der Zeit zu beseitigen und dem Vaterlande ein gesunderes, verjüngteres Leben zu geben, so wenig mochte er damals auch glauben, daß er allein und kein Anderer berufen sei, der große Arzt zu werden, dem das gelinge, ja daß er bereits jetzt schon den ersten und wichtigsten Schritt auf der Bahn dieser seiner Bestimmung gethan habe. Jetzt entschädigte ihn wenigstens die Liebe seiner Johanna, das errungene häusliche Glück und der durch dasselbe erreichte innere menschliche Friede für den Kummer, welchen er als Vaterlandsfreund empfand. — Die Wirkung seines politischen Auftretens war übrigens nicht nur nach Unten, sondern auch nach Oben hin größer gewesen, als er gewähnt hatte. Dies empfand er auf der Reise schon. In Venedig, ganz wider Vermuthen, traf er mit seinem Monarchen Friedrich Wilhelm IV. zusammen, ward zur Tafel gezogen und der König verwickelte ihn in ein längeres vertrautes Gespräch, die damaligen Zustände, namentlich aber die deutsche Sache betreffend, welcher Friedrich Wilhelm IV. stets eine besondere Vorliebe gewidmet hat. Konnte diese Discussion auch kein anderes Resultat haben, als

daß der König „seinen Mann“ näher kennen lernte, so ist doch wohl anzunehmen, daß dasselbe nicht ganz ohne Einfluß auf das Vertrauen gewesen ist, was Bismarck nachmals als Gesandten nach Frankfurt berief. — Auf dem zweiten vereinigten Landtage sehen wir ihn mit gleicher Consequenz und Furchtlosigkeit gegen die Fluth der radikalen Partei sich erheben, nachdem er zu Schönhausen sein ehelich Nest erbaut hatte. — Das Jahr 1848 kam, der 18. März. Von Frankreich im Februar war die rebellische Sturmfluth ausgegangen und hatte die Orleans verjagt, um Herrn Alphons de Lamartine — einen Romanschriftsteller, — Wer lacht da? —, auf den republikanischen Thron zu setzen. In Wien hatte sich das Spiel wiederholt, in München gleichfalls. Wenn auch die Häuser Habsburg und Wittelsbach nicht entthront wurden, Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich dankte ab, sein Neffe Franz Joseph I. folgte ihm und König Ludwig I. von Baiern legte das Scepter in die Hände Maximilians, seines Sohnes. Am 18. März brach auch über Preußen der Sturmwind des Bürgerkrieges herein. Das Princip der Legitimität wankte in der gesammten Welt, diese Zeit schien das politische Chaos gebären zu sollen. —

Wie Otto von Bismarck zu Muthe war, als er so Alles um sich zerbrechen fühlte, was ihm lieb und ehrwürdig, der Gegenstand seines Studiums, die Hoffnung seiner Zukunft gewesen war, — das überlassen wir dem geläuterteren politischen Urtheile der Gegenwart. Konnte er wohl damals die allgemeine, innere Berechtigung einer Katastrophe einsehen, die — unlogisch und schreckhaft eintretend — in der mitteleuropäischen Menschheit doch schon von sehr langer Hand vorbereitet war, welche den gesammten geistigen und materiellen Zündstoff in sich barg, alle die doctrinairen Gase, welche sich seit 1790 in Deutschland angesammelt hatten?! — 1848 zersprang endlich die Retorte und — das war gut!! — Hinter all dem tollen Treiben jener Tage steckte doch eine vollsaftige Volkskraft, der Drang, die eigenen Kräfte im Selbstbestimmungsrechte auszudehnen, die neue Zeit zu erbauen auf neuen Fundamenten, diese neue Zeit, welche deutsch, licht und

groß, stark nach Innen wie nach Außen sein mußte; es galt — mit einem Worte: das Naturrecht des germanischen Stammes, wie es vermöge dessen Entwickelung geworden war! — Daß dies gerade Otto von Bismarck nicht verstand?! — Wir dächten, er verstand es auf seine Weise ganz mit demselben Rechte nicht, wie wir es Alle auf unsere Weise **auch nicht** verstanden!! Eines begriff er aber, das Entweder-Oder der Zeit: „ob Monarchie, ob Republik!" — Am 2. April war die Scheidestunde, in der Otto von Bismarck seine Jugend begrub, zwischen Vergangenheit und Zukunft das Tafeltuch entzweischnitt. — Die Stunde, wo er Geschehenes vergessen und Kommendes mit erhobener Stirn, ob auch zuckenden Herzens, erwartete. Es war derselbe 2. April, wo der zweite vereinigte Landtag seine Function an die neue constituirende National-Versammlung abtrat und in einer raschen Kronadresse seinen eigenen Grabstein schrieb. Wie Bismarck an jenem Tage sagte, hatte „die Krone selber die Erde auf ihren Sarg geworfen!" Das war seine erste Hamletsminute! — Seine zweite fiel 18 Jahre später in den Mai 1866!! —

Die Revolution in Preußen ging ihren Weg, Ministerien fielen und traten auf. Bismarck verfolgte unausgesetzt mit Spannung den geistigen wie materiellen Gang der Ereignisse und war in Berlin rastlos thätig, eine königstreue Partei zu bilden, welche in patriotischen Vereinen und der durch ihn hervorgerufenen „Neuen Preußischen Zeitung" ihre Organe fanden. — Aus jener Zeit schreibt sich auch die Bekanntschaft Bismarck's mit den beiden Freiherren von Manteuffel her, welche nachmals so gewichtigen Einfluß auf das Staatsleben haben sollten. Um gleich eine vielverbreitete Unklarheit zu berichtigen, schalten wir hier ein, daß es drei Manteuffel gab oder giebt, den bekannten Minister-Präsidenten und dessen jüngeren Bruder, der damals Chef des Ministeriums der landwirthschaftlichen Angelegenheiten war; der Minister-Präsident ist im Gegensatz zu seinem Bruder immer als Manteuffel I. bezeichnet worden. Der Dritte, ebenfalls jünger, welcher nur ein entfernter Vetter Beider ist und zu ihnen in gar keinem leiblichen Verwandtschaftsgrade steht, war der damalige Rittmeister Edwin von

Manteuffel.*) Er war dem Könige besonders werth, denn am 20. März, — nachdem er in den Schreckenstagen der Barrikaden stets um den Monarchen gewesen war, durch seine Energie den brechenden Muth seines Königs gestützt hatte, war er dessen Flügeladjutant geworden. Er, wie dessen besagter Vetter, der spätere Premier, Otto Theodor Freiherr von Manteuffel I., müssen mit Bismarck in dieser Zeit als die Paladine des Thrones, die Träger der conservativen Idee, — die Herren Stahl und Gerlach hingegen als die Doctrinäre der Partei angesehen werden. Ihr augenblicklicher und höchster Zweck war der gleiche, die Art ihn zu erreichen verschieden und mit den Jahren gingen sie so wesentlich auseinander, daß sie sich schließlich, wie es scheint, im Gegensatze befanden! —

Die ganz unverkennbar republikanisch-sociale Volksbewegung entzog sich schließlich selbst allen Boden durch ihr hirnloses Gebahren. Die National-Versammlung spaltete sich, der Demokraten-Congreß zerfiel. Die Steuerverweigerung, der blutige Octoberkampf der Arbeiter gegen das Bürgerthum in Berlin, Wrangel's Einmarsch und der Belagerungszustand machten dem „souverainen Volke" schließlich ein höchst unsouveraines Ende. Wenn wir hier aus der eigenen Erinnerung Erlebnisse entrollen, — zum Beispiel die romantische Geschichte des Volksredners und nachmaligen Theateragenten Held und der Lucia Lenz in ihrem ganzen schleierhaften Reize geben wollten, so — ?! — — Diese Dinge gehören zu sehr der politischen Demimonde an, haben einen zu starken Beigeschmack derjenigen Zustände, die das Paris des Jahres 1871 bot, als daß wir sie dem Leser zumuthen könnten. — —

Im August 1848 wurde Bismarck's erstes Kind zu Schönhausen, seine einzige Tochter Marie, geboren. Im December ward Bismarck zum Abgeordneten für Brandenburg gewählt und erschien auf dem neuen Kampfplatze. — Nachdem die National-Versamm-

---

*) In den vorhergehenden Lebensbildern haben wir diesen später so berühmten General nur als Manteuffel II. der Unterscheidung wegen bezeichnet.
D. V.

lung sich selbst unmöglich gemacht, sie auseinandergesprengt worden, die von ihr zu berathende neue Verfassung aber nur ein Torso geblieben, war ein neues, ein conservatives Ministerium der That ernannt worden, an dessen Spitze Graf von Brandenburg stand und in welches Otto Theodor von Manteuffel I. als Minister des Innern eintrat. Sehr glaublich ist, daß von Bismarck-Schönhausen schon damals genug Einfluß hatte, um — wie Hesekiel meint — Manteuffel zum Portefeuille zu verhelfen. Ist dies Thatsache, — obschon uns berichtet wird, daß Bismarck's Verhältniß zu dem Ministerpräsidenten immer ein durchaus kühles gewesen, so ist dadurch erhärtet, daß der neue Ministerpräsident Bismarck wohl als Nichts mehr, denn als der Mann der Lage galt, als eine politische Nothwendigkeit. Dies Ministerium octroyirte nunmehr dem Lande ein Verfassung und auf Grund derselben trat Ende dieses trüben Jahres die Vertretung zusammen, um der neuen Lebensform Preußens ihre Sanction zu geben. — —

Die alte Ständeverfassung, auf Grund deren der allgemeine Landtag getagt hatte, hatte den preußischen Staat auf zwei Gewalten gestellt, auf die Krone als sanctionirende und ausübende Gewalt, auf die vereinten Stände als berathende, beipflichtende, oder ablehnende. Diese octroyirte Verfassung hatte aber der Gewalten drei. Die Krone, das Herrenhaus und die Zweite Kammer. — Durch das Dreiklassen-Wahlgesetz war ferner gesorgt worden, daß der Demokratismus so frank und frei wie vorher nicht in die Assemblee der Gesetzgeber eintreten konnte. Die Wähler wurden durch den Modus des Vermögens gesiebt und die indirecte Wahl wurde ein Filtrum der Gesinnung. Ob diese Verfassung, ob diese Vertheilung der Gewalt unter drei Factoren gut oder schlecht war, haben wir nicht zu erörtern. Das Volk mochte sie im Ganzen und Großen nicht leiden und mit nicht geringerem Mißtrauen sah sie Bismarck an. Aber der König hatte sie gegeben und das war seinem patriotischen Gewissen genug. Er versuchte sich ehrlich mit ihr abzufinden und in eine Staatsform einzuleben, die wenigstens den Vortheil hatte, überhaupt eine Lebensform zu sein, nachdem man seit den März-

tagen blind in der formlosen politischen Fluth umhergetrieben worden. Was das Ausland anbetraf, so hatten zwei gewichtige Thatsachen die allgemeine Lage Europa's wesentlich verändert. — Die heilige Allianz hatte einen starken Riß bekommen! Der greise Metternich, ihr hauptsächlichster Träger, war nämlich abgetreten und Franz Joseph, der neue, jugendliche Kaiser, huldigte einer wesentlich andern Politik. Dazu war die französische Republik im Verenden; sie hatte Louis Napoleon zum Präsidenten gewählt. Hinter demselben stand bereits der Cäsarismus und die Säbelherrschaft! — Daran war noch nicht genug! Am 20. Jan. 1848 hatte Christian VIII. von Dänemark das Zeitliche gesegnet, Friedrich VII., sein Nachfolger, verkündete fast unmittelbar nach seiner Thronbesteigung die Gesammtverfassung, welche Schleswig-Holstein dänisch machte. Das war ein Schlag in Deutschlands Gesicht und Deutschland war mehr denn je zerrissen! — Bismarck blickte also nicht nur voll Sorgen auf die Entwickelung der Dinge in Preußen, mit noch sehr viel schwermüthigeren Augen blickte er die Weltlage an. So trat er in die zweite Lebensepoche, wo sein Wirkungskreis, noch mehr seine Erfahrung sich in ganz ungeahntem Maaße erweitern sollten. — —

Am 26. Februar 1849 wurden in Berlin die Kammern eröffnet. — Welche Stellung Bismarck bereits unter seinen Parteigenossen einnahm, beweist, daß sie Alle ihn begrüßten, Graf Arnim-Boitzenburg, Minister von Manteuffel selber! Daß die Zeiten sich auch geändert hatten, die rothe Demokratie nicht mehr die absolute Uebermacht besaß, beweist, daß Leute wie Auerswald, Vincke, Grabow, — welche vorher Bismarck's Gegner gewesen, die nachmals es wieder werden sollten, — jetzt mit ihm auf derselben rechten Seite saßen! — Die Kräfte der Parteien standen sich ziemlich gleich, wenn man die „Wilden" für königstreu zählte, weil sie nicht absolute Demokraten waren. Auch das Ministerium hatte eine Aenderung erlitten, von Arnim hatte das Aeußere, v. d. Heydt das Handelsressort übernommen. Die Zweite Kammer nahm die octroyirte Verfassung an, schuf damit also wenigstens den neuen Rechtsboden. Wenn Otto von Bismarck

jedesmal, sobald er neu auftrat, seinen Gegnern wie Freunden anders erschien, Beide ihm wiederholentlich dies als einen Abfall von sich selber auslegten, so hat es darin seinen Grund, daß seine Einsicht in die Dinge eine klarere, raschere war, er sich der unabänderlichen Thatsache eher zu fügen, — und für die Staatsinteressen auszunützen wußte, daß ihm das Vaterland **stets höher** stand, als seine Meinung, während die Anderen krankhaft an der eigenen Doctrin festhielten. Bismarck, das eine, höchste Ziel im Auge, zeigte mit gutem Gewissen sich da reactionairer oder liberaler, als es ihm ums Herz war, wo ihm von dem **einen** oder **andern** Wege das **Wohl** der Dynastie und Nation abzuhängen schien. Sein Auftreten war 1849 deshalb auch wieder ein ganz eigenes. Der octroyirten Verfassung, die er nicht liebte, stimmte er bei, die deutsche Frage, den Krieg zur Befreiung Schleswig-Holsteins, — zwei Dinge, welche ihm recht eigentlich **Gewissenssache** waren, desavouirte er mit äußerster Energie! — Betrachten wir das von unserm heutigen Standpunkte, vergleichen wir das Preußen von 1866 mit dem Preußen von 1849, so sind die Gründe wohl klar. Die ganze Welt war aus den Fugen und streitlustig. Mit Wonne hätte Louis Napoleon eine kriegerische Eventualität ausgenützt, um als Sieger nach dem gallischen Purpur zu greifen, den er drei Jahre später als Intriguant errang. Konnte man Deutschland einen, wo jedes einzelne seiner Bundesländer in sich durch Factionen zerrissen war, wo in Dresden, später in Baden der lichte Aufruhr losbrach?! — Was verstand man denn unter Einheit? Wie dachte man sie sich denn in Scene gesetzt? Mit Güte oder Gewalt? — Wo nahm man denn die Güte her, da Jeder nicht wie der Andere wollte? Wo die Gewalt her mit einem preußischen Heere, das, wie unter Roon geschildert worden, durch resultatlose Experimente desorganisirt war, die Kassen für große Actionen aber leer?? — Hätte man die Doctrinen freilich marschiren lassen können, wirkten die Phrasen wie Bajonett und Kugel, wir wären damals höchst unbezwinglich gewesen. „Das deutsche Kaiserthum wird nur auf dem Schlachtfelde errungen!" hatte Friedrich

Wilhelm IV. der Frankfurter Deputation geantwortet, die demokratische „Einölung" nützte wirklich Nichts! Als die Zweite Kammer die deutsche Reichsverfassung annahm, sagte Bismarck sehr mit Recht: „Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches ihrem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden; ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde!" Den Radikalen aber warf er das geflügelte Wort entgegen: daß sie dann vor den neuen deutschen Kaiser mit dem Reichswappen hintreten würden und ihn fragen: „Glaubst Du, **dieser** Adler sei Dir **geschenkt**?!" — — Ebenso definirte er der Demokratie gegenüber den Begriff des „Volks", der zur Parteiphrase geworden war. Ihm war das Volk die Gesammtheit der „denk- und willensfähigen Nation", nicht „ein beliebiger Haufe von Individuen", die ein Redner für seine Ansicht gewinnen kann. Er bestritt, daß das Staatsrecht auf dem Willen der Bevölkerung allein beruhe und einer schwachen Regierung gegenüber mit Gewalt durchgesetzt werden könne. Es beruhe vielmehr auf der von Gott gesetzten Obrigkeit und sucht seine Entwickelung nur in der „organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand." Das Alles waren natürlich nicht Dinge, welche die Demokratie bewegen konnten, Bismarck in ihr Herz zu schließen. Sie erstarkte vielmehr in der Opposition und nachdem sie die Aufhebung des Belagerungszustandes votirt hatte, der allerdings schlecht zu ihren Plänen paßte, wurde sie aufgelöst. Neue Wahlen erfolgten auf Grund des neuen Gesetzes. Im Sommer hatten inzwischen Ereignisse stattgefunden, welche weder angenehm noch befriedigend für die Gefühle der deutschen Nation sein konnten. Wenn auch die Niederwerfung der Revolution in Dresden unsere Pflicht war, erwarb sie uns doch nur schlechten Dank. Friedrich Wilhelms IV. officielle Ablehnung der Kaiserwürde hatte das Frankfurter Parlament verschnupft. Es protestirte gegen unsere Intervention, — wir desavouirten dasselbe. — Wie Bismarck gefürchtet hatte, kam aus dem schleswig-holsteinischen Kampfe gar nichts heraus. —

Nichtsdestoweniger war das Vertrauen, was die in der Paulskirche tagende Versammlung durch das Angebot der Kaiserkrone den Hohenzollern bekundet hatte, weder unberechtigt, noch fiel es in Berlin gänzlich auf dürren Boden. Dies Vertrauen bewies, daß in der deutschen Nation die Ueberzeugung lebe, daß die Lösung seiner Geschicke, die Befriedigung seiner Einheitssehnsucht unter der Aegide der Hohenzollern besser gelingen werde, als unter dem österreichischen Kaiserhause. Wenn es zu weit späterer, viel günstigerer Zeit erst zweier erschütternder Weltbegebenheiten bedurfte, um den Sonderwillen der einzelnen Fürsten und Volksstämme im Drange der Noth zu brechen, konnte von ihrer freiwilligen Einigung im Jahre 1849 denn schon die Rede sein?! Wie weit er berechtigt ist, bleibe an dieser Stelle unerörtert, aber wie der Partikularismus stets Hauptgrund der deutschen Zerstückelung gewesen ist, so mußte er auch vorerst das Haupthinderniß für eine nutzbringende Einigkeit werden. Schon daß an den ersten unerläßlichen beiden Bedingungen: daß der Oberbefehl der gesammten deutschen Streitmacht und die Führung der großdeutschen Politik in **einer Hand** sich dauernd befinden müsse, — das Einvernehmen der Regierungen beständig scheitern werde*), begriff das Frankfurter wie das Erfurter Parlament nicht. Das deutsche Reichswahlgesetz war am 12. April angenommen worden und Bismarck nahm es auch an, trotzdem er gegen die Reichsverfassung **selbst** war. Er nahm das Wahlgesetz eben an, nicht weil er von demselben ein Heil für das Einigungswerk erwartete, sondern weil er es für an sich gut, für das beste Mittel hielt, den wirklichen Volkswillen einst zum legalen Ausdruck zu bringen! — Am 7. August trat die neue Zweite Kammer zusammen. Dieselbe hatte zwei Aufgaben, die octroyirte Verfassung einer Revision zu unterwerfen und die deutsche Frage zu beleuchten, welche damals

*) Bismarck's Reden, I. Band S. 301—3. — Die gesammten Reden des Fürsten Reichskanzlers sind in drei Bänden, bis zum Jahre 1870 reichend, ferner in einzelnen Nachtragswerken, die später näher bezeichnet sind, zu Berlin im Verlage von F. Kortkampf erschienen. D. V.

zugleich wesentlich eine preußische geworden war. Bei den Debatten über die Verfassung war Bismarck's eifriges Bestreben, dem Königthume wenigstens zu ermöglichen, mit dem Constitutionalismus so regieren zu können, wie es für ein kraftvoll erblühendes Preußen nöthig war. Er bekämpfte deshalb besonders das Steuerbewilligungsrecht des Landtages, denn er sah in ihm eine Umwälzung des Staatsrechts, eine Verlegung des Schwerpunkts der Gewalt von der Krone in die Kammern. Schaute sein ahnender Geist etwa voraus, daß in diesem Rechte der Keim des späteren endlosen Conflictes liegen werde?! Stieg ihm schon jetzt die Sorge auf, daß die Regierung fortan sich zwischen diesem Recht und der Gefahr immerwährender ausländischer Krisen, wie zwischen Thür und Angel bewegen werde? — Wir glauben ja! — Es giebt sowohl politische, wie künstlerische und militärische Instinkte, Ahnungen, die — ob noch so unbestimmt, uns schon die Folgen einer Sache lange vorfühlen lassen, ehe sie sich thatsächlich bemerkbar machen. —

Die deutsche Frage! — Es gab damals einen genialen, aber utopischen Staatsmann, Herrn von Radowitz, der die Deutschen durchaus einig haben wollte, Preußen als den Staat der Initiative hierzu ansah und das Werk, getragen vom Volkswillen, zu vollbringen meinte. Er hoffte das deutsche Problem durch die sogenannte „Union" zu lösen. — Die Persönlichkeit des Herrn von Radowitz war eine ausgezeichnete, das heilige Feuer seiner Begeisterung, die ideale Romantik, mit der er seine Sache verfocht und der Zauber seines Wortes rissen Alle hin. „In jedem Redner, der wirken will, muß ein Dichter stecken", hat Bismarck nachmals*) gesagt, und vornehmlich an diesem Manne machte er diese Erfahrung. — Bismarck war gewiß kein Dichter, in der Art eines Radowitz wenigstens sicher nicht. Sein durchdringender Geist, seine kalte Vorsicht, seine immer thätige Beobachtungskunst schlossen völlig aus, was wir dichterische Begeisterung, jenes Hineinwerfen in die Situation nennen, um auf deren breiter,

*) Bismarck's Reden, II. Band S. 97.

stürmender Woge die Flagge des Princips aufzustecken! — Bismarck hat Begeisterung, hat ihr zu verschiedenen Momenten mit seines Herzens voller Gewalt Ausdruck verliehen, aber sie tritt selten an die Oberfläche, ist vielmehr eine Seelenqualität, die still im Grunde seines Gemüths ruht, ernst, anspruchslos wie der Glaube seiner Väter, aber fest, undiskutirbar, absolut wie dieser, — er hat die Begeisterung preußischer Vaterlandsliebe, die zu **erweitern** er immer, — die zu **verändern** er niemals fähig ist! — Bereits einer der hervorragendsten, wenn nicht der bedeutendste Führer der preußisch-conservativen Partei, trat er Radowitz mit dem Argument entgegen, „daß dessen Bestrebungen auf Kosten des specifischen Preußenthums gewagt und, falls sie gelängen, dessen Untergang sein würden.“ Die Phrase, daß „Preußen in Deutschland aufgehen müsse“, war Bismarck's Ueberzeugung ein nonsens und seine Ueberzeugung hatte Recht. War jemals Einigkeit oder nur Einigung zu ermöglichen, niemals durch das Aufgehen, also das Verfluthen eines Staats und Stammes in den andern, sondern durch Assimilation, durch einen Compromiß, der Jedem das Seine ließ, aber Alle freiwillig und vollberechtigt zum deutschen Gemeinwesen einte. Daß Preußen gerade, der norddeutsche Staat also, der seiner historischen Entwickelung, seiner Größe, inneren Kraftfülle und seines Volkscharakters zufolge, den dauerhaftesten Krystallisationskern für ein deutsches Gemeindeleben in sich schloß, daß dieser Staat „aufgehen“ solle, das mußte für Bismarck eben so viel bedeuten, als Preußen mediatisiren. — „Preußen sind wir, Preußen wollen wir bleiben!“ schmetterte er Radowitz entgegen, dem Manne, der uns den „Rubikon“ überschreiten lassen wollte, welcher für uns der Main nach 1866 geworden ist! Gerade Bismarck's Grundsatz: die Eigenthümlichkeit jedes deutschen Stammes, seine Lebensform, sobald sie Niemand schadet, zu erhalten, ist nachmals das starke Band der Seelen und der Leiber geworden, was uns 1871 zu wirklicher Einheit geführt hat! Das Wie ist das wunderbare Werk Gottes, Bismarck vor Allen aber gebührt das

Verdienst, mit der Ahnung des Genies es vorgefühlt zu haben! —

Den Winter 1849 zu 1850 verlebte Bismarck mit Familie in Berlin; dort wurde ihm sein zweites Kind, sein Sohn Herbert, geboren. — Durch seine ganze Stellung als parlamentarischer Vorkämpfer Preußens war derselbe längst dem Hofe näher getreten, hatte somit auch Gelegenheit, Louis Napoleons Busenfreund, Herrn Fialin de Persigny, kennen zu lernen, der in diplomatischer Mission des „Präsidenten der Republik" erschienen war. Das Auftreten dieser Persona gratissima von Paris war insofern bemerkenswerth, als es auf den sittlichen Geist und die Solidität der Regierung schließen ließ, welche er vertrat. — Am 31. Januar 1850 hatte eine königliche Botschaft die Verfassungsrevision als beendet erklärt, das neue Staatsgrundgesetz ward publicirt und die Verfassungsurkunde am 6. Februar von Friedrich Wilhelm IV. beschworen. Diese neue Verfassung, durch welche Friedrich Wilhelms III. Zusage thatsächlich erfüllt wurde, mochte nun, — sei es im conservativen wie liberalen Sinne, so gut oder so schlecht sein, als sie wollte, mangelhaft nach jeder Seite hin war sie gewiß. Drei Gewalten in derselben waren zwar geschaffen worden, die Krone, das Herrenhaus und die Zweite Kammer, aber die Frage über die Competenz der verschiedenen Staatsgewalten bei Feststellung des Budgets war **nicht ausgetragen** worden, lag als Eris-Apfel zwischen ihnen und mußte Zwietracht im Gefolge haben, sobald ein ernstlicher Conflict der Ansichten sie auf die Tagesordnung brachte. Damit war schon die Lösung für den kommenden inneren Kampf gegeben! —

Das sogenannte „Unions-Parlament" zu Erfurt wurde im Frühjahre 1850 eröffnet. — Daß Bismarck dieser Unionsutopie gegenüber ganz wehe werden mußte, begreift sich heute leicht, wenn man bedenkt, Was damals hinter den Coulissen spielte. Seit 1849 im Frühjahre schon hatte Preußen mit Oesterreich wegen der Verfassungsfrage angeknüpft, letzteres aber hatte dessen Vorschläge abgewiesen, obwohl dieselben auf Nichts hinausliefen, als am Bunde mit Oesterreich den Vorsitz abwechselnd zu theilen.

Das hieß nichts Anderes, als Preußen wolle nicht abhängig von einer willkürlichen Majorisirung sein, sondern als europäischer Großstaat gemeinschaftlich die Führung des deutschen Bundes haben, den gleichberechtigten Einfluß auf Deutschlands gemeinsame Geschicke. Am 27. Februar trat Hannover von dem Bündnisse mit Preußen zurück, brach offen mit der norddeutschen Politik, wurde also Anhänger des österreichischen Uebergewichts. Am 26. April forderte Oesterreich zu einer Bundesversammlung in Frankfurt auf, — das bedeutete die Majorisirung Preußens; Preußen protestirte also. Jetzt traten die kleinen deutschen Mittelstaaten zu einem Bunde, dem Vierkönigsbündnisse, zusammen, das den Zweck hatte, als dritter maßgebender Factor beide deutsche Großstaaten, Preußen wie Oesterreich, zu paralisiren. Herr v. d. Pfordten in München und Beust in Dresden waren das Elternpaar dieser kostbaren Idee! — Nachdem von Schleinitz das Portefeuille des Aeußern übernommen hatte und unsere äußere Politik durch ihn mehr Festigkeit erhielt, wurde unser Bundestagsgesandter von Frankfurt abberufen. Die meisten deutschen Staaten gravitirten bereits zu Oesterreich, das sich mit seinen Verbündeten unter preußischem Proteste als deutscher Bundestag neu constituirte. Der Conflict zwischen Preußen und Oesterreich war unausbleiblich, schien nur noch durch Waffengewalt zum Austrage kommen zu sollen und zwar schon jetzt! Die hessischen Wirren kamen noch dazu und boten eine hübsche äußere Handhabe, um die alte Eifersuchtsfrage zwischen Habsburg und Hohenzollern durch kriegerische Mittel zur Erledigung zu bringen. — Das war das unfehlbar Richtigste. Einigkeit war da doch nicht mehr zu erzielen, wo gegenseitiger alter Groll und Argwohn so unausrottbar war, Jeder da den politischen Boden ganz zu verlieren glaubte, wo er dem Andern nachgab. —

Die idealen Pläne Radowitz fielen in Nichts zusammen. Otto Theodor Freiherr von Manteuffel I. übernahm als Minister-Präsident das Aeußere, Westphalen das Innere. Die preußische Armee war gegen Oesterreich mobilisirt worden! — Das Spiel stand für uns namenlos traurig!! — Nachdem Rußland in

den Warschauer Conferenzen (15. October) Preußen und Oesterreich vergeblich zu versöhnen gesucht, letzteres die Gleichberechtigung Preußens beim Bunde abgelehnt hatte, sah Kaiser Nicolaus die heilige Allianz des Jahres 1815 bedroht, den Frieden Mittel-Europa's gefährdet, sah im Geiste schon das Gleichgewicht der Staaten aus seinem Hypomochlium gerückt; Czar Nicolaus aber war nicht der Mann, dem ruhig zuzusehen. — Wie unsere Armee in diesem Momente gerade beschaffen war, ist unter Roon berührt worden. Zwei österreichische Armeen standen schon zum Einfall bereit an unseren Grenzen, und was uns von den übrigen Staaten, besonders von Hannover, blühte, wußten wir auch. — Es blieb uns nichts übrig, als — Demuth!! — Wir gingen nach Olmütz!

Bismarck vertheidigte die Olmützer Politik vor der eben eröffneten Kammer, diese Politik, die er heimlich verwünschte, weil sie den heiligsten Gefühlen seines Innern, seiner Erziehung, seiner Erkenntniß, seinem ganzen persönlichen Wesen aufs Aeußerste zuwider war! — Warum entäußerte er sich hier gewissermaßen seiner selbst? — „Weil ein wackerer Patriot dann seinen König am wenigsten verläßt, wenn er **Demüthigungen** erdulden muß!" Bismarck war durch die zuverlässigsten militärischen Nachrichten zu der Ueberzeugung gelangt, daß wir von Oesterreich besiegt werden würden! — Wir denken, man braucht keines weiteren Grundes, um zu begreifen, weshalb seine patriotische Tugend die Olmützer Politik in dieser grauenvollen Stunde mit Stoa hinnahm und sie vertheidigte, um das Entsetzlichste nicht zu offenbaren, des Vaterlandes tiefste Wunde nicht zum Ziele der Dolchstöße aller seiner Feinde zu machen!!

Der innere Grimm aber, welchen Bismarck mit viel Tausenden theilte, befreite ihn jetzt wahrscheinlich schon von einer bisher stets festgehaltenen Illusion. — Die Revolution vom Jahre 1848 nämlich konnte für Bismarck's Bewußtsein das Haus Habsburg vom deutschen Kaiserthrone nicht entfernen. Trotz Ferdinands I. Abdankung war Habsburg ihm dennoch immer der legitime Träger der Rechte Carls V. geblieben, der Centralpunkt deutschen Lebens.

Den 27. November 1850 entthronte sich in Bismarck's Herzen Oesterreichs Anrecht betreffs der deutschen Sache aber für immer!! — Vermochte Habsburg nicht, der Einigkeit zu Liebe, den Platz neben sich dem Preußen Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms III. brüderlich zu gönnen, — nun, dann mußte es sich Preußen fortan gegenüber sehen! Durch die Drohung kriegerischen Einfalls in seine Grenzen hatte es die Tradition der heiligen Allianz, welche auf Gleichberechtigung begründet gewesen war, niedergerissen und fortan war unser Staat berechtigt, Nichts weiter zu erwägen, als den preußischen Vortheil und ihn zu rechter Zeit und Stunde zu ergreifen!! — Das dürfte Bismarck's Empfindung wohl damals bereits gewesen sein, und er sollte sie eher zur Geltung zu bringen Gelegenheit haben, als er ahnte. — Daß er die Punktation am 3. December vertheidigte, hatte zur Folge, daß die erbitterte öffentliche Meinung auf ihn selbst einen großen Theil des Fluchs von Olmütz wälzte. In ihm wurde der preußische Adel mit der ganzen Erbitterung liberalen Hasses angegriffen! Bismarck erwiederte: „Ich bin stolz darauf, ein preußischer Junker zu sein und fühle mich durch diese Benennung geehrt! Die Whigs und Tories waren auch Ausdrücke, die ursprünglich etwas Geringschätziges bedeuteten, und seien Sie versichert, wir werden unsererseits den Namen des Junkerthums auch noch zu Ehr' und Ansehen bringen!" —

Es war das letzte Wort, was von seinen Lippen in der Zweiten Kammer am Dönhofsplatze erklang. Als er hier seine Stimme wieder erhob, — 12 Jahre später, that er es als Minister! — Am 8. Mai war das famose Londoner Protokoll unterzeichnet worden, ein Tractat, durch den, gegenüber den Ansprüchen Schleswig-Holsteins, die Erhaltung des dänischen Gesammtstaates (also Dänemarks einschließlich der Herzogthümer) ausgesprochen wurde. — Bis zum Jahre 1862 glaubte das deutsche Publikum noch immer, dieser Vertrag sei ein für alle Mächte solidarischer, von ihnen untereinander, gewissermaßen wie eine Collectiv-Garantie für Dänemark, geschlossen worden, so daß ein Bruch desselben zugleich einen Vertragsbruch der Mächte untereinander, resp. den

Kriegsfall zwischen ihnen involvire. Dies war nicht der Fall! Der Londoner Vertrag war schlimm, aber nicht so elend, als man glaubte. Jeder einzelne Staat für sich, also auch Deutschland, hatte diesen Vertrag mit Dänemark geschlossen; solidarisch haftbar für irgend eine dritte Macht war er nicht! Ein Recht zur Dänisirung der Lande hatte Friedrich VII. durch denselben auch nicht, denn er hatte in diesem Protokoll „die Selbstständigkeit Schleswigs“ zugesagt und „auf die Incorporation des Herzogthums“ verzichtet. Damals war ferner die Thronfolgerschaft des Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg festgestellt worden, die Gottorper hatten auf ihre Ansprüche verzichtet, die Sonderburg-Augustenburger aber waren mit klingendem Gelde **abgefunden** worden! — So lag der Fall, und so lange die Herzogthümer nicht incorporirt, also dänisch gemacht wurden, blieben sie unter Dänemarks Regimente! — —

Um dieselbe Zeit erhielt Bismarck's Lebensstellung eine große Veränderung, — er wurde Diplomat. — Die Nackenschläge, welche Preußen erduldet hatte, sein offener Schwächezustand Oesterreich und dem Bunde gegenüber durfte nicht noch durch eine laxe Vertretung Preußens am Bundestage vermehrt werden. Man bedurfte dort eines Mannes, der Oesterreich genehm war und die jetzigen delikaten Verhältnisse mit Behutsamkeit angriff, zugleich aber Preußens Rechten Nichts vergab und mit Energie für Land und Krone da eintrat, wo man etwa beabsichtigte, Preußens schiefe Lage noch schiefer zu machen. Das Ministerium Manteuffel, der König selbst, am bittersten dessen Bruder, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm, empfanden die jetzige trostlose Lage. Letzterer, ein Mann voll Festigkeit, ritterlicher Energie und Thatkraft, wollte den Grund des bisherigen Unheils, unsere elende Wehrverfassung, beseitigen, durch Schöpfung eines geeigneteren Landesschutzes Preußen das Gefühl seiner Kraft und Würde wiedergeben. Ebenso sehr aber mußte jedes weitere Beiseiteschieben Preußens beim Bunde durch ernste Willenskraft verhindert werden! Zu diesem — im jetzigen Augenblicke doppelt schwierigen Geschäft

war der bisherige Gesandte in Frankfurt, General von Rochow, nicht der Mann, — aber Bismarck!

Von seiner Treue, Energie und der Klarheit seiner Grundsätze hatte unser Kanzler als Parteiführer hinlängliche Proben gegeben, auf seine Willenskraft konnte man sich verlassen. Andererseits war Bismarck am Hofe zu Wien persona grata durch die Vertheidigung der Olmützer Politik und seinen Widerstand gegen die Radowitz'schen Reformvorschläge geworden. Man glaubte mit einem Manne leicht fertig zu werden, dem die jetzige Situation seines Vaterlandes augenscheinlich sehr plausibel war. Wie das preußische Volk, so sollte auch der Kaiserhof sich hierin verrechnen! —

Wem der erste Gedanke kam, Bismarck an Rochow's Stelle zu setzen, wissen wir nicht; kurz, er ward gefaßt, obwohl nicht ohne Bedenken. — Bismarck war nicht diplomatisch geschult, seines Talents für diese Stellung war man nicht sicher; ist es doch ein Anderes, ein guter Parteiführer daheim zu sein, ein Anderes, sich rasch in den diplomatischen Irrgängen zu Frankfurt zurecht zu finden und gerade in der schwierigsten Epoche des Vaterlandes gewandt, sicher und klug dessen Interessen durch die Scylla und Charybdis des bundesfreundlichen Virilstimmen-Oceans und die Sandbänke von circa zweiunddreißig souverainen Willensmeinungen ohne Schiffbruch und Havarie hindurchzusteuern. — Bereits in Pommern im Frühjahr hatte Bismarck die Nachricht von Dem empfangen, was ihm bevorstand. Er hatte reiflich das Für und Wider überlegt und war zu dem Schlusse gekommen, den diplomatischen Tanz zu wagen. Des Vaterlandes Gefahr, des Königthums Noth hatten ihn zum Politiker gemacht, der Tag von Olmütz machte ihn zum Diplomaten. Er wußte, was sein Leitstern in Frankfurt sein müsse und fühlte von vornherein, daß ihn in diesem seinen Willen sein eigen Volk eben so wenig wie die Gegner verstanden, welche aufs Korn zu nehmen nun seine Absicht sein mußte. — Er wurde im Mai zu dem Ministerpräsidenten von Manteuffel beschieden, der ihm sagte, der König wolle ihn sprechen und ihn dann über den Gesandtschaftsposten aus-

forschte. Daß Bismarck sofort sich bereit erklärte, machte den leise tretenden Herrn Minister sehr stutzig. Noch mehr frappirte bald darauf den König die Unbedenklichkeit Bismarck's gegenüber einer so gewagten Aufgabe, — war der Posten in Frankfurt zur Zeit für Preußen doch der allerwichtigste. — Der König machte Bismarck auf die Schwierigkeiten desselben aufmerksam. — „Ew. Majestät können es ja mit mir versuchen! Geht es nicht, so kann ich ja nach sechs Monaten oder noch früher wieder abberufen werden!" — Er wurde zum ersten Secretair der Gesandtschaft ernannt und reiste sofort nach Frankfurt. — Es war eine neue, ihm gänzlich fremde Welt, die aber seine eigentliche Heimath in weit höherem Sinne noch als die Tribüne am Dönhofsplatze werden sollte. — —

Die Diplomatie ist von jeher nicht nur für das deutsche, sondern für jegliches Volk ein räthselvoll düsteres Ding, — etwas der heiligen Inquisition, oder dem Rathe der Zehn von Venedig Aehnliches — gewesen. Der offene deutsche Sinn konnte sich keine — Vorstellung von einem Metier machen, welches durch die Feder der Völker Schicksale bestimmte und dem das Werk, den Frieden zu erhalten, wie, — wenn das Vaterland genug gerungen und geblutet hatte, den Frieden wieder zu stiften, als besonderes Lebensgeschäft oblag. Die Erfahrungen früherer Zeiten waren nicht geeignet, uns einen Beruf lieben zu lassen, dessen Treiben wie dessen Erfolge an die Väter Jesu lebhaft erinnerten und deren Shiboleth er als Grundsatz seines Gebahrens angenommen hatte. Bis in die neueste gewaltige Zeit schien die Diplomatie wirklich der Gewohnheit zu huldigen, den Verkehr zweier Nationen etwa in demselben Modus zu suchen, welchen Shylok und Antonio gegen einander zur Anwendung brachten. —

Allerdings ist unser Vergleich diplomatischer Geschäfte mit denen eines Shylok und Antonio etwas stark, aber er ist richtig. Werden wir doch sehen, daß es noch in unseren Tagen der Shyloks diverse gegeben hat, welche große Lust empfanden, von Preußen

„. . . ein Stück Fleisch zu schneiden,
Aus jedem Theil des Leib's, von dem ich will!" —

Die Diplomatie Europa's hatte ihren eigentlichen Ursprung in der alten italienischen Kaufmanns-Weisheit der Medici, welche dieselbe den Shylots des Rialto, wie den Shyloks des Vatican abgelauscht hatten. Diese Art des schlangenlistigen und argwöhnischen Negozirens durchzog wie ein rother Faden die Regierungen Kaiser Carls V., Philipps II., Sixtus' V., der Stuarts, wie Ludwigs XIV. Mit Worten entre deux Alles liebenswürdig zugestehen, wenn's zur Sache kommt aber thatsächlich nie Etwas einräumen, — seine eigenen Aeußerungen arglistig interpretiren und seine Interpretation geeigneten Falls wieder zum Mißverständnisse stempeln, — mit der Gottesgabe der Rede Taschenspielerei treiben und mit dem größten Schein der Wahrheit zu lügen wissen, das war die alte Diplomatenkunst!

Die allgemeine Weltlage zu Anfang unseres Jahrhunderts schuf diesem Spiele des Argwohns am Bundestage einen sehr passenden Boden. Seit 1815 war die Politik der gesammten Cabinete Europa's ein Defensiv-System gegen Frankreich gewesen und dieser ruhelose Staat, der von Napoleons I. Fall bis zum Jahre 1851 bereits viermal seine Herrscher und Staatsformen gewechselt hatte, gab zu diesem Systeme Grund genug. Dasselbe drückte sich in der heiligen Allianz aus: Preußen, Rußland und Oesterreich, die großen Staaten des Continents, traten in engste Verbindung, um das „europäische Gleichgewicht" zu erhalten! Ihre Politik nach Außen war Vertheidigung gegen Frankreich, nach Innen Vertheidigung gegen die Rebellion und Erhaltung des absolut monarchischen Charakters ihres Regiments. Dieses System, bei allen seinen Mängeln, gewährte wenigstens den Staaten Sicherheit, obwohl es der wachsenden Kultur der Völker längst nicht mehr entsprach. Mag man von Metternich halten, was man will, in richtiger Erkenntniß der gewordenen Verhältnisse in Deutschland, der brüderlichen Dienste, die Preußen dem Gemeinwohle im Kampfe gegen Napoleon geleistet hatte, wie im eigenen wohl erwogenen Interesse Oesterreichs, — eines Landes, das seiner Configuration gemäß, theils für uns Ausland, zufolge seiner Bevölkerung aber nur zum geringsten Theile

rein deutsch war, — Metternich's unabänderliche Staatsmaxime war bis zum Tage seiner Demission gewesen: treuestes Zusammengehen mit Preußen in allen deutschen und Auslands-Fragen! Die Reichstradition, von den Hohenzollern eben so werth zu halten, wie in Wien, trug als moralisch Mittel hierzu sehr erheblich bei. Ebenso war die Solidarität der Cabinete von Wien, St. Petersburg und Berlin verbürgt und kein Mann hielt mit zäherer Energie an ihr, wie Czar Nicolaus I. und sein Kanzler Nesselrode. —

Mit dem Jahre 1848 hatte sich dies System geändert; mit dem Jahre 1850 aber war es ziemlich zum Schatten geworden, der nur darum noch eine Scheinexistenz führte, weil gegenseitiger Argwohn und Furcht ihn nicht zu entzaubern vermochten. Am 31. März war Metternich zurückgetreten, der deutsche Kaiser war jetzt nur noch Kaiser von Oesterreich, — somit war die Tradition erloschen! Franz Joseph, der junge Herrscher Oesterreichs, hatte andere Maximen, ihn umgaben andere Einflüsse und Beiden diente ein — Schwarzenberg! — Die neue Maxime, durch die schweren Erfahrungen muthmaßlich vorgezeichnet oder gefördert, welche man in Ungarn im Jahre 1848 gemacht hatte, — die Unzuverlässigkeit der außerdeutschen Volksstämme Oesterreichs, der Lombarden, Czechen, Polen und anderer, ließen die neue Kaiserpolitik ihren Schwerpunkt mehr als vordem in Deutschland suchen und zwar — auf Preußens Kosten, des Preußen, welches schwach, wie man genau wußte, militairisch wenigstens total ohnmächtig war. Die Einflüsse in der Hofburg waren gegen die neue Entwickelung des Volks, wie gegen den Protestantismus in Deutschland gerichtet; des Kaisers Mutter, Erzherzogin Sophie, war die ausgesprochenste Freundin der Jesuiten, der Liguorianer und Redemtoristen! Ein Mann aber haßte Preußen aufs tödtlichste, nicht als Oesterreicher und Römling blos, noch heißer wohl aus persönlichen, aus Familien-Instincten. Fürst Schwarzenberg konnte wohl nicht vergessen, daß sein Ahnherr Adam Graf von Schwarzenberg von Friedrich Wilhelm, dem großen Kurfürsten, welcher Brandenburg aus dem Staube erhoben

hatte, als Verderber seines Vaters nach Spandau gesetzt worden war, derselbe dort sein Leben lassen müssen, ein Leben, was dem Ruine Brandenburgs geweiht gewesen! Nach dieser Katastrophe waren die Schwarzenberge aus dem Norden entwichen und nahmen ihren Haß gegen die Hohenzollern mit. Reich geworden und gefürstet, vergalten sie alle Gnaden dem Kaiserhause mit tiefster Preußenfeindschaft, und seit König Friedrichs I. Tagen ist nichts Verderbliches gegen den deutschen Norden, ist keine diplomatische Intrigue zu Preußens Nachtheil eingefädelt worden, ohne daß ein Schwarzenberg nicht aus vollster Seele mit Ja und Amen dabei gewesen wäre! — Kaiser Franz Joseph hätte kein junger feuriger Mann, er hätte — ein Engel an Gemüth, ein ganz universelles Genie sein müssen, um Oesterreichs Schwerpunkt in Deutschland in Einräumung der Gleichberechtigung und der Politik einer auf engste Freundschaft gegründeten Solidarität mit Preußen, sowohl was Aus- wie Inlandspolitik und die sociale Gemeinschaft beider Völker anbetrifft, zu suchen. Je mehr die „Ausgleichspolitik" mit den verschiedensten Nationalitäten nur desto greller deren inneren Gegensatz bekundete, je mehr der Unterschied deutscher Kultur und der Kulturlosigkeit der anderen „autonomen" Stämme und ihr Widerstand gegen erstere zu Tage trat, desto mehr suchte Oesterreich in Deutschland zu präpondiren, die übrigen Staaten zu sich herüberzuziehen, Preußen zu isoliren, zu majorisiren, kurz an den Rand zu schieben und — Dank Preußens Ohnmacht, es gelang! Olmütz war Schwarzenberg's und der Schwarzen großer Triumphtag!! — **Und** der Schwarzen sagen wir! Ohne den Dingen vorzugreifen, ohne die schwere Frage der Gegenwart jetzt schon herbeiziehen zu wollen, müssen wir Eins erwähnen, was frappant genug ist, um das Gesagte aus ihm zu erklären. —

Seit dem Jahre 1850 nämlich breitete sich das Jesuitenthum nicht blos in Oesterreich, in Mitteldeutschland, den Rheinlanden, Belgien, Preußisch-Polen, Schlesien und selbst der Mark außerordentlich aus, es hielt seine Missionen so ungescheut offen, griff so in das sociale Leben der bisher friedlichen

katholischen Bevölkerung ein, daß selbst das hyperfromme Protestantenthum, was a tempo seine Blüthen trieb, vor den Manipulationen dieser ecclesia militans die Segel strich, ja daß protestantisch seinwollende Blätter sich fanden, das Loblied von Loyola's stillen Söhnen zu singen, — bis selbst dem Ministerium Manteuffel-Westphalen nachgerade das Haar zu Berge stand!! —

Wie die Situation sich in Frankfurt anließ, als Bismarck 1851 dort erschien, kann man sich denken. Nach Olmütz hielt sich jeder Duodezstaat für berechtigt, Preußen mitleidig anzusehen und, dem Pharisäer gleich, Gott zu danken, „daß er nicht sei, wie dieser!" Dazu war Bismarck als Kammerredner höchst anrüchig. Eine Menge Gesandter kleiner Staaten, denen der Liberalismus Nichts kostete, weil er ihnen Nichts schadete, nahmen ihren tendenziösen Abscheu als diplomatischen Mantel, um einen Grund für ihre antipreußischen Gefühle zu haben. Niemand war am Bundestage, der Bismarck aufrichtig bewillkommt hätte, als der Präsidialgesandte, der kaiserliche Gesandte Graf von Thun-Hohenstein selbst; natürlich nur, weil er in dem Vertheidiger der Olmützer Politik, in dem ultraconservativen Junker einen absoluten Anhänger Oesterreichs sah, ein gefügig Rohr in seinen Händen! Seines Staates Uebergewicht machte er Bismarck auch sofort begreiflich und behandelte ihn etwa, wie ein wohlwollender hoher Gönner mit seinem Protégé umgeht. — Eines Tages, zum Beispiel, machte Bismarck Graf Thun seinen Besuch. Dieser empfing ihn mit höchst undiplomatischer Familiarität, rauchte seine Cigarre weiter und ließ im Gespräch den Vertreter der preußischen Krone wie einen Clienten stehen. — Ruhig zog Bismarck sein Etui heraus und nahm eine Cigarre. „Darf ich um Feuer bitten, Excellenz?" Verblüfft ward ihm österreichisches Bundespräsidialfeuer verabreicht und Bismarck nahm darauf sehr heiter auf dem nächsten Sitze Platz, Politik und Nicotin verschmelzend. O, es war eine ganz nette Gesellschaft, in die Otto von Bismarck das Geschick zu sehr entscheidender Stunde versetzt hatte; — „ergo agimus etiam histrionem" — und das Spiel begann! — —

Wenn je ein Jünger der Staatskunst sein Noviziat mit Hindernissen antrat, war es Bismarck gewiß. Daß er es gerade zu diesem Zeitpunkte, ohne Voreingenommenheit und mit einer Naivetät that, welche allen Subtilitäten der Diplomatie ein glänzend klares Auge, eine freie Stirn, eine kaustische Kälte, gelegentlich etwas scharf stachlichten Humor entgegensetzte, — diese Einfachheit und Gradheit Bismarck's brachte die diplomatischen Scholastici zu Frankfurt aus dem — Balancement und ließ sie das erst **recht schief** ansehen, was jedem Andern vielleicht ziemlich gerade und einfach vorgekommen wäre. Bismarck's anfängliche Beschäftigungen waren vertrauliche Mittheilungen an Freunde, später namentlich an den General-Adjutanten von Gerlach in Berlin. Ferner besuchte er die benachbarten Höfe von Darmstadt, Bieberich und Carlsruhe*), „um das Terrain zu sondiren". Im Uebrigen wohnte er den diplomatischen Vorträgen bei Herrn von Rochow, seinem Chef, bei und übernahm — ob auf Wunsch oder Gewährenlassen desselben, ist fraglich, — die Einwirkung auf die Presse. Die Artikel, welche er zu diesem Zwecke schrieb oder inspirirte, waren brillant und machten ungeheures Aufsehen! Ohne an die Oberfläche zu kommen führte er die Gegner ad absurdum und schlug die Rodomontaden zu Scherben, mit denen man in Frankfurt seine großdeutschen oder partikularen Jämmerlichkeiten vor dem Publikum aufzuputzen beflissen war. Bei aller Eifersucht Rochow's war derselbe zu klug und patriotisch, um Bismarck's Bedeutung nicht zu begreifen. Er sah ferner ein, daß man aus der Olmützer Demüthigung herausmüsse, namentlich, daß Wilhelm, Prinz von Preußen, der Thronerbe seines Bruders, nicht der Charakter war, den bisherigen unwürdigen Zustand auf die Dauer zu ertragen! Er selber mochte sich der neuen Aufgabe nicht gewachsen fühlen und ließ das Terrain darum einem Manne, der sich ja die Zähne an den „Plänen des Prinzen Wilhelm" ausbeißen konnte. Daß unser nachmaliger Kaiser am 11. Juli desselben Jahres in Frankfurt war, Bismarck sprach,

*) Dies giebt Hesekiel in seinem Buche an! D. V.

über ihn auch seine Zweifel gegen Rochow ausdrückte, haben wir schon gesagt. Rochow entgegnete aber dem Prinzen aufrichtig genug: „Die Wahl ist gut; Bismarck ist frisch, kräftig, er wird gewiß allen Anforderungen Eurer Königlichen Hoheit entsprechen!“ — — Wie Prinz von Preußen Bismarck persönlich schätzte, bewies, daß, als dessen zweiter Sohn (sein letztes Kind) am 2. August in Frankfurt geboren wurde, er Pathe des Knaben wurde, welcher sonach den Namen Wilhelm erhielt. Des Prinzen Zweifel an Bismarck galten ja nur der Größe der Fähigkeit, welche der preußische Gesandtschaftsposten Oesterreich und dem Bunde gegenüber erheischte, und gerade an diesem Zweifeln kann man die — fast gefährliche Bedeutsamkeit erkennen, welche man in Berlin unserer Vertretung zur Zeit am Bunde beimaß!

Am 18. August erfolgte Bismarck's definitive Ernennung zum Gesandten und Rochow's Versetzung nach Petersburg. Bismarck nahm in der Villa Rothschild an der Bockenheimer Chaussee Logis, wo noch unlängst der deutsche Reichsverweser gewohnt hatte; ein — komisches — aber gutes Omen! — Was Bismarck für ein Diplomatenthum in Frankfurt vorfand, hat er in diversen Briefen damals ausgesprochen. Er sagt (am 18. Mai 1851), daß der „hiesige Verkehr im Grunde nichts weiter, als ein gegenseitiges, mißtrauisches Ausspioniren ist; — lauter Lappalien, mit denen diese Leute sich quälen. — Diese Diplomaten sind mir schon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher, als der Abgeordnete der Zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde. — Was wir hier in ein, zwei oder fünf Jahren zu Stande gebracht haben werden, will ich in 24 Stunden zu Stande bringen, wenn die Anderen **nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig sein wollen.** — Ich habe nie gezweifelt, daß sie Alle mit Wasser kochen, aber eine so nüchterne, einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge schwimmt, das **überrascht** mich!! — Jeder von uns **stellt** sich, als glaubte er vom Andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn er's nur aussprechen wollte, dabei wissen wir Alle nicht um ein Haar besser, **was aus Deutschland werden wird,** als

Dutken Sommer! — Ueber Politik und einzelne Personen kann ich Dir nicht viel schreiben, da **alle Briefe geöffnet werden!!"** — Daß das Spionirsystem, die Nichtsnutzigkeit der dort getriebenen Intriguen sich bis zur — organisirten Verletzung des Briefgeheimnisses aufschwang, haben wir, als wir 1866 in Frankfurt einrückten, thatsächlich bestätigt gefunden, als das schwarze Cabinet entdeckt wurde und seine bewußte Communication mit einem gewissen Palais! — Radowitz' „Versuche", sagte Bismarck weiter, „scheiterten vorzugsweise an der Frage der gemeinsamen Vertretung, indem man — vielleicht doctrinärer als nöthig war, darauf beharrte, daß das Gesandtschaftsrecht der verbündeten Staaten von Hause aus zu Gunsten der Bundesregierung abolirt werden sollte." *) — „Durch die Frage: ob die einfache Majorität über die Competenz zu entscheiden hat, oder nicht, ist der alte Bund zum Theil zu Grunde gegangen, in der jeden Tag die Möglichkeit vorlag, ihn zu sprengen, sobald sie gestellt wurde." **) — „Der gesicherte Oberbefehl war am alten Bunde schon gar nicht zu erreichen und die Verhandlungen darüber hätten so lange dauern können, als der Krieg selber!!" ***) — „Sobald im alten Bundestage von nationalen Einrichtungen die Rede war, war immer das erste Wort: „Sie legen uns Lasten auf!" Das waren die Stimmen des Partikularismus!" ****) Gewiß, eine Deutschland in allen Tiefen erschütternde, blutige Katastrophe allein erst konnte eine Atmosphäre reinigen, welche die Miasmen von Jahrhunderten erfüllten! — — Preußen war in Olmütz gedemüthigt worden, aber für seine Gegner „noch lange nicht genug!" Bismarck hatte als Gesandter während dieser acht Jahre seiner Frankfurter Gesandtschaft „die Coalition, die uns im Jahre 1866 gegenübertrat, in wechselnden Formen zu bekämpfen gehabt. Zuerst in dem Bedauern, daß man uns den Frieden von **Olmütz bewilligt** habe, daß die Schwarzenbergische

*) Bismarck's Reden, Bd. II. 144.

**) Bismarck's Reden, Bd. II. 62 und 63.

***) Bismarck's Reden, Bd. III. 32 und 33.

****) Bismarck's Reden, Bd. II. 161 und 162.

Politik nicht mit **Gewalt** und Entschlossenheit durchgeführt worden sei, — nachher aber in vielfachen Versuchen, in gemäßigterer oder stärkerer Weise jene Politik wieder aufzunehmen und schließlich in dem Glauben an die Ueberlegenheit der bewaffneten Bundesmacht im Frühjahre 1866."*) — Daß diese Absichten der Gegner Preußens sehr früher schon, — bereits in den ersten Jahren seines Frankfurter Aufenthalts von Bismarck erkannt wurden, er ihnen mit rückhaltslosester Deutlichkeit seine wahren Gesinnungen entgegensetzte, kann schon jetzt nicht deutlich genug hervorgehoben werden. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir behaupten, daß unser Reichskanzler bereits im Jahre 1851 die fortan Oesterreich anzuweisende Politik erkannt und in dieser Erkenntniß gradatim im Lauf der folgenden acht Jahre so bestärkt worden ist, daß der Bund nicht mit ihm und er mit seinen Bundescollegen schwerlich mehr auskommen konnte! —

Ehe wir Bismarck in Frankfurt durch die Phasen begleiten, welche seine diplomatische Kunst vermöge der unvorhergesehenen Ereignisse zu durchlaufen hatte, welche sich innerhalb dieser acht Jahre ereigneten, müssen wir uns fragen, wie es möglich war, daß bei solcher Uneinigkeit der Bundestag so lange noch zusammenhielt? Unbedingt muß es immerhin doch noch einigende Momente gegeben haben, welche verhinderten, daß nicht ein feindseliger Riß dies altersschwache Gebäude vom Grunde aus bis zur Zinne sprengte? — Der Bund bestand eben — vermöge einer sogenannten — wie soll man sagen? — nun, durch negative Electricität! Er bestand vermöge der Furcht vor dem Auslande, namentlich vor Frankreich, vermöge der Furcht vor einer à la 1848 erneuten inneren Revolution, bestand vermöge der Furcht der kleinen Staaten, daß, wenn sie allein ständen, sie für Oesterreich oder Preußen erst „Ausland" geworden wären, sie auch — aufgesogen werden würden. Kurz, die Bundeseinigkeit bestand aus dem Selbsterhaltungstriebe der kleinen

*) Bismarck's Reden, Bd. II. 213.

Staaten und war basirt auf die Concurrenz Preußens und Oesterreichs! In Gemeinschaft konnten die kleinen Staaten sich halten, durch Anschluß an einen der beiden großen vielleicht Bedeutung erlangen, in Gemeinschaft konnten sie über Deutschland mitregieren und große Politik treiben, was, — war der Bund gänzlich zersprengt und Jeder isolirt, doch etwas gar zu schwach ausfallen mußte. Ein einziges positives und reelles Band aber hatte Deutschland in der Schöpfung des seligen Maßen, „dem deutschen Zollverein". Er allein war's, der die wirthschaftlichen Interessen der Völker tief berührte, verbunden mit dem rapiden Eisenbahnverkehr, dem Aufschwung von Industrie, Handel und Wandel seit 1848, er war der eigentliche **Regulator** im Bundesuhrwerk, welcher den einen Egoismus **durch** den andern so lange kalmirte, bis die Baufälligkeit des Bundes so groß geworden war, daß die erste wirkliche Eruption auf eigenem Boden ihn völlig zusammenbrechen ließ. —

Die Orkane ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Im October 1852 kamen in Warschau die Häupter der heiligen Allianz, die Kaiser von Rußland und Oesterreich mit dem Könige von Preußen zusammen. Es war das letzte Mal! Der erste Wetterschlag schon ließ die Herren in Frankfurt erschauern! Durch das Possenspiel des ersten Plebiscit hatte sich Louis Napoleon im November zum Kaiser wählen lassen, am 2. December erfolgte der Staatsstreich! Das blutige Spiel der Kanonen machte der Republik ein Ende und wie unter dem Onkel begann die bonapartistische Militär-Wirthschaft wieder! Im Januar 1859 beglückte der neue Kaiser eine Spanierin, Eugenie von Montijo, Gräfin von Teba, mit seiner Hand! — — Diese Heirath, welche von keinem politischen Belange zu sein schien, hatte doch ihren Ernst im Gefolge, sie bedeutete: die Allianz des Jesuitenthums mit dem Empire! — Louis Napoleon hat in seiner Jugend nie Religion besessen, sein Abenteurerthum hatte ihn im zartesten Punkte des Lebens, dem Gewissen, völlig unempfindlich gemacht. Nachdem er Eugenien geheirathet hatte, wurde er indeß nach und nach ein Römling vom reinsten Wasser. Am 2. December

hatte er mit allen liberalen Elementen gebrochen. In der Demokratie, wie im Legitimismus mußte er seinen bittersten Todfeind sehen. Um sich dauernd zu halten, hatte er außer den Bajonetten nur **Rom** und den von demselben beherrschten Klerus! Indem die Kurie Napoleon durch ihre Priester im Lande stützte, konnte sie hoffen, die alte Unabhängigkeit der gallikanischen Kirche völlig zu brechen, das Gewissen Frankreichs direct vom Vatican aus zu regieren! — Ein Beweis, wie wenig freundlich Preußen mit Oesterreich und Sachsen stand, wie letztere Beiden selbst in untergeordneten Dingen seinem Interesse kein Gehör zu geben Willens waren, ist, daß in diesem Jahre (am 24. April) die Seele der Dresdener Regierung, Ferdinand Freiherr von Beust, mit der Hofburg einen Staatsvertrag abschloß, durch den sich letztere verpflichtete: „beim Bau der Reichenberg-Zittauer-Bahn binnen 25 Jahren einen andern — namentlich **preußischen** Anschluß an Reichenberg **nicht** zu gestatten." Preußen wurde dadurch ein höchst empfindlicher Verkehrsnachtheil zugefügt, während unsere volkswirthschaftliche Politik im Gegentheil doch darauf sann, die eisernen Circulations-Arterien Norddeutschlands zu verhundertfachen! — Nachdem Bismarck in den Sommerferien Ostende und Holland, dann Westfalen und Norderney bereist und eine Mission in Hannover erledigt hatte, ging er mit Familie nach der Schweiz und Oberitalien. Im October machte er König Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam seine Aufwartung, wurde zu den Letzlinger Jagden geladen und, — nach Frankfurt zurückgekehrt, sah ihn der Winter dennoch öfter in Berlin. — Man war daselbst mit Bismarck's Geschäftsleitung am Bunde höchst zufrieden. War Preußens politische Stellung auch außerordentlich gedrückt, seine Vertretung in Frankfurt war fest und würdevoll. Offen heraus hatte Bismarck zu oft erklärt, daß er von der Olmützer Politik **Nichts halte**, als daß er sich nicht in Frankfurt Feinde genug schon gemacht hätte, welche bereits beflissen waren, durch geeignete Canäle am Hofe zu Berlin seine staatsmännische **Stellung** zu **untergraben.** Friedrich Wilhelm IV. aber wollte sich eines treuen und gewandten Mannes nicht berauben lassen, dessen

Verdienst war, fernere Ungebühr an Preußen nicht mehr verüben zu lassen. Ueber die Wandlung, welche die Erfahrung in seinen Auffassungen und Ansichten zu Frankfurt bewirkt hatte, sprach sich Bismarck Anno 1867 mit voller Klarheit aus: „Im Jahre 1851", sagte er*), „bin ich in die praktischen Geschäfte getreten und habe seitdem Gelegenheit gehabt, Erfahrungen in der praktischen Politik sechszehn Jahre hindurch in Stellen, wo ich ohne Unterbrechung mit der großen Politik, namentlich aber mit der deutschen beschäftigt war, sammeln zu können. Ich habe mich dabei überzeugt, daß aus dem Zuschauerraum die politische Welt — nicht blos auf den Brettern, die die Welt bedeuten, — anders aussieht, als wenn man **hinter** die Coulissen tritt und daß der Unterschied nicht blos in der Beleuchtung liegt! — — Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik noch gerechnet hatte, **nicht** existirten, daß das **Zusammengehen mit** Oesterreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die heilige Allianz, wie durch die Traditionen der früheren Generationen überkommen war, vorschwebte, — daß **dieses nicht möglich war,** weil **das** Oesterreich, mit dem **wir** rechneten, überhaupt eben **nicht existirte!!"** — Ja, seit dem Jahre 1848 existirte das alte Oesterreich Metternich's nicht mehr und mit dem neuen konnte man sich nicht befreunden, ohne sich zum Sklaven einer Politik zu machen, die dem Selbstmorde gleich kam. —

Die heilige Allianz, das zweite größeste Bollwerk der conservativen Regierungen, ging Anno 1854 im Krimkriege zu Grunde! — Gewiß ist, daß wenn irgend ein Land das Recht hat, die Politik des Orients zu regeln, sich an der Neubildung des dortigen Völkerlebens zu betheiligen, dies Recht Rußland eingeräumt werden muß. Dasselbe ist natürlich kein ausschließliches, an ihm Theil zu nehmen müssen logischer Weise alle die Völker berechtigt sein, welche mit der Türkei geographisch wie merkantilisch in Berühung stehen. Wie das geschehen könne, ist freilich ein

*) Bismarck's Reden, Bd. I. 266—268.

Problem. — Czar Nicolaus I. versuchte es einseitig zu lösen, er zog das Schwert gegen, — England und Frankreich zogen es für den Orient! — Der Krimkrieg war der erste, wirklich große Waffentanz seit den Befreiungskriegen und wurde mit allen Chikanen der neuen Zeit geführt, mit neuen Geschossen, mit Dampfschiffen, mit dem ausgesuchten Raffinement moderner Zerstörungskunst. Abgesehen von gewissen inneren Unmöglichkeiten konnte Rußland bei allen seinen Mitteln doch ganz unmöglich zwei so großen Staaten wie England und Frankreich dauernd widerstehen, welche die vortrefflichsten Armeen und die größten Kriegsflotten Europa's besaßen. Unter ihren schmetternden Schlägen brach an der Alma, zu Inkjerman und Sebastopol Rußlands Heldenmuth und das Herz des ehernen Nicolaus, des Atlas, der bisher den europäischen Absolutismus siegreich auf seinen Schultern getragen, zu dem Alles bisher in Scheu und Verehrung aufgeblickt hatte. Sein Fall begrub die heilige Allianz für immer!! —

Dieser Krieg geht uns nur in seinen Wirkungen auf Deutschland an. Maßgebend dabei war Oesterreichs Verhalten und dies Verhalten war — unpolitisch! — Es mußte sich entweder zu irgend einer der kämpfenden Parteien offen und fest, oder zu strictester Neutralität bekennen und danach handeln. In letzterem Vorhaben und dem Bestreben, seine eigene Integrität mit der Waffe zu schirmen, konnte — was Deutsch-Oesterreich wenigstens betraf — der Bund wie Preußen ihm schwerlich seine Unterstützung versagen. — Keins von Allem that Oesterreich. Direct in diesen Krieg wollte es zwar nicht eintreten, aber unter der Hand doch mitspielen. Da die Donaufürstenthümer aus erklärlicher strategischer Besorgniß von Rußland besetzt worden waren, Oesterreich sich somit bedroht glaubte, — in unserm Volke aber die Russenfurcht eine alte Krankheit war und die Olmützer Politik uns fest an die Wiener Koppel geschmiedet hatte, — so wurde von Preußen mit Oesterreich für den Fall einer russischen Aggression ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen. Wir hatten schlechten Willen dabei, weil wir für Preußen wie Deutschland keine Gefahr sahen, höchstens der Theil Oesterreichs in Mitleidenschaft kommen konnte,

welcher nicht deutsch war, an den uns also keine Pflicht band. Um dies Schutzbündniß und seine hieraus fließenden militairischen Folgen nun zu entkräften, versuchten die kleinen Mittelstaaten am Bunde, — namentlich Sachsen und Bayern, — eine vermittelnde Stellung einzunehmen, gewissermaßen Oesterreichs und Preußens Cooperation zu neutralisiren. Diese Politik auf eigene Hand schlug fehl! — Oesterreichs Absicht hingegen war gegen Rußland gerichtet, seine ganze Haltung eine feindselig zuwartende, um bei rechter Zeit eingreifen zu können, und es bemühte sich, Preußen wie den Bund zu bewegen, bei dieser Eventualität sich zu betheiligen. Es hätte, kurz gesagt, dahin kommen können, daß Deutschland Oesterreichs selbstsüchtige Wünsche im Orient zu büßen gehabt, der Krieg sich in den Occident verlegt hätte! — Diesem Ansinnen trat das Berliner Cabinet entgegen! Wir hatten zwar mobilisirt, aber nimmer, um unsere Leute Oesterreichs wegen marschiren zu lassen; wir hatten die Deckung des Rheins und die Wahrung deutscher Unabhängigkeit, sonst Nichts im Auge! — Rußland räumte, Oesterreichs Haltung wegen, die Donaufürstenthümer, mit ihr eine höchst wichtige Position für den Ausgang seiner Sache, vergaß aber Oesterreichs nachbarliche Rolle nicht! Preußen war mit dieser Räumung aber nun jeder Nothwendigkeit, sich selbst scheinbar Oesterreich anzuschließen, überhoben; es trat von dem Bündnisse zurück. Rußland verlor das Spiel, Nicolaus I. starb den 2. März 1855, Alexander II. schloß unter Bedingungen Friede, die das schwarze Meer für dasselbe vorläufig so ziemlich zum werthlosen Besitz machten. — Rußland beschränkte sich deshalb fortan auch auf die Aufgaben, welche im eigenen Innern reichlich genug seiner harrten. — —

Der Weltfriede war ein für alle Mal gestört, die fast vierzigjährige Völkeridylle hatte ein Ende! Napoleon als Sieger und die bisherige Defensiv-Trias Europa's gesprengt, war genug, um zu begreifen, daß nicht auf lange Ruhe zu rechnen sei. Die Sprache Frankreichs gegen Preußen nahm jetzt daher einen sehr hohen Ton an. Napoleon empfand die ersten Symptome von „Rheinschmerzen“ und die französischen Journale deuteten an,

daß nunmehr der Vertrag von 1815 corrigirt werden müsse. Zugleich erfolgte zwischen Rußland und Frankreich eine Annäherung, welche Deutschland nicht gerade sehr angenehm sein, jedenfalls in Oesterreich Besorgnisse erwecken konnte. Für Preußen hatte der Krieg die gute Folge wenigstens gehabt, daß man durch Energie in die Olmützer Punktation eine Bresche gemacht hatte; daß Bismarck bei dieser unserer Festigkeit am Bunde auch kräftigst mitgewirkt hatte, dürfte außer Zweifel sein. — Im Juni 1855 besuchte derselbe die Industrie-Ausstellung in Paris. Hier mag er wohl die Beziehungen angeknüpft oder verstärkt haben, welche er nachmals zum Kaiserhofe unterhielt und die ihn sogar in den Ruf brachten, er sei ein Schüler und Nachahmer der Politik des dritten Napoleon. Am 25. Februar 1856 endete die Pariser Friedens-Conferenz, aus ihr ging Frankreichs Herrscher in einer Macht und Glorie hervor, welche ihn unbedingt als den ersten Machthaber Europa's hinstellte. Sein „prestige" wurde fortan officieller Ausdruck und Frankreich hielt sich berechtigt, seine Aussprüche für Europa zum Gesetz erhoben zu sehen. — Oesterreich vergaß Preußens kluge Vorsicht während des letzten Krieges nicht, sein Uebelwollen gegen dasselbe, unsere beiderseitige Abneigung trat merklicher jetzt zu Tage. — Die Sommerruhe, welcher Bismarck sich zu Stolpemünde hingeben durfte, erhielt durch den bekannten „Neuenburger Putsch" im September eine unangenehme Abwechselung. Diesen Augenblick hielt Oesterreich für geeignet, uns zu bestrafen, weil wir im Krimkriege nicht willig genug in sein Horn gestoßen hatten. Es nahm sich der Schweiz an und wir waren fast drauf und dran, uns jetzt schon gegen dasselbe mit blanker Waffe vertheidigen zu müssen, hätte Napoleon als edler Mentor nicht die Sache beigelegt. — Daß derselbe für uns eintrat, kann seiner Werthschätzung Preußens wohl nicht zugerechnet werden; wir standen damals, was politische Macht wie Wehrkraft betraf, zu sehr unter seinem Niveau. Sein Wohlwollen dürfte also politischen Plänen entsprungen sein, mit denen er sich schon in jener Zeit getragen haben mag. — Daß er den Rhein längst im Auge hatte, ist bekannt und bei Oesterreichs üblem Willen, —

die Bundeswirthschaft dazu gerechnet —, hätten wir Frankreich damals unmöglich widerstehen können. — Napoleon dachte aber erst die großen Staaten Europa's nach ihrer Wichtigkeit auf — organischem Wege zu Boden zu werfen. Oesterreichs Absichten auf die Hegemonie in Europa hatten sich im letzten Kriege zu sehr bloßgestellt, als daß dieser Staat nach Rußlands Fall nicht als nächstgefährlichster bei Napoleon in Frage kommen sollte, wir und der Rhein entgingen ihm ja doch nicht!! Es galt für Napoleon deshalb, Habsburg im Süden einzuschränken, ihm im Rücken einen machtvollen Staat als Gegner zu schaffen, der an Frankreich durch Dankbarkeit gebunden sei —, Italien! — **Was** er eigentlich damit that, zu welchen Consequenzen dieser Plan führen mußte, **dafür** verschloß die Vorsehung diesem schlauesten aller politischen Calculatoren völlig den Blick! — Natürlich spielte vorerst Alles noch hinter den Coulissen, immerhin aber nicht so heimlich, als daß Die, welche hinter den Coulissen standen, die Anzeichen des Kommenden nicht hätten spüren sollen. Im Frühjahr 1857 besuchte Bismarck nämlich abermals Paris und hatte die „ersten **eingehenden**" Gespräche mit Louis Napoleon. Weiter sagt unser Gewährsmann Nichts. — Wir können uns von diesen „ersten eingehenden" Gesprächen indeß immerhin einen ohngefähren Begriff machen, wenn wir auf den Krimkrieg und die Neuenburger Affaire zurück- und auf das blicken, was die nächste Zukunft wirklich gebracht hat. Napoleon konnte wohl wissen, daß der preußische Gesandte von Bismarck für Oesterreich gerade nicht schwärme. Berührungspunkte hierdurch fanden sich gewiß und dem Kaiser brauchte ja nur klar zu werden: ob Preußen im ähnlichen Falle ähnlich wie während des Krimkrieges handeln werde! War bei diesen Gesprächen Napoleon etwa offener als sonst, hörte Bismarck also mehr, als unter anderen Umständen, so mochte es deshalb sein, weil der Kaiser uns politisch wie militärisch eben für ohnmächtig hielt und höchstens das Bedenken haben konnte, daß, falls er Deutschlands Gefühle sehr stark alterire, Preußen und der Bund mit Oesterreich vereint immerhin gegen ihn eine sehr starke Allianz seien, zu der Rußlands Rachedurst sich unheilvoll

gesellen könne. — Napoleon wird diese deutschen Gefühle sonach geschont, das „Nationalitätsprincip", das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" dagegen ventilirt, unter diesem Kosmopolitismus Bismarck vielleicht die „italienische Einheitsschöpfung" als fernes Nebelbild auf der diplomatischen Leinwand gezeigt haben. — Von Bismarck ist bekannt, daß er der verführerischste Mensch sein kann, sobald er verführerisch sein will, ihm hierzu Mittel so entgegengesetzter Natur zu Gebote stehen, daß man von ihnen nie auf den Zweck ihrer Anwendung abstrahiren kann. Seine Privatmeinung über die Sache dürfte also liebenswürdig anheimelnd genug gewesen sein, daß Napoleon in ihr die Sprache Preußens erkannt und sich sehr befriedigt gefühlt haben könnte. Daß Bismarck ohngefähr sich so in Paris verhielt, nehmen wir darum an, weil Preußen nachmals gerade **so** wie im Krimkriege **handelte.** Daß sich Bismarck bei diesen Gesprächen sogleich aber eine Perspective in die hoffnungsreiche Zukunft seines Vaterlandes und Deutschlands eröffnete, darauf möchten wir wetten!! — Unser politischer Horizont, Oesterreich gegenüber, bedeckte inzwischen sich immer mehr. Es wollte die Bundesfestung Rastatt allein besetzen, also die Wacht am Rhein unterm Griffe des Kaiseradlers haben! War dies vielleicht eine Wirkung Bismarck'scher Anwesenheit in Paris?!! — — Zugleich traf Preußen eine innere Katastrophe, Friedrich Wilhelms IV. Krankheit und die provisorische Regentschaft! — Mehrfach ist der innigen Ergebenheit Bismarck's für seinen Monarchen schon gedacht worden; daß er den traurigen Fall also persönlich herzlich bemitleidete, steht außer Frage. Wir denken aber nicht, daß Bismarck gerade das Manteuffel-Westphalen'sche Regime, ob er es seiner Zeit auch gestützt und vertheidigt hatte, noch für besonders gedeihlich hielt. Als Staatsmann konnte er, wenn auch die traurige Ursache, so doch schwerlich deren natürliche Folge beklagen, nämlich daß unser Kaiser die Leitung der Geschäfte übernahm! Die Zukunft war doch wahrhaftig bedrohlich genug, um den entschlossensten aller Männer ans Ruder zu wünschen. — Der Uebernahme der Regentschaft seitens unsers Kaisers, der klaren Festigkeit seines

Programms ist bereits erwähnt worden. Da Bismarck im Herbst Berlin und Potsdam besucht hat, werden seine Rathschläge bei dieser überaus wichtigen Regierungsangelegenheit vielleicht auch beansprucht worden sein, bevor er nach Frankfurt zurückkehrte.

Um für die damaligen Verhältnisse und Bismarck's Stellung eine Anschauung zu gewinnen, müssen wir uns zu einer — vielleicht kühnen Einbildung versteigen, welche allein ihren Halt in gewissen psychologischen Thatsachen hat. Dieser — unserer Einbildung gemäß, waren in den leitenden Kreisen Berlins drei verschiedene Strömungen zu jener Zeit erkennbar, deren **keiner** Otto von Bismarck völlig angehört, sie rite acceptirt haben mag. Die erste Strömung war die ultra-conservativ-fromme, welche einen stark romantisch-„romanisirenden" Anflug hatte und der der reale Boden über diesem Beginnen völlig entglitten war. Sie hatte bisher regiert, den Tag von Olmütz auf sich genommen, und wie sie den Sturz der heiligen Allianz mit Schrecken sah, eben so konnte sie sich irgend einen Zustand in Deutschland ohne Oesterreich nicht denken. Das Ende dieser Richtung war vor der Thür! — Die zweite Strömung gründete sich auf treues Festhalten an der beschworenen Verfassung, Reinigung der Verwaltung und des religiösen Lebens von der Ueberwucherung bisher privilegirter Coterien; sie wollte mittels einer reorganisirten und starken Heeresmacht aus der Olmützer Politik heraus und in Deutschland Oesterreich ebenbürtig sein, aber mit **Oesterreich zu brechen,** daran dachte man in diesem Kreise auch nicht im Entferntesten; man hätte es als Ungeheuerlichkeit angesehen! Dieser Richtung gehörte der Prinz-Regent mit seiner Umgebung an, sie war die Basis der besseren Zukunft! — Eine dritte Strömung war die „liberalisirende", diejenige, welche aus allen Calamitäten durch ein entschiedenes Gravitiren nach links zu kommen dachte; sie gebar das Ministerium der neuen Aera! — Keine dieser drei Strömungen erfüllte wohl Bismarck's politisches Programm, keiner hätte er als Minister wahrscheinlich völligen Ausdruck geben mögen. Mit jeder von ihnen aber hatte er gewisse Berührungspunkte, die aus seiner Vergangenheit stammten

oder welche in der Zukunft zu Tage traten. Mit der ersten Richtung (der der „Reaction" kann man sagen) hatte er insofern Fühlung, als er sie 1848 als Gegengewicht der Demokratie mitgeschaffen hatte und insofern sie dieselbe auch jetzt noch bekämpfte und das Königthum unter allen Umständen stützte. Mit der liberalen Strömung, welcher principiell Bismarck sicher am fernsten stand, hatte er die **Ziele**, welche dieselbe und das Volk anstrebte, gemein, nämlich ein starkes hochgeachtetes **Preußen** in einem politisch **geeinten Deutschland!** Alles Andere an der liberalen Richtung hielt er für „Luxus, den nur ein in sich abgeschlossenes, kraftvolles staatliches Gemeinwesen sich gestatten dürfe!" — — Die Richtung des Prinz-Regenten stand ihm somit am nächsten, der unabweisbare Bruch mit Oesterreich und der ganzen Bundeswirthschaft aber war ihm damals schon nicht mehr zweifelhaft!! — Diese drei Richtungen hatten ferner einen gemeinsamen Parteifehler, den Bismarck ebenfalls nicht theilte. Jede nämlich glaubte, die stricte Ausführung ihres Programms allein werde Preußen von seiner Ohnmacht befreien, ihm seine Bedeutung als Großstaat zurückgeben. Jeder von ihnen war die Inlandspolitik der Schlüssel zur Lösung aller Fragen, während Bismarck die **äußere** Politik stets **höher** stand. Ob wir in Preußen nach diesem oder jenem Programm regiert wurden, mochte augenblicklich für unser inneres Wohlbefinden von viel Nutzen oder Schaden sein, einen directen Einfluß auf den politischen Lauf der Welt hatte es so wenig, als etwa Oesterreichs Ausgleichsversuche. Brachte aber irgend ein Anstoß von Außen die deutsche Frage zum Austrage, so mußten die aus ihm entstehenden Veränderungen unsere Inlandspolitik wesentlich bedingen, wie ja auch nach 1864, 1866 und 1870 thatsächlich geschah. — Alle unsere Parteien vergaßen im Jahre 1857, daß sich die Sonne nicht um die Erde dreht, das Allgemeine dem Besonderen nie sich unterordnet.

Das Jahr 1857 hatte überdem diverse, unsere Zukunft angehende Verhältnisse gebracht. Die Cartellconvention mit Rußland war (am 8. August) erneuert worden, Freiherr von Moltke war

als Chef in den großen Generalstab, Edwin Freiherr von Manteuffel (II.), des Minister-Präsidenten Vetter, — bisher Adjutant König Friedrich Wilhelms IV., war als Chef in das Militär-Cabinet berufen worden. — Bismarck hatte zu diesen Verhältnissen vorerst gar keine Beziehungen als die, daß durch die besagte Convention Preußens Einvernehmen mit seinem großen Nachbar im Osten betreffs der sehr difficilen Grenzverhältnisse neu festgestellt wurde, die Ernennung beider Generale aber den Ernst bekundete, der Heeresverbesserung jetzt näher zu treten, einer Sache, die Bismarck sehr am Herzen lag. — Seine politische Stellung in Frankfurt, wie auch nachmals als Minister, ist bis 1866 betreffs Deutschland die gewesen: jeden Schachzug, den er für nothwendig hielt, zuerst mit Oesterreich, dann ohne Oesterreich, endlich gegen Oesterreich zu thun. Mit Oesterreich that er sie am liebsten, weil diese Intention stets beim Prinz-Regenten, unserm Kaiser, **maßgebend** war, aber er that sie bereits ohne Hoffnung. — Hauptwerth legte Bismarck auf den Zollverein, als das reellste deutsche Bindemittel. Aus einem seiner diplomatischen Schreiben vom 2. April 1858 aus Frankfurt geht nämlich hervor, daß er bereits auf ein Zollparlament sann, er durch dasselbe die deutschen Regierungen „an die Fleischtöpfe der Zolleinigung binden" wollte; auch ist in seiner Frankfurter Correspondenz nicht nur ein unverkennbarer Zug liberaler Toleranz bemerkbar, sondern daß er sehr wohl den Werth des Constitutionalismus, die Wichtigkeit der Kammerdebatte als Hebel für die **ausländische** Politik einsah und darauf drang, sich ihrer in verschiedensten Fällen zu bedienen! —

Das Jahr 1858 wurde für Preußen sowohl nach Außen als Innen wichtig. Das Regentschafts-Provisorium hörte auf, Wilhelm I. übernahm definitiv die Staatsleitung auf eigene Verantwortung. Das Ministerium Manteuffel-Westphalen fiel, mithin die Olmützer Politik. Daß man dafür ins Extreme und der entgegengesetzten Richtung anheimfiel, eine Richtung, vor welcher der Prinz-Regent seine neuen Minister selbst in der bekannten Ansprache dringend gewarnt hatte, ist ebenso wie das schließliche Loos

der neuen Aera geschildert worden. Von dieser Ansprache soll nur noch hervorgehoben werden, wie Kaiser Wilhelm damals bereits, durch die traurigsten Erfahrungen bestimmt, erklärt hatte, daß den Bestrebungen entgegengetreten werden müsse: „die **Religion** zum **Deckmantel** der Politik zu machen." Ferner war der Armee-Reorganisations-Plan bereits in Angriff genommen worden. In beiden Fragen befand sich Bismarck völlig auf dem Boden des neuen Staatsoberhauptes. — In diesem ereignißreichen Jahre war Bismarck zum Prinz-Regenten nach Baden-Baden berufen worden und befand sich während des October und November in Berlin, also zu der Zeit, wo das Provisorium aufhörte, das alte Ministerium abtrat und die neue Aera geschaffen wurde. Gewiß dürfte er zum Begräbnisse der Olmützer Politik treulich die Hand gereicht haben!

1859 kam der italienische Krieg! — Derselbe fand Bismarck nicht mehr in Frankfurt, sondern in Petersburg!! — Höchst interessant wäre, zu wissen, weshalb er nach Rußland und jetzt gerade kam, wo der Entschluß Preußens, die Olmützer Fesseln zu sprengen, den Bund möglicher Weise jetzt von aggressiven Beschlüssen abzuhalten, Bismarck's bewährte Klugheit doch gewiß in Frankfurt nöthig machte. Wir sind kühn genug, auf Grund unserer Informationen den Schleier zu lüften, der über der damaligen Versetzung Bismarck's lag. Seiner Sendung nach Petersburg lag gar keine politische Combination zu Grunde, sie war — ein höchst persönliches Arrangement! Minister von Schleinitz hatte nämlich den Wunsch, den damals zur Disposition stehenden Herrn von Usedom wieder anzustellen. Da dieser jedoch für den vacanten Petersburger Posten weniger geeignet schien, als Bismarck, so ward Letzterer gegen seinen Willen veranlaßt, Usedom die Frankfurter Stellung zu räumen! Dies Factum läßt nur zwei Combinationen zu. Entweder war der bis dato sehr wichtig gewesene Posten in Frankfurt für Preußen so wichtig nicht mehr und man gab ihn an Usedom, weil die Stellung in Petersburg für Bismarck geeigneter war, oder — es erschien der preußischen Regierung inopportun, Bismarck in Frankfurt zu

einem Augenblicke zu lassen, wo man die Integrität von Oesterreichs lombardischem Besitze wünschte, schwerlich aber die rationelle Politik Victor Emanuels und Louis Napoleons lieben mochte. Es war vielleicht plausibler, Bismarck's Energie in Petersburg zu verwenden, welche dann dort eine etwa Oesterreich feindliche Politik hindern konnte! Es ist ja bekannt, daß am Anfange des italienischen Krieges das preußische Cabinet **für** Oesterreich, das russische dagegen **für** Frankreich gewesen ist. —

Vorhin wurde gesagt, daß Napoleon, als er den Einheitsstaat Italien errichten half und Oesterreich hinter die Alpen warf, nicht **wußte, was** er that. — So lange die romanische Race besteht und die römisch-katholische Kirche, war Italien ihr Centralpunkt, der Vatican ihr geistig Haupt, ihr natürlicher Beherrscher. Allein durch die Kraft ihres hierarchisch-politischen Regiments hatte sich die romanische Race in Besitz der Weltherrschaft gesetzt und erhalten! Elisabeth wie die Oranier, Luther wie Calvin, das allmälige Aufblühen des nord- und mitteldeutschen Lebens in einer sowohl freien religiösen als staatlichen Selbstständigkeit, — Alles das hatte ihre Herrschaft wohl einschränken, Staaten, wie das einst mächtige Spanien, entnerven können, — bis zum Jahre 1858 aber hatte die romanische Race von ihrer Uebermacht, hatten Petri Nachfolger von ihrer geistigen Herrschaft über die meisten Völker Europa's **Nichts** eingebüßt! Dem dritten Napoleon erst war's aufbehalten, dieser Macht mit eigenen Händen das Grab zu graben!! — Es klingt wie — Wahnsinn, aber ist doch wahr!! — — Frankreichs Volk war seit den Mediceerinnen der Träger der romanischen Herrschaft in Westeuropa gewesen. Ob Oesterreich in seinen besten, edelsten Theilen auch deutsch war, in seinem gesammten hierarchischen Leben war es bis dato **Roms** geistige Domaine! Habsburg sog aus Rom von jeher die **Kraft** seines römisch-deutschen Kaiserthums!! — So zerklüftet Italien auch in politischer Beziehung, so getheilt in kleine Fürstenthümer und Reiche es immerhin war, bis zum Jahre 1858 war es in seinem **römischen Bewußtsein** doch einig gewesen und Oesterreich in der Lombardei der stärkste Wächter des römisch-

katholischen Princips!! — — Die Einheit Italiens war gewiß eine nationale, von der Zeit unerbittlich gebotene Nothwendigkeit, aber indem Napoleon mit dem Schwerte diesem Bedürfnisse **thatsächlich** Gestalt gab, wurde er das **Haupt der Rebellion Italiens gegen Roms Autorität und die romanische Race selber!!!** Mit Oesterreichs Niederlage zu Villafranca fiel der machtvollste Hort des Vaticans gegen die moderne Weltordnung, gegen das freie Selbstbestimmungsrecht der europäischen Völker! Mit Italiens Einheit beraubte Napoleon den Vatican seines alten Besitzes, des Kirchenstaats, und degradirte den Papst vom weltlichen Souverain zum römischen Bischofe, der nur noch Haupt der katholischen Kirche war, dessen Macht allein fortan im Glauben der katholischen Völker beruhte, dem man die Hände gebunden hatte und der deshalb fortan zu doppelter Anstrengung — — der Lungen seine Zuflucht nehmen mußte!! — Mit welch stiller Ironie wird Bismarck die Folgen eines Kampfes belächelt haben, der Oesterreich auf Venetien und Pius IX. schließlich auf das Weichbild von Rom beschränkte? Napoleon hatte, ohne es zu ahnen, das **deutsche** Problem gestellt, dessen **Todfeind** er, allen Interessen des Egoismus, allen Traditionen Frankreichs zufolge, hätte sein müssen! **Magenta** und **Solferino** sind die **ersten Bausteine** der deutschen Zukunft gewesen!!! — — Daß hinterher Napoleon eine dunkle Ahnung von Dem hatte, was er denn doch wohl begangen habe, bewies, daß er der Kurie ein französisches Heer in Rom ließ, daß er das neue Italien im Zustande der Abhängigkeit erhielt, immer auf dem Sprunge zu stehen schien, wieder einzumarschiren und eine Correction des **eigenen** Werks zu bewirken! — Staaten werden durch dieselben Mittel erhalten, durch welche sie gegründet sind, und sie werden durch dieselben Mittel zerstört, durch welche sie sich ihres historischen Ursprungs entäußern! Napoleon III. ist in Italien der Herostrat des Römerthums gewesen, zu — Sedan erst **merkte** er, daß der Tempel unwiderbringlich in Flammen stehe!! — —

Am 1. April 1859 ward Bismarck von Frankfurt also ab-

berufen und nach Petersburg versetzt. — Er bedauerte das tief. Er wäre gerade jetzt gern am Bundestage verblieben, wo er an der Quelle der Entwickelung der Dinge stand; ihm schien fast, als solle er in Petersburg „kalt gestellt" werden. — Mit der Olmützer Punktation hatte man gebrochen, hatte die Erfahrung des Krimkrieges für sich. Preußen brauchte nur dieselbe Haltung zu bewahren, um sicher zu gehen, da der Zustand unserer Landesvertheidigung uns gewiß keine Aggressionen, Oesterreich zu Liebe, erlaubte. Indem man einen andern Gesandten zum Bundestage sandte, gab man in einer Personalfrage nach und zeigte vielleicht Oesterreich zugleich seinen guten Willen. Das neue Cabinet von Berlin überzeugte sich wenigstens jetzt, daß nicht irgend eine bestimmte Person, sondern der Gang der Ereignisse **selbst** und die verfehlte Politik Oesterreichs Schuld waren, wenn man von der Sympathie für dessen Integrität zurückzukommen gezwungen wurde. — Natürlich hatte Bismarck nun nicht die leiseste Einwirkung auf den Lauf der deutschen Dinge, höchstens par distance in sofern, als seine Briefe in Berlin an maßgebender Stelle nicht unbeachtet blieben. — Ob Bismarck nun auch Frankfurt widerwillig verließ, „man muß", sagte uns ein Staatsmann, „es für eine glückliche Wendung im Leben des Fürsten ansehen, daß ihm vergönnt ward, von dem neuen Platze aus einen freieren, weiteren Blick in die bewegenden Kräfte der großen Politik zu thun. Wie förderlich ihm das gewesen, ist bekannt genug. So wahr ist es, daß oft von den großen Persönlichkeiten ganz unabhängige, zufällige Anlässe den Anstoß zu der vollen Entfaltung ihrer **latenten** Kräfte geben müssen; denn wäre es nach den damaligen Intentionen Bismarck's gegangen, so wäre er aus der **für ihn kaum noch** lehrreichen **Enge** der Frankfurter Verhältnisse in das Minister-Präsidium **hineingekommen**, ohne **Petersburg** und **Paris diplomatisch** kennen zu lernen. —

Bismarck wurde im Jahre 1859 indeß so leidend, daß man die völlige Aufreibung seiner Kräfte befürchten mußte! Nicht seine

starke Nervosität, welche schon aus der Deichhauptmanns-Epoche stammte, nicht Klimawechsel oder Folge geistiger Erregungen, ein äußerer Umstand war an dieser Krankheit Schuld und wurde Quelle aller jener späteren Leiden, welche den Fürsten zwingen, sich zeitweise in längeren Pausen ganz aus dem politischen Leben zurückzuziehen. Bei einer Jagd in Schweden hatte er sich am Schienbeine erheblich verletzt und lange Zeit der Wunde nicht geachtet. Als die Vernachlässigung sich schließlich strafte und ärztliche Behandlung nicht länger zu vermeiden war, soll ein Mißgriff des Arztes oder — Apothekers in der Wahl eines Pflasters das Uebel vergrößert haben. Genug, dies schwere Krankenlager war die Folge und die Nachwirkung desselben ist in allen späteren Jahren bemerklich geblieben; die **volle** Gesundheit hat er seitdem nie wiedererlangt.

Die oben beregten, nach Berlin gesendeten Correspondenzen Bismarck's charakterisiren die Summe seiner Frankfurter Erfahrungen ganz genügend, um einen Blick in sein Streben rück- wie vorwärts thun zu lassen, namentlich aber auch, wie er sich zu Oesterreich im Jahre 1859 stellte. – Unterm 12. Mai desselben Jahres schrieb er: „Beide Großmächte (Preußen und Oesterreich) werden von den Fürsten und Regierungen der kleinen Staaten nicht mit gleichem Maaße gemessen." — „Stets haben wir uns (im Bunde) **derselben** compacten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden." — „Ausbildung des Bundesverhältnisses mit **österreichischer Spitze** ist natürliches Ziel der deutschen Fürsten und ihrer Minister, diese Tendenz der mittelstaatlichen Politik wird mit der Stetigkeit der Magnetnadel wieder hervortreten, weil sie kein willkürliches Product einzelner Zustände und Personen darstellt, sondern ein natürliches und nothwendiges Ergebniß des **Bundesverhältnisses** für die kleinen Staaten bildet." — Es wird damit angedeutet, daß die übrigen Bundesglieder nach Oesterreich graviren müßten, wenn sie in Preußen nicht einen besseren Schwerpunkt fänden. Betreffs des Jahres 1859 schreibt er: „Wenn sie, (nämlich die Staatsmänner von Bamberg) sich aber

der Bundeseinrichtungen bedienen wollen, eine Macht wie Preußen ins Feuer zu schicken, wenn uns zugemuthet wird, Gut und Blut für die diplomatische Weisheit und den **Thatendurst** von Regierungen einzusetzen, denen unser Schutz unentbehrlich zum Existiren ist, wenn diese Staaten uns den leitenden Impuls geben wollen, und sie als Mittel dazu bundesrechtliche Theorien in Aussicht nehmen, mit deren Anerkennung alle **Autonomie** preußischer Politik aufhören würde, — dann dürfte es meines Erachtens an der Zeit sein, uns zu erinnern, daß **die Führer**, welche uns zumuthen, ihnen zu folgen, **anderen** Interessen dienen, als preußischen und daß sie die Sache Deutschlands, welche sie im Munde führen, so verstehen, daß sie nicht zugleich Sache Preußens sein kann, wenn wir uns nicht aufgeben wollen." — „Ich glaube, wir sollten den Handschuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, sondern einen Fortschritt der Krisis zum Bessern darin sehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beschluß faßt, in welchem wir eine **Ueberschreitung** der Competenz, eine willkürliche Aenderung des Bundeszwecks, einen **Bruch** der Bundesverträge finden. Je unzweideutiger die Verletzung zu Tage tritt, **desto besser!**" — „Ich glaube, daß wir einen erheblichen Umschlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Ueberhebungen unserer deutschen Bundesgenossen die Seite selbstständiger **preußischer** Politik in der Presse anschlügen! Vielleicht geschehen in Frankfurt **Dinge**, welche uns den vollsten Anlaß dazu bieten!!"

Nicht allein tritt uns hier Bismarck's völlige Verurtheilung der Bundespolitik und Oesterreichs entgegen, nicht blos die eigentlich reelle preußisch-deutsche Richtung von Bismarck's Politik, wir sehen ihn auch ankämpfen gegen die ursprüngliche Intention des Berliner Cabinets, Oesterreich **beizuspringen** in diesem Kriege, ihn gegen Einflüsse in Berlin ringen, welche uns durch den traditionellen Loyalitäts-Enthusiasmus in die traurigsten Consequenzen der Olmützer Politik zurückbringen mußten. Nichts rettete uns damals, daß dies nicht doch geschah, nur Oesterreichs

gewaltsames Vorgehen **selber!** Es suchte ohne Preußens Vorwissen mittelst des Bundes dasselbe zu zwingen, für sein Interesse zu marschiren, es richtete vorschnell am 29. April an Sardinien die Forderung abzurüsten, ohne Englands heilsamer Vermittelung Raum zu geben. Preußen majorisiren wollen, hieß aber Wilhelms I. zollernschen Stolz in demselben Augenblicke denn doch zu stark verwunden, wo man dessen bekannte alte Reichstreue, seine pietätvolle Erinnerung an alte Waffenbrüderschaft am Besten hätte ausnützen können! Mobilisirt hatten wir, — Deutschlands Unabhängigkeit zu schützen waren wir bereit, mehr aber fortan nicht!! — — Mit welcher Seelenangst Bismarck im fernen Osten dem Gang der Dinge zusah, erhellt aus folgenden brieflichen Aphorismen. Am 2. Juli 1859 an seine Frau: „Unsere Politik gleitet mehr und mehr in das österreichische Kielwasser hinein; haben wir erst einen Schuß am Rhein abgefeuert, so ist es mit dem italienisch-österreichischen Kriege vorbei und ein preußisch-französischer tritt auf die Bühne, in welchem Oesterreich, nachdem **wir** die Last auf die Schultern genommen haben, uns so viel beisteht oder nicht, als seine eigenen Interessen es mit sich bringen. Daß wir eine sehr glänzende Siegerrolle spielen, wird es gewiß nicht zugeben!" Bald darauf: „Man ist hier sehr gut für mich, in Berlin aber **intriguiren** Oesterreich und alle lieben Bundesgenossen, um mich **hier** wegzubringen, und ich bin doch so artig!" — Am 28. Juni: „Gott sei Dank sieht es ja etwas friedlicher in der Welt aus trotz unserer Mobilmachung, und ich brauche mich weniger zu ängstigen vor **gewissen Entschließungen!** Es thun mir die österreichischen Soldaten Leid; wie müssen sie geführt werden, daß sie jedesmal Schläge bekommen, — am 24. wieder!" —

Wie der vortreffliche Roon, so hat auch Bismarck nach dem Frieden von Villafranca tief aufgeathmet, sah die Welt wiederum mit neuen, weniger schwermüthigen Augen an. Wahrlich, wunderbar ist das Jahr 1859 mit seinen Fügungen! Allen Einflüssen zum Trotz, ob auch Bismarck „kalt gestellt" war, — wer erkennt

nicht, daß bereits sein Geist über die Geschicke Preußens Macht gewonnen hatte, es den einzigen Weg des Heils gegangen war, den man noch betreten konnte? Jeder Schritt nebenbei hieß — Verderben!! — —

Bismarck erkrankte im November desselben Jahres, auf der Reise von Rheinfeld nach Petersburg begriffen, in Hohendorf abermals schwer. Dieses Jahr scheint überhaupt, wie bisher kein anderes, an ihm seelisch wie körperlich gerüttelt zu haben. — Als diese — — geschichtlich noch lange nicht gewürdigte, Katastrophe Oesterreichs hereingebrochen war, stand Preußen gewissen unleugbaren Dingen gegenüber, welche ein entschiedenes Handeln in der betretenen Bahn verlangten. Napoleon war mit Villafranca der politische Pontifex Europa's geworden, Oesterreichs Schicksal konnte sich an uns jetzt wiederholen. Dem zu begegnen wurde die Armee-Reorganisation endlich eine Wahrheit! — Ihre Genesis haben wir geschildert. Für Bismarck aber war's genug, daß dies große Werk am 4. Juli 1861 endlich vollzogen war! — Preußens directer Gewinn in diesem Kriege war, daß es freier und fester auftreten konnte, daß ein Theil deutscher Bundesstaaten, durch Oesterreichs Niederlage erschreckt, Preußens Verhalten während des Krieges im Hinblick auf ihre eigenen Interessen schon nicht mehr unterschätzen konnten. Rastatts Besetzung war Preußen jetzt überlassen worden. —

Das Jahr 1860 zeigte bereits des Krieges nächste Folgen. Oesterreichs Gereiztheit gegen Preußen, durch die schleswig-holsteinische Angelegenheit zu Tage tretend, hatte eine so besorgliche Höhe erreicht, daß auf Bayerns Betreiben mit Mühe eine Versöhnung bewirkt wurde, welche am 25. Juli durch die Zusammenkunft des Prinz-Regenten und Kaisers von Oesterreich zu Teplitz ihren Ausdruck fand. — Ueber diese Zusammenkunft schreibt Bismarck den 22. August: „Hat Oesterreich die Sicherheit, daß wir für Venedig eintreten werden, so wird es den Angriff auf Frankreich zu provociren wissen, wie denn schon jetzt behauptet wird, daß Oesterreich seit Teplitz dreist und herausfordernd in Italien auftrete. Seit der Garibaldi'schen Expedition

geht die Wiener Politik dahin, es in Italien so schlimm als **möglich** werden zu lassen, damit dann, wenn Napoleon selbst **nöthig** finden werde, sich gegen die italienische Revolution zu wehren, allseitig eingeschritten und der frühere Zustand annähernd hergestellt werde. Diese Rechnung mit und auf Napoleon kann **sehr trügen;** wie es scheint, hat man sie deshalb seit Teplitz aufgegeben und hofft auch gegen Napoleon zum Ziel zu gelangen. Die unruhige, gereizte Leidenschaft der österreichischen Politik bringt auf beiden Wegen den Frieden in Gefahr!" — — In demselben Briefe äußert Bismarck, daß zu ihm die Nachricht gelangt sei, es werde von norddeutschen Zeitungen ein Verleumdungsfeldzug gegen ihn eröffnet und man klage ihn an, er solle russisch-französische Zumuthungen wegen einer Abtretung der Rheinlande gegen Arrondirung im Innern offen unterstützt haben. — „Dies einfältige deutsche Federvieh der Presse", setzt er ironisch hinzu, „merkt gar nicht, daß es gegen den bessern Theil seiner **eigenen** Bestrebungen arbeitet, wenn es **mich** angreift!" — Am 18. September spricht er sich überraschend offen betreffs der deutschen Angelegenheiten aus: „Dieses System der Solidaritat der conservativen Interessen aller Länder ist eine gefährliche Fiction, so lange nicht die vollste, ehrlichste Gegenseitigkeit in aller Herren Länder obwaltet. Isolirt von Preußen durchgeführt, wird es zur Donquixoterie, welche unsern König und seine Regierung nur abschwächt für die Durchführung der **eigensten** Aufgabe, den der Krone von Gott übertragenen Schutz Preußens gegen Unrecht, von Außen oder von Innen kommend, zu handhaben! Wir kommen dahin, den unhistorischen, gott- und rechtlosen Souverainitätsschwindel **der** deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältniß als Piedestal benutzen, von dem herab sie europäische **Macht** spielen, zum Schooßkinde der conservativen Partei Preußens zu machen. Unsere Regierung ist ohnehin in Preußen liberal, im Auslande legitimistisch, wir schützen fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit als die eigenen, und begeistern uns für die von Napoleon (I.) geschaffenen, von Metternich sanctionirten klein-

staatlichen Souverainitäten bis zur Blindheit gegen alle Gefahren, mit denen Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht ist, so lange der **Unsinn** der **jetzigen** Bundesverfassung besteht, die Nichts ist, als ein Treib- und Conservirhaus gefährlicher und revolutionairer Partikularbestrebungen. — Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es am Bunde, sei es in einem **Zoll- oder Vereinsparlament**, so zimperlich zurückschrecken?!" — — Wer, Der das Jahr 1871 erlebt hat, sieht nicht in diesen Aussprüchen unsers Kanzlers, wie derselbe schon Anno 1860 die ganze Perspective jener großartigen Politik im Auge hatte, die durchzuführen seinem kühnen Willen und seiner glühenden Vaterlandsliebe gelang? —

Daß Napoleon III. nach der italienischen Gloire sich sehr fühlte, bewies, daß er 1860 seine Pläne gegen den Rhein stärker entschleierte. Das „Saarbrückener Kohlenbecken" war seine Parole! — Welche Consistenz unsere Politik seit dem italienischen Kriege, welches neue Kraftbewußtsein wir bereits erlangt hatten, bewies das straffe Auftreten unsers nachmaligen Kaisers gegen die französischen Bestrebungen.*) Sowohl öffentlich bei verschiedenen Anlässen am Rhein, wie zu Baden-Baden gegen gleichgesinnte deutsche Fürsten ließ er sich kraftvoll in der deutschen Frage aus, und Napoleon, doch stutzig geworden, gab friedliebende Versicherungen. Die syrische Affaire schlug inzwischen in die Situation hinein und gab für das „Prestige" eine wohlthätig anheiternde Ableitung. —

Schwer festzustellen dürfte sein, wie weit Bismarck's Geist bereits auf die Klärung der Dinge in Berlin eingewirkt haben mag. Beim Prinz-Regenten genoß er aber ein erhöhteres Vertrauen, wurde im Sommer 1861 vielfach von ihm in Baden-Baden zu Rathe gezogen, — ja, das Ministerportefeuille ist ihm schon damals angeboten worden. Auch wohnte er der Krönung König Wilhelms I. am 18. October zu Königsberg an. Die Dinge hatten 1861 in Preußen wie im Auslande ihre Physiogno-

*) Unter Kaiser Wilhelm S. 37.

mien erheblich verändert; beide Erscheinungen aber mußten darauf hinwirken, den Mann mehr in den Vordergrund zu bringen, welchen die bisher waltenden Einflüsse auf unsere Politik nach Petersburg versetzt hatten. In Preußen war der Reorganisations-Conflict ausgebrochen, machte reißende Fortschritte und brachte das liberale Ministerium schließlich zu Falle; Bismarck stand unbedingt zum Könige und der Heeresreform. Wie unsere äußere die innere Politik zu bedingen hatte, so bedingte unsere militärische Tüchtigkeit auch die Kraft unserer Auslandspolitik, konnte somit nimmermehr vom Wollen oder Nichtwollen der Parteien abhängig gemacht werden, sollte vom Regieren überhaupt in Preußen noch die Rede sein. — — Weshalb, falls ihm schon Anno 1861 das Portefeuille angeboten wurde, nahm Bismarck es nicht? — Wir haben verschiedentlich von Einflüssen gesprochen; Bismarck spielt schriftlich selbst auf gegen ihn gerichtete Intriguen an. — Dies nun ist ein höchst mysteriöser Punkt, den wir nicht näher berühren, welcher sich in dem allgemeinen psychologischen Gange der Begebenheiten überhaupt nur durch sein meteorisch Aufblitzen erkennbar macht. Hatte Bismarck, — was wir bezweifeln, — wirklich etwa Neigung, ins preußische Cabinet zu treten, so konnte dies doch nur zu einem Zeitpunkte geschehen, der ihm eine durchgreifende Action gestattete. Das war vorläufig nicht möglich. — Die Dinge mußten erst reifen, der Kampf zwischen Regierung und Vertretung sich erst genügend zuspitzen, kurz — Bismarck's rechte Stunde mußte gekommen sein. —

Die rechte Stunde! — Wie er sie nützen werde, welche Richtung sein Ministerprogramm nehmen werde, — falls man es nicht schon seit Frankfurt wußte, ward im Jahre 1862, — wenn uns recht ist, im April oder Mai, bevor er nach Paris ging, sonnenklar. In einer Unterredung mit dem österreichischen Botschafter Grafen Karolyi fiel von seinen Lippen das drastische Wort: „der Schwerpunkt österreichischer Politik ist in **Ofen** zu suchen!"*) Dies Wort erhielt Flügel! An allen Höfen sprach

*) Eine ausführliche Mittheilung über dies Gespräch erschien unseres Wissens in der „Europa", einem Frankfurter Blatte, im December 1862.

man von dieser Aeußerung, in der Diplomatie rief sie namenloses Befremden hervor, ja unter den damaligen Staatsmännern gab es Leute, welche in Folge dessen Bismarck nicht blos jegliche diplomatische Fähigkeit absprachen, sondern welche, die ihn geradezu für verrückt erklärten! — — Es existirt eine hübsche Anekdote von Hegel. Derselbe soll einst erklärt haben: „Von allen meinen Schülern hat mich nur **Einer** verstanden und dieser Eine hat mich falsch verstanden *)." — Dasselbe, bei Gott, konnte Bismarck auf sich selbst anwenden! Der Hof von Berlin verstand ihn — noch nicht, Abgeordneten- und Herrenhaus verstanden ihn — erst recht nicht und die Diplomaten, welche ihn etwa verstanden, hatten ihn — falsch verstanden! Das Licht der Wahrheit, was er blitzartig leuchten lassen, war allerdings furchtbar genug, um von Laienaugen für unnatürlich grell gehalten zu werden, aber daß die staatsmännischen „Hellseher" von Profession so mondsüchtig sein würden, gar kein Auge zu haben für den treffenden Strahl des hereinbrechenden Tages, dürfte dennoch zu bewundern sein. Eine leise Ahnung, daß diese diplomatisch-undiplomatische Redensart nicht bloße Phrase sei, scheint in der Hofburg aber denn doch aufgedämmert zu sein. Ihre Wirkung machte sich, wie wir sehen werden, bereits im November 1863 in der österreichischen Politik geltend, welche von da ab einen ungeahnten Grad von beklommener Schwäche zeigte. —

Die liberale Partei inzwischen griff nicht blos die innere Politik der Regierung an, sie brachte auch deren auswärtige auf die Tribüne. — Nach einer Seite hin war das vortrefflich, nach der andern höchst mißlich. Bismarck selbst, wie wir gesehen haben, hielt für wünschenswerth, durch die öffentliche Debatte einen Druck auf die auswärtigen Verhältnisse üben zu lassen, nur die Zeit und Grenze solcher Debatte war nicht feststellbar. Sie konnte in derselben Sache heute sehr schaden, das Ministerium in peinlichste Verlegenheit bringen, während dieselbe Debatte

*) Dieser eine Schüler Hegel's soll der verstorbene Professor Dr. Branis an der Universität zu Breslau gewesen sein. D. V.

ein Jahr später vielleicht die nationale Politik der Regierung erheblich unterstützen konnte. Der Fehler lag in der Lust des Liberalismus, selbst große Politik zu treiben. Das war gefährlich und unstaatsmännisch, weil es jeden Erfolg gerade durch den offenkundigen Eifer vernichtete, mit dem man ihm naiver als vorsichtig zustrebte, ihn also anticipirte. — Die Opposition im preußischen Abgeordnetenhause ging von kühleren staatsmännischen Erwägungen jedoch nicht aus. Schon am 7. Februar hatte von Stavenhagen die deutsche Frage in dem Antrage aufs Tapet gebracht: „Preußen solle an die Spitze des deutschen Bundesstaats treten und König Wilhelm I. die oberste deutsche Heeresleitung übernehmen." Minister von Schleinitz entgegnete: daß die Regierung dem nicht zustimme, „weil dieser Antrag über den damaligen Standpunkt der Regierung weit hinausgreift." Am 2. März erklärte der Minister: „Die **Einigkeit** der deutschen Regierungen steht höher, als die Einigung!" — „Wir gehen mit Oesterreich, so lange es uns bequem ist!" — Es war die Politik „der freien Hand", welche inaugurirt wurde. — Erwägt man nun, daß am 9. März alle Verhandlungen zwischen Wien und Berlin betreffs Reform der Bundeskriegsverfassung abgebrochen wurden, so war diese Antwort wohl am Orte.

Der Bürgerkrieg der amerikanischen Union hatte inzwischen begonnen, Kaiser Alexander von Rußland aber den erhabensten Akt humaner Herrschergroßmuth vollzogen, er hatte am 26. März die Emancipation aller Leibeigenen ausgesprochen. Sein großes Reich war dadurch in die Reihe der Kulturvölker nunmehr vollwichtig eingetreten, und noch heute vermögen wir die Tragweite einer Maßregel nicht völlig zu ermessen, welche einer socialen Revolution so ziemlich gleich kam. — Daß unsere Armeereorganisation trotz der Opposition vollzogen worden war, ferner die Kämpfe der Regierung mit der Zweiten Kammer bis zum Herbst 1862 sind bereits in Roon's Lebensbild geschildert worden.

Konnte die preußische Volksvertretung bis zum Herbste 1862 die klare unverrückbare Ueberzeugung wohl gewinnen, daß die

Reorganisation, so wie sie war, eine eiserne Nothwendigkeit für die Existenz Preußens als Großstaat sei? Nein! — Sie war von dem liberalen Ministerium getäuscht worden, indem sich dasselbe selbst getäuscht hatte*); hierin aber liegt die Rechtfertigung unserer Volksvertretung. — Bismarck folgte dem immer sich steigernden Gang der Dinge mit größter Aufmerksamkeit; er fühlte langsam seine Zeit kommen. Von großer Wichtigkeit muß ihm gewesen sein, daß am 31. October der Londoner Vertrag zwischen Frankreich, England und Spanien zur Intervention in Mexiko abgeschlossen wurde. Das war ein sehr weitschichtiges Unternehmen, was Louis Napoleon während einer für uns kritischen Zeit viel zu angemessen beschäftigte, um nicht hoffen zu lassen, der „Rhein" werde vor der Hand vor dem Manne Ruhe haben, dessen „Kaiserthum der Friede" war. — Wie die deutsche Fortschrittspartei, der in der neuen Kammer abermals die absolute Majorität zugefallen war, inzwischen sich im Principe schon der Regierung gegenüberstellte und die Intention blicken ließ, sich auf den Standpunkt von 1848 zu stellen, bewies ihr Programm vom 9. Juni 1860, dessen erstes Dogma lautete: „Die Verfassung ist das Band zwischen Fürst und Volk!" — Das war eine historische Lüge, eine vollendete Pietätlosigkeit. Waren die Bande zwischen unserm Herrschergeschlecht und uns nicht älterer, engerer, unwandelbarerer Natur als diese corrigible, also wandelbare Verfassung? War Wilhelm I. nur mittels dieser Verfassung **König** von Preußen und ohne sie „Johann ohne Land?!" — — Wenn Bismarck diese immer schneidigere Zuspitzung unsers innern Kampfes kommen sah und ihm sein Scharfblick voraussagte, wohin der Conflict münden werde, so mußte es ihn als Patrioten tief schmerzen, der Welt ein solches Schauspiel in Preußen bereitet zu sehen, als — Staatsmann konnte ihm dasselbe aber nicht ganz unwillkommen sein. Durch diesen Kampf, mittels dessen die Fortschrittspartei sich zur Herrin der Regierung machen wollte, machte sie sich gerade zum unwillkür-

*) Unter Roon, S. 370—371, 373.

lichen Factor von Otto von Bismarck's Ansichten! Von jenen Beklemmungen wenigstens, welche derselbe im Jahre 1859 „gewissen Entschließungen" und Intriguen gegenüber empfunden hatte, war er jetzt sicher himmelweit entfernt. — —

Am 18. Januar des denkwürdigen Jahres 1862 wurde der Landtag eröffnet. Der Gang des parlamentarischen Kampfes selbst ist bekannt. Am 11. März ward das Abgeordnetenhaus aufgelöst und das liberale Ministerium fiel, indem ihm die eigene liberale Partei als Empfehlungskarte die Erklärung mitgab, „daß sie an dieses Ministerium nicht mehr glauben könne!" — Das Ministerium von der Heydt-Itzenplitz-Mühler-Lippe-Jagow trat ein, Roon blieb. Obwohl conservativ, konnte es seiner Persönlichkeiten, wie deren Zusammensetzung halber, nur ein Uebergangs-Ministerium sein. Der königliche Erlaß an dasselbe (19. März 1862) sagte: „Es ist Meine Absicht und Mein ernster Wille, der von Mir beschworenen Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu sichern, in gleichem Maaße aber auch die Rechte der Krone zu wahren und sie in der ungeschmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung seines Berufs nothwendig ist und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde!" — Dieser Ausspruch konnte den parlamentarischen Körperschaften eine tröstliche Garantie sein, ihren Horror gegen den „absoluten Aristokratismus" schwinden lassen. Es geschah aber nicht und die Maßnahmen des Ministeriums Lippe-Jagow hinterher brachten die Furcht vor diesem absolutistischen Aristokratismus erst recht zur Blüthe. Für Bismarck hingegen mußte dieser königliche Erlaß eine besonders tröstliche Stärkung des festen Glaubens an seinen königlichen Herrn werden, die Dominante für eine Harmonie in der Zukunft! — Die Thätigkeit besagten Ministeriums während des Jahres 1862 ist schon besprochen, für Bismarck konnte dabei nur von Belang werden, daß zwei Principe, denen er gleich fern stand, die parlamentarische Demokratie und die Reactionspartei, sich resultatlos an einander abarbeiteten. Beide leisteten ihm

für seine große politische Campagne den Eclaireurdienst, Nichts weiter! — Bevor am 19. Mai der neu gewählte Landtag ohne des Königs Anwesenheit eröffnet worden, also der Kampf in erhöhterer Temperatur von beiden Seiten begann, hatte Bismarck's Mission in Petersburg ihr Ende erreicht. Am 17. bereits war er bei Enthüllung des „Brandenburg-Denkmal" in Berlin gegenwärtig, am 23. Mai wurde er als Gesandter nach Paris versetzt. In der Zwischenzeit, die er in der Residenz verlebte, ist mehrfach mit ihm wegen Uebernahme des Portefeuilles des Minister-Präsidenten verhandelt worden, die Angelegenheit aber zerschlug sich; Bismarck zog Paris wohl aus mannigfachen Gründen vor. — Seine letzten Briefe an seine Schwester Malvine aus Petersburg zeigen genügend, daß Bismarck seiner Kränklichkeit wegen sich vor der aufreibenden Pflicht eines Premier-Ministers sehr scheute. Neben diesen physischen mögen auch Gründe des Parteipolitikers wie Diplomaten ihn bestimmt haben, zu refusiren. Die Situation des Kampfes gegen das Parlament war allerdings schlimm, aber — „noch lange nicht genug!", unsere Stellung zu Frankreich aber eine so fragile, daß, ob sie durch den mexikanischen Krieg auch nicht gerade schärfer wurde, jedenfalls immer ein „qui vive" erheischte. Die Stellung in Paris war also nicht blos wichtig, sondern auch lehrreich und interessant für Bismarck und wurde nachmals von unberechenbarem Vortheile für ihn. Seine Briefe aus Frankreich bis zum 12. September (der letzte ist aus Toulouse datirt) bieten, — außer daß wir sehen, wie wohl es Bismarck in den Bädern von San Sebastian und Biarritz ergeht, nur zweierlei Bemerkenswerthes. Er spricht fast immerwährend mit peinlicher Unruhe und Widerwilligkeit betreffs der ihm näher rückenden Minister-Präsidentur, spricht abermals von gewissen „Einflüssen" und „Gegnern", — von Kaiser Napoleon aber so gut wie gar Nichts. Möglich, derlei Briefe sind doch vorhanden, natürlich zur Veröffentlichung aber noch nicht gekommen; das Spionirsystem, was ihn in Frankfurt schon zu ernstmahnenden Worten gegen die eigene Frau zwang, trieb in Frankreich aber so exotische Blüthen, daß er schwerlich die „mouchards" betreffs seiner Person in die geringste

Versuchung geführt haben wird. Ein freies politisches Aussprechen, wie von Petersburg aus geschah, ist nirgend in seinen Briefen ersichtlich, es scheint auch, als wenn Bismarck sich der heimischen Politik gegenüber absichtlich indifferent gehalten, sich völlig in sich versenkt habe, wie — etwa der Feldherr thut, der seinen Schlachtplan entwirft, ehe die verhängnißvolle Trompete gellt, die ihn auf den Gaul wirft und in den lichten, lohenden Streit! —

Während Bismarck noch in Frankreich weilte, bewies König Wilhelm I., daß es ihm an der Macht nicht mehr gebreche, den Willen zu bekunden, Preußen wieder zu seiner vollen Gültigkeit zu verhelfen. Den hessischen Wirren gegenüber wurden zwei Armeecorps marschbereit gehalten, und nur die Demüthigung des hartköpfigen Kurfürsten und die Entlassung seines Ministeriums beugten der preußischen Intervention vor. Graf Bernstorff, Minister des Aeußern, hatte freundschaftliche Beziehungen zu Italien angeknüpft und die offene Anerkennung des neugegründeten Königreichs erfolgte am 21. Juli. Der parlamentarische Conflict hatte sich inzwischen bis zu dem äußersten Punkte gesteigert, über welchen hinauszugehen unmöglich schien. Die Zweite Kammer hatte die Kosten der gesammten Armeereorganisation gestrichen, alle Vermittelungsvorschläge Roon's abgelehnt! — Das Land war tief erregt. Dieser Ringkampf konnte nur mit Revolution oder Reaction, so schien es, enden. In einer fast verzweifelten Lage, wo unsers Kaisers Seele in den ernstesten Selbstkampf mit seinem Schwur und der unerbittlichen Staatsnothwendigkeit gerieth, Roon aber vom langen Widerstande erschöpft war, wurde Otto von Bismarck aus den Pyrenäen nach Berlin gerufen. Er trat in seine vierte, — die gewichtigste Lebensphase. Das — längst Geahnte, Unabänderliche geschah, er sollte der Minister werden, welcher aus dem Dilemma herausführte. — Konnte ein alter Debattenstreiter wie Bismarck nicht mit der Parteileidenschaft fertig werden, versagte auch dem altbewährten Sekundanten der Krone die Kraft, dann — — nun dann hätten wir ein anderes Ministerium Manteuffel gehabt!!! — —

Für Bismarck's Charakter und die Art, wie er sein Ver-

hältniß zu seinem Monarchen im Sinne der alten Vasallentreue seines Geschlechts auffaßte, beweist, **wie** er sein Amt antrat. — Von Frankreich eiligst nach Berlin citirt, erklärte er dem Könige: „Majestät hat mich zu Ihrem Dienst berufen, ich thue ihn ohne Weiteres als Schuldigkeit!" — Gefragt, auf welche Bedingung hin er denn das Ministerium annehme, entgegnete er: „Unbedingt und ohne Vorbehalt! Die Zukunft mag das Weitere lehren." — Es hat in der Welt sehr große Männer schon gegeben und vor den Menschen thaten sie genug, um bewundert zu werden; vor Gott galten Viele von ihnen aber verteufelt wenig, denn der — Schubiak saß ihnen dennoch still im Herzen. Das eben macht Bismarck dem Patrioten ehrwürdig, daß niemals, in keinem Lebensaugenblicke, in ihm der Mensch und Christ im Berufe unterging! — Er trat im schwierigsten Augenblicke sein Amt an und sah das alte Hotel Hardenberg am Dönhofsplatze unter Umständen wieder, welche die trostlose Physiognomie von 1848 anzunehmen im Begriff standen. Die Competenz der drei Staatsgewalten zur Feststellung des Budgets war eine offene Frage, diese Competenz hatte jede dieser Gewalten in der Hitze des Gefechts für **sich mehr** als billig in Anspruch genommen, die Grenzen der Verfassung waren von beiden äußersten feindlichen Parteien gedehnt worden. Das Problem war nun, diese Grenzen von links wie rechts auf ihren naturgemäßen Raum zu verengen! Mißlang dies, wurde die Dehnung fortgesetzt, so zersprengte die Verfassung! — Bismarck's liberale Gegner, die Fortschrittspartei, die Feinde von Unten, glaubten, daß „der reactionaire Junker von 1848, der Stock-Preuße von Erfurt", der Mann, welcher in Frankfurt sich verhaßt, zu Petersburg beliebt gemacht hatte und nun aus der Intriguenschule des December-Mannes kam, — daß dieser Mann als ein blutloser Unterdrücker die Verfassung alsbald sprengen **werde**; — Bismarck's Gegner von Oben aber erwarteten, daß er die Verfassung alsbald werde sprengen **müssen!** Links legte man ihm als Absicht aus, was man rechts als eine ihm aufgezwungene Nothwendigkeit erachtete; beide Parteien aber meinten: die innere Lage könne

eben nicht mehr **schlechter** sein, folglich müsse die Katastrophe erfolgen. — Bismarck bewies ihnen Beiden nun, daß die innere Lage noch **viel schlechter** werden könne, bewies es ihnen mit der Verfassung in der Hand, brauchte seine Gegner Oben wie Unten ab und rettete den **Schwur** seines gewissenhaften Königs, rettete die **Verfassung** und rettete das **Land!** Das ist der ganze Sinn seiner Thätigkeit bis zum Frühjahre 1866. — Bismarck zog das Budget pro 1863 zurück, regierte budgetlos weiter und aus dem Reorganisations-Conflict wurde der Verfassungskampf! Links Schäumen! Rechts Jauchzen! Bismarck that beiden Theilen eben ihren Willen!! — Die extremen Parteien wußten wohl so gut wie Bismarck, daß dessen neuer Weg, dieses Hinausschieben der Entscheidung mittels einer Situationsverschärfung die Katastrophe nur desto schwerer machen müsse und bauten erst recht hierauf ihren Sieg, aber keine dieser beiden Parteien wußte oder ahnte auch nur, daß es Bismarck weniger auf die Inlandspolitik, sondern die auswärtige ankam. Von der auswärtigen Politik die innere bedingen zu lassen, daß also die Napoleonische Staatsmaxime gerade umzukehren sei, war die Ueberzeugung, welche König Wilhelm I. nunmehr gewonnen hatte und die ihn das auswärtige Amt an Bismarck, kaum drei Wochen nach dessen Eintritt ins Cabinet, geben ließ. Wollte man glauben, unser Kanzler habe die Auslandspolitik à la Napoleon nur benutzt, um die inneren Zustände zu calmiren, so wäre das nicht blos frivol, es wäre überaus kurzsichtig. Dies Bismarck zuzutrauen, war sowohl der Fehler der Demokratie wie der Reaction! Er ließ vielmehr den innern Conflict sich ganz regelrecht bis zur äußersten Consequenz austragen und brauchte ihn zum Schleier, **hinter** dem er das ihm Wichtigste, die Auslandspolitik, die Politik der Zukunft vorbereitete, in welcher die einzige allseitige Versöhnung lag! — Unsere Landesvertretung hat das zweifellos positive Verdienst, mit Bismarck die gleichen preußisch-deutschen Ziele gewollt, durch ihre Anstöße sie wesentlich **mit** erstritten zu haben, sie hatte aber auch das negative Verdienst, durch ihre vorurtheilsvolle Leidenschaft und ehrgeizige

Parteidoctrin das Ausland **blind** für unsere eigentliche Kraft gemacht zu haben. — Nach dem Tage von Nikolsburg (im September 1866) ist von den „zwei Seelen" im preußischen Cabinet mehrfach geredet und geschrieben worden. Innerhalb des Ministerium Bismarck bestand diese Zweiseelen-Theorie nie, unser Kanzler war nicht der Mann, sich eine entgegengesetzte Nebenseele im Amte gefallen zu lassen. Diese zwei Seelen indeß haben bestanden und zwar von 1862 ab insofern, als eine bewußte **andere, nicht** im Cabinet befindliche Seele **Oesterreich** noch mit leidenschaftlicher Liebe **umfaßt** hielt und vom **Verfassungsleben Nichts wissen** wollte, während Bismarck von **Oesterreich Nichts** mehr wissen wollte, vom **Verfassungsleben** aber desto **mehr!** Dieser andern Seele ward schon im Sommer 1865 das politische Lebenslicht ausgeblasen. — — —

Als Bismarck das Budget pro 1863 zurücknahm, wollte er den Streit bis nächstes Jahr in der Hoffnung verschieben, daß die Leidenschaften etwas abdampfen würden. Er hoffte, aber glaubte es wohl nicht. Entweder fürchtete diese Abdampfung die Kammermajorität für sich, oder sie hielt Bismarck's Maßregel für ein Gefühl ministerieller Schwäche.

„Den Teufel halte, wer ihn hält,
Er wird ihn nicht zum zweiten Male fangen!"

Deshalb ward am 6. October die Resolution eingebracht, daß der Etat pro 1863 noch vor dem 1. Januar eingebracht werden müsse. Ein Amendement (Vincke-Stargard) hierzu besagte: „daß die Regierung einen außerordentlichen Credit nachsuchen solle, falls sie den Etat nicht vor Januar einbringen könne." Bismarck erklärte dies Amendement annehmbar und sprach zugleich aus: „Die Streitfrage, welche uns beschäftigt, enthält zwei nicht nothwendig zusammenhängende Momente, das der Militär-Reorganisation und der Verfassungsfrage über die Competenz der verschiedenen Staatsgewalten bei Feststellung des Budgets; die letztere wurde vor 12 Jahren in und zwischen beiden Häusern und der Regierung verhandelt, ohne ausgetragen zu

werden. Die Lösung derselben dürfte durch Dialektik schwerlich, sondern nur durch staatsmännische Praxis erledigt werden." Diese Auseinandersetzung wurde der Zweiten Kammer aber gerade Anlaß, einen neuen Riegel vorzuschieben, indem man die Resolution pure, ohne das Amendement Vincke, annahm, also den Stier bei den Hörnern zu fassen suchte. Zweierlei hatte hierzu beigetragen, ein ungeschickter Artikel der Sternzeitung vom 25. September, welcher das „Kommende" voraussagte, wie Bismarck's heißspornige Auslassungen in der Budget-Commission am 30. September. Die „ungünstigen Grenzen Preußens" und die Theorie „von Blut und Eisen" wirbelten ungeheuren Staub auf! Man dachte dabei an Vergewaltigung, Kriegsgelüste à la Louis Napoleon, kurz ward in Dem bestärkt, was man von Bismarck schon längst argwöhnte! Die Budget-Verweigerung wurde beschlossen, die Genehmigung der Staatsrechnungen pro 1859—1860 ausgesetzt. Das Herrenhaus aber lehnte Tags darauf das also corrumpirte Budget seinerseits ab. — Bismarck erklärte daselbst: „daß nach dieser Resolution die Regierung auf ihr bisheriges „Vermittelungsverfahren verzichte." — Der offene Streit war sonach erklärt! Sämmtliche Fractionen der Abgeordneten, außer den Conservativen, hielten über diesen Herrenhausbeschluß Conferenz. In der letzten Sitzung (13. October) des Abgeordnetenhauses erfolgte der bekannte Null- und Nichtigkeitsbeschluß gegen Herrenhaus und Regierung. Hierauf schloß Bismarck das Haus und erklärte: Die Regierung sehe sich in die Nothwendigkeit versetzt, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. „Sie ist sich", fuhr er fort, „der Verantwortlichkeit in vollem Maaße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerthen Zustande erwächst; sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nothwendig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben seiner Zeit die

nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden." — Der Verfassungs-Conflict war da!! — — Drohte Bismarck etwa mit Suspension der Verfassung? Lag nicht in seiner Verantwortlichkeits-Erklärung von vornherein die Voraussetzung einer künftigen Indemnität vor, um zu versöhnender Lösung zu kommen? — Das Abgeordnetenhaus sah in diesem Benehmen Bismarck's vielleicht gerade einen Akt hinterhaltiger Schlauheit, mit der er die Schwäche der Regierung decken wolle, die eine Verfassung zu beseitigen zu zaghaft war, sie deshalb also lieber umging. Dieserhalb ihres künftigen Sieges sicher, nahmen die liberalen Abgeordneten die Ovationen ihrer leidenschaftlichen Wähler selbstbewußt entgegen. — Hatte man keine Ahnung, daß Bismarck die Opposition ungefähr so haben wollte, wie sie sich zeigte? Hatte man denn nicht eine leise Vorstellung, daß in demselben Grade, in welchem die Opposition Bismarck Schwierigkeiten im Lande bereitete, sie ihn von den Schwierigkeiten gerade entlastete, welche sich ihm von Oben entgegenstellten?! Wie es Faust in der Blocksberg-Scene erging, so der preußischen Opposition:

„Sie glaubt zu schieben und sie wird geschoben!" — —

Indem Bismarck, wie König Wilhelm wollte, bei der Verfassung stehen blieb, ging das Abgeordnetenhaus nach und nach über sie **hinaus**. Dadurch machte sie es dem Minister möglich, mit und trotz der Verfassung budgetlos zu regieren und paralisirte so den Einfluß der besagten zweiten Seele, welcher damals nicht zu überwinden gewesen wäre, hätte die demokratische Majorität den Minister-Präsidenten nicht zu einer viel schärfer ausgeprägten Rechtsstellung genöthigt, als in seiner eigentlichen Ueberzeugung gelegen haben dürfte. Wir sagten an anderem Orte*), „es wolle uns bedünken, Bismarck „war nicht blos damals, er spielte noch mehr den scharfen Junker". — Vielleicht ist diese Annahme überkühn, psychologisch wäre sie indeß wohl zu rechtfertigen. Es läge doch ganz in der

*) Kaiser-Biographie, S. 40.

Klugheit eines Staatsmannes, den einen Gegner durch den andern zu schwächen, um Beider Herr zu werden! Er glich dem Arzte eben, welcher bei seinem Patienten den einen Krankheitszustand zur Krisis bringt, um durch dieselbe zugleich einen andern, noch gefährlicheren zu heben. Bismarck's Naturell, Eigenschaften, wie Gewohnheiten mögen ihm diese Kampfart gerade leichter gemacht haben. Die Frische wenigstens, mit der er an sie ging, die Befriedigung, welche dieselbe bei Hofe fand und König Wilhelm I. zu dem bekannten Ausspruche veranlaßte: „voilà mon médicin", sprechen einigermaßen für die Richtigkeit des Gesagten. Allerdings ward durch Verlängerung des Kampfes die endliche Katastrophe um so schwerer und auch an Bismarck trat der Augenblick heran, an Allem zu verzagen. Aber dieser schwere Augenblick kam erst, als das Schicksal beide diametrale Gegnerschaften, ohne daß sie es wollten, zu einem letzten äußersten Widerstande gegen ihn einte! — —

Während die demokratische Opposition sich zur neuen Parlaments-Campagne rüstete, andererseits die Conservativen sich schaarten, reiste Bismarck nach Frankreich, um sich bei Napoleon in St. Cloud zu verabschieden. — Ein sonderbares Zusammentreffen war's unter sonderbaren Umständen! — In diesen Räumen hatte Carl X. die Juli-Ordonnanzen 1830 unterzeichnet, welche den Bourbonen den Hals brachen; in denselben Räumen machte Napoleon leise lächelnd Freund Bismarck aufmerksam, daß er „Preußens Polignac" werden würde! — Die Scene steht uns fast im Geiste vor der Seele. — Wie wird der Decembermann sich nicht innerlich gekitzelt haben in der Ueberzeugung, in Berlin blieben jetzt nur noch die Kanonen übrig, das preußische Dilemma zu lösen; — die Kanonen nach Innen, oder die Kanonen nach Außen? In beiden Fällen hätte er dann ein Wort mitgeredet! — Uns ist, als ob wir Bismarck dieser freundschaftlichen „Zwickmühle" gegenüber sehen könnten. Das „blanke" Auge starr unter den buschigen Brauen auf den Boden geheftet, manchmal auflodernd in grünlichblauem Funkelblitze wie — bei der „Katte", felis leo —, bald in Resignation verschleiert. Melancholisch nickend, wenig Worte

machend, empfahl er sich, — denken wir, etwa wie Einer, der seufzend sein Spiel halb verloren erklärt! — Die Thür fällt zu. Napoleon flüstert: „Pauvre Polignac! Pauvre Charles dix de Prusse" dann lacht er auf! — Bismarck geht schweigend, — er lacht nicht, — aber geweint nach dieser Audienz kann er gewiß auch nicht haben! — —

Wenn wir nur auf den Kampf im Innern blicken, — seine Steigerungen vom Jahre 1863 bis Frühling 1866, — so erhalten wir ein völlig unzureichendes Bild, ähnlich demjenigen etwa, welches das preußische Volk zur Zeit, wie Oesterreich und Frankreich es sich von uns gemacht hat; man sieht dann nur das Kampfgetümmel des Conflicts, in welchem alles Uebrige unterzugehen scheint. Beobachtet man aber den Gang unserer Auslandspolitik und wie durchaus bestimmend derselbe bei der Art des Conflictskampfes gewesen ist, so wird das Bild sich nicht blos wesentlich verändern, sondern uns auch einen vollen Eindruck von dem glänzenden und beweglichen Geiste und der unverrückbaren Willenskraft des deutschen Kanzlers geben. —

Der Landtag 1863 ward von Bismarck (10. Januar) eröffnet, das Budget für 1863 nochmals vorgelegt. — Oesterreich und die Mittelstaaten hatten am Bunde das Delegirtenproject eingebracht. Wie wenig für reelle Ordnung deutscher Verhältnisse dasselbe geeignet gewesen sein muß, bewies die Ablehnung desselben durch den Bund und die unmittelbar hierauf folgende Circular-Depesche Bismarck's. Ein anderes Gespenst trat in der polnischen Insurrection auf, — wilder, als es je an unseren Ostgrenzen getobt hatte. Mieroslawski's Dictatur als Chef der polnischen Nationalregierung mit obligaten „Hänge-Gendarmen" prägten der Erhebung zugleich den Stempel des Racenkampfes auf, in demselben Augenblick entzündet, wo man Rußland noch an den Folgen des Krimkrieges, Preußen durch innere Wirren gelähmt glaubte. — Am 27. Januar berieth das Abgeordnetenhaus eine Adresse, welche den Zweck hatte, die Stellung desselben zur Krone wegen des Budgetsrechts zu verschärfen. Die Heeresreorganisation wurde wieder zur Handhabe für den alten Competenzstreit der drei Staatsgewalten. — „Wenn Sie das

Recht hätten", entgegnete Bismarck, „von Seiner Majestät dem Könige die Entlassung derjenigen Minister, welche Ihr Vertrauen nicht haben, zu fordern, das Recht hätten, durch Ihre Beschlüsse über den Staatshaushaltsetat den Bestand und die Reorganisation der Armee festzustellen, wenn Sie das Recht hätten, — wie Sie es verfassungsmäßig nicht haben, in der Adresse aber beanspruchen, — die Beziehungen der Executivgewalt der Staatsregierung zu ihren Beamten maßgebend zu controliren, — dann wären Sie in der That im Besitz der vollen Regierungsgewalt in diesem Lande! Durch diese Adresse werden dem Hause Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungsrechte abgefordert, um sie der Majorität dieses Hauses zu übertragen!" — — Bismarck hatte damit den eigentlichen Gedanken der Opposition demaskirt. — Im ferneren Verlaufe der Adreßdebatte (28. Januar) fragte Bismarck: „wenn das Haus glaube, ein Minister müsse, um zu bestehen, eine Majorität haben, wo es denn dann die Majorität hernehmen wolle, auf welche ein Ministerium seiner Wahl sich stützen könne? Ueber wie viel positive Sätze sind Sie denn einig, — Sie, die Mitglieder einer großen Majorität? — Der Weg, den ein preußisches Ministerium überhaupt gehen kann, ist so sehr breit nicht; Derjenige, der weit links steht, — wenn er Minister wird, wird nach rechts rücken, Der weit rechts steht, als Minister aber nach links rücken müssen. Man hat für die weiten Abschweifungen der Doctrin, wie man sie als Redner, als Abgeordneter entwickeln kann, auf diesem schmalen Pfade, den die Regierung eines großen Landes wandeln kann, keinen Raum!" — Als am folgenden Tage bei derselben Debatte davon die Rede war, daß der innere Conflict Preußens Machtstellung nach Außen abschwäche, meinte Bismarck, daß man das Gewicht des Conflicts nach Außen hin überschätze. Die Zweite Kammer meine vielleicht: „als ob dieser innere Conflict uns veranlassen könnte, in Aussicht auf äußere Verwickelungen ein **Mittel** zur Ausgleichung des inneren Zerwürfnisses zu finden. Das Mittel wäre **schlimmer** als das **Uebel selbst**, und ich habe schon bei

früheren Gelegenheiten eine solche Politik als eine frivole bezeichnet!" — Die Kronadresse ward dennoch angenommen, die Entgegennahme durch eine Deputation vom Könige abgelehnt. Die Adresse, auf dem Schriftwege an Denselben gelangt, beantwortete König Wilhelm I. durch den ohne Contrasignirung der Minister vollzogenen bekannten Erlaß vom 3. Februar. — Da diese Waffe — über die Köpfe des Ministeriums hinweg auf das Staatsoberhaupt zu wirken, fehlgeschlagen war, suchte die Opposition einen neuen Weg, wie sie denn ihre Kampfweise vielfach verändert hat. — Anfangs Februar wurden vier Armeecorps unter General von Werder gegen die polnische Insurrection formirt, am 8. ward die geheime russische Convention abgeschlossen. — Die neue Taktik der Zweiten Kammer bestand darin, daß sie nach § 60 der Verfassung die Anwesenheit der Minister im Hause verlangte, sie setzte die Verhandlungen aus und richtete in dieser Sache an Bismarck eine schriftliche Aufforderung. Dieselbe ward ebenso beantwortet und persönlich am 10. Februar dann erklärt: „Die königliche Regierung hat das lebhafteste Interesse, Ihren Verhandlungen beizuwohnen; sie hat das verfassungsmäßige Recht dazu, eine stricte Verpflichtung aber, welche in der Verfassung formulirt wäre, liegt ihr nicht ob." — Es war bekannt, daß die Zweite Kammer im Begriff stand, die Ministerverantwortlichkeit in besonders scharfer Form anzustreben; als in derselben Sitzung die Frage der Reisekosten und Diäten der Abgeordneten durch die Regierung also zur Sprache kam, erwiderte Bismarck: „Artikel 85 der Verfassung sagt: Die Diäten werden nach Maßgabe des Gesetzes gezahlt werden. Dieses Gesetz und diese Maßgabe existirte bisher nicht. Der Regierung muß daher in dem Augenblicke, wo sich in Ihrer Mitte eine Resolution vorbereitet, dahin gehend, daß wir in unserm Vermögen und unserer Person für verfassungswidrig geleistete Ausgaben in Anspruch genommen werden, in hohem Grade opportun erscheinen, für Zahlungen, die an Diäten zu leisten sind, die gesetzmäßige, durch die Verfassung vorgesehene Unterlage zu gewinnen." — Aehnlich äußerte er sich betreffs der Stellvertretungskosten der Abgeordneten und daß die etatsmäßig

ausgeworfenen Stellen der Abgeordneten auch durch dieselben etatsmäßig versehen werden; „wäre dies nicht der Fall, so wäre es eine Verschwendung der Mittel der Steuerpflichtigen, wenn man überhaupt diesen Posten im Etat behält." — Das Kampfterrain wurde hierauf in die äußere Politik verlegt. Dem Abgeordneten Kantak gebührt (16. Februar) das erste Verdienst dieser Schwenkung und die Kammer lenkte den Streit in ein Labyrinth, in welchem sie sich mehr und mehr verwirren mußte. Der Pole Kantak nämlich hatte eine Interpellation betreffs der Ausnahmezustände in Posen eingebracht. Bismarck erklärte, daß der unbestrittene Zweck der polnischen Insurrection „Herstellung eines unabhängigen polnischen Reichs in seinem möglichst früheren Bestande" sei und deshalb Vorkehrungen getroffen seien, daß die Provinz Posen nicht in Mitleidenschaft gerathe, zumal über die Bestrebungen, auch auf preußischem Gebiete den Aufstand vorzubereiten, amtliche Anzeigen vorlägen. — Frankreich hat von jeher für die Polen geschwärmt. Auch jetzt nahmen die parlamentarischen Körperschaften in Paris wieder für sie Partei und wünschten, daß der Kaiser für Polen gegen uns intervenire. Eine Note Drouin de Lhuy's (vom 17. Februar) soll dieser Ansicht in Berlin ernste Worte geliehen haben und die preußische Opposition ergriff die moralische Bundesgenossenschaft ihrer Pariser Collegen in der Sitzung vom 18. mit großer Energie. Bismarck wies die Unterstellungen, welche man den Maßregeln der Regierung machte, als falsch zurück, sagte, daß wir nicht die Hälfte der Armee mobil gemacht, „wir haben gar nichts mobil gemacht, die Reserven einiger Corps sind zusammengezogen und nur für die Infanterie"; daß es ein Bedürfniß des Schutzes sei, wenn eine 300 geographische Meilen betragende Grenzlinie mäßig gedeckt werde. — „Das nur will ich bemerken", fuhr er fort, „daß es in dieser ganzen Sache nicht auf russische Politik, auch nicht auf unser Verhältniß zu Rußland ankommt, sondern lediglich auf das Verhältniß Preußens gegen die polnische Insurrection. Daß Rußland keine preußische Politik treibt, weiß ich, weiß Jeder. Ob ein unabhängiges Polen, an Stelle Rußlands

in Warschau etablirt, preußische Politik treiben, ein leidenschaftlicher Bundesgenosse Preußens gegen auswärtige Mächte sein, sich etwa bemühen würde, Posen und Danzig in preußischen Händen zu bewahren, das überlasse ich Ihrer eigenen Erwägung." — Im Laufe der Discussion, als man Bismarck's Sinn für Preußens Ehre anzweifelte, entgegnete er: „Mir fiel bei dieser Aeußerung ein Vorgang im englischen Parlament ein, meine Herren, auf das Sie sich so gern berufen. Es handelte sich um Abschaffung von Monopolen und einer der englischen Staatsmänner bemerkte dabei: das gehässigste aller Monopole sei das der politischen Einsicht und Tugend, welche einzelne Parteien und Parteiführer sich beilegten!" —— Ueber die polnische Insurrection konnte sich indessen die Zweite Kammer nicht so rasch beruhigen, die Haltung Frankreichs, das Bekanntwerden unserer geheimen Petersburger Uebereinkunft, der Verdacht von Preußens russischen Sympathien drängten sie auf dem neuen Wege weiter. In der Sitzung vom 26. Februar unterstützten sogar preußisch-deutsche Abgeordnete die Interpellation der polnischen Fraction, welche den Zweck hatte, die Politik der Regierung in diesem schwierigen Augenblicke zu demaskiren. „In jedem andern mir bekannten Parlamente", rief Bismarck diesen zu, „würde auch die strengste Opposition, die unzufriedenste mit der bestehenden Regierung, von der Verfolgung der Interpellation von diesem Augenblicke ab Abstand genommen haben! — Geben Sie uns ein englisches Unterhaus und dann fordern Sie englische Institutionen! .... Abgeordneter von Unruh deutete unter Ihrem lebhaften Beifall an, daß, wenn aus den Vorkehrungen, welche die Regierung zur Sicherung unserer Grenzen getroffen hat, auswärtige Verwickelungen entstehen sollten, Sie die Mittel zur Landesvertheidigung dem Könige verweigern würden. Heißt das nicht, dem Auslande zurufen: Kommt her, der Augenblick ist günstig, Preußen ...!" —— Bismarck ward hier durch heftigen Widerspruch der Kammer unterbrochen. „Nun, es freut mich, daß Sie noch ein Gefühl der Entrüstung äußern —!" donnerte er auf die Versammlung nieder. — Da erhob sich das

Haus, heftige Bewegung, Ordnungsrufe, ein Stimmenchaos wogten hin und her. — In Folge dieses Parlaments-Wetters ereignete sich zwischen Bismarck und dem Präsidium des Hauses eine Scene, in der zum ersten Male die Disciplinargewalt des Präsidenten, „so weit diese vier Wände reichen", ventilirt, von Bismarck aber bestritten wurde, eine Frage, welche, wie wir bereits geschildert haben*), später in einem gleichen Conflict mit Minister von Roon seinen Austrag fand. — Die thatsächliche Wirkung dieses Vorganges war, daß die jetzt beobachtete Parteitaktik abermals sich änderte. Bismarck wurde nicht entlassen, weder ein Wechsel der Systeme noch der Personen stand bevor; da man mit einander aber durchaus nicht tractiren konnte, nahm nun die Opposition den Plan in Sicht, durch Beförderung einer Auflösung der Zweiten Kammer vielleicht das Land in noch stärkere Mitleidenschaft zu ziehen und durch diese verstärkte Macht eine Regierung zu erschüttern, an der bisher Alles abgeprallt war. Dazu war das äußere Object des Streits, die polnische Revolution, im Verblassen. Ihr Barbarismus hatte ihr ein frühes Grab gegraben und Bismarck bezeichnete mit gutem Grunde die ganze polnische Debatte als „Luftgefecht." In derselben Verhandlung noch fragte ein Abgeordneter naiv, warum man denn die Kammer, wenn die Regierung mit ihr nicht einverstanden wäre, nicht auflöse und an das Land appellire. „Ja, meine Herren", erwiderte Bismarck in diabolischem Spott, „ehe wir das thun, möchten wir gern, daß das Land Gelegenheit hat, Sie recht kennen zu lernen, um mit vollständiger Personenkenntniß wieder wählen zu können!" — War irgend ein Argument schneidend genug, um die oppositionelle Majorität abzukühlen, hier hatte sie Anlaß genug. Bismarck irrte sich aber nicht, selbst der nacktesten Wahrheit gegenüber blieb eine Leidenschaft blind, welche unter allen Umständen sich des Sieges ihrer Sache sicher wähnte. Nachdem vom 16. bis 28. März die polnische Debatte getost hatte, kehrte sie am 31. noch einmal wieder. Bismarck überraschte das Haus nun mit der Mittheilung,

*) Roon, Seite 386—388, Heft V.

daß es eine Sache behandle, welche gar nicht mehr bestände, nämlich die geheime russische Convention! Sie war durch das Erlöschen der Revolte gegenstandslos geworden. — Der „Verdruß über die unbefriedigte Neugier" war indeß ein zu herber Stachel, als daß die Fortschrittspartei vom Ventiliren der Auslandspolitik hätte lassen können, die auswärtigen Begebenheiten aber boten reichlich hierzu Anlaß. —

Am 31. März erschien in Kopenhagen das berüchtigte Märzpatent, welches die schleswig-holsteinische halbverklungene Sache in Aller Gedächtniß neu zurückrief. Mit Oesterreich standen wir erträglich schlecht und sollten uns bald ganz schlecht stehen, Frankreich aber hatte schon bei Gelegenheit der polnischen Insurrection mit England ein Bündniß behufs bewaffneter Intervention angestrebt. Wie beide Staaten sich bei einem Conflict zwischen Dänemarck und Deutschland, wie der Bundestag sich verhalten würde, war eine höchst subtile Frage, welche Bismarck's wachsamste Sorge erheischte, dabei war er im Frühjahr 1863 kränklich. — Kaum erschien das Märzpatent, so erfolgte (17. April) eine Interpellation wegen Schleswig-Holsteins. Der Interpellant erklärte: „daß die preußische Regierung vermöge ihrer Isolirung nach Außen und des innern Conflicts gar nicht im Stande sei, gegen Dänemark Krieg zu führen und daß, falls sie es wolle, ihr das Haus entgegentreten möchte, weil ein glückliches Resultat des Krieges nicht zu erwarten sei." Zugleich citirte derselbe Bismarck's Rede, welche dieser 1849 gegen einen Krieg mit Dänemarck gehalten hatte. — „Der Herr Vorredner", erwiderte der Minister-Präsident, „denke ich, erwartet von mir, daß ich die Sache der deutschen Herzogthümer Dänemark gegenüber in meiner amtlichen Eigenschaft vertreten solle. Ich kann kaum glauben, daß er mir diese Aufgabe dadurch hat erleichtern wollen, daß er Bruchstücke einer Rede las, die ich vor 14 Jahren in diesen Räumen gehalten habe. Es wird mich das aber nicht abhalten, in meiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen ausschließlich die Interessen dieses Landes zu vertreten, wie sie sich historisch entwickelt haben, und nicht persönliche Ansichten, die ich vor 14 Jahren etwa aus-

sprach! Der Vorredner hat ferner Dänemarck darüber zu beruhigen gesucht, daß es einen Krieg in diesem Augenblicke von Preußen unter unseren nach Innen und Außen zerrütteten Verhältnissen nicht zu erwarten habe. Meine Herren, zum Glück ist man im Auslande nicht eben so leichtgläubig und ich kann Sie versichern und das Ausland versichern, wenn wir es für nöthig finden, Krieg zu führen, so werden wir ihn führen **mit** oder **ohne** Ihr Gutheißen!!" Hierauf beantwortete er die Interpellation im Namen der Krone dahin: „daß Preußen und Oesterreich vereint in Kopenhagen zur Wahrung deutschen Rechts in den Fürstenthümern, welche zumal betreffs Schleswig eine deutsche Ehrenschuld bilde, Schritte ins Werk gesetzt hätten." — Das war ein starker Dämpfer für den parlamentarischen Hochmuth, welcher den Scheidungsprozeß wesentlich beförderte, der innerhalb der Majorität des Hauses allmälig vor sich ging. — Der Haß gegen das Ministerium Bismarck-Roon war bisher das Bindemittel der verschiedenen Fractionen gewesen, in der Negation waren sie sämmtlich einig. Je mehr und öfter aber sich diese Majorität genöthigt sah, über positive Dinge sich auszusprechen, also was in dem gegebenen Falle zum Heil des Landes zu thun sei, je mehr die einzelnen Glieder der Majorität dann die Schwere der persönlichen Verantwortung ihres Votums inne wurden, um so mehr spaltete sich diese compakte Mehrheit in verschiedene Meinungskategorien. Diese innere Veränderung der Majorität trat zum ersten Male öffentlich hervor, als (30. April) die Fortschrittspartei das linke Centrum zu einer Adresse über die Landeslage einlud. Das linke Centrum lehnte dies Engagement ab! Diese beginnende Krisis hätte sich wahrscheinlich beschleunigt, wenn nicht äußere Anlässe sie in der alten Verneinung immer wieder geeinigt hätten. Den ersten Anlaß bildete die Verurtheilung, welche das Kammergericht gegen die ursprünglichen Unterzeichner des Aufrufs zum Nationalfond ergehen ließ, dann der bereits geschilderte Conflict Roon's mit dem Präsidenten von Bockum-Dolffs betreffs der parlamentarischen Disciplin, in welchen der König selbst kräftig für sein Cabinet eintrat. Nachdem die Krone abermals die Empfang-

nahme einer Adresse abgelehnt hatte, schloß der Minister-Präsident (am 27.) die Session. —

Es liegt uns gar nicht ob, die peinlichen Vorgänge zu schildern, welche im Laufe des folgenden Vierteljahrs die Situation im Lande verschärften, der Opposition eine neue, nur zu berechtigte Nahrung gaben: wie die Preßordonnanz, die Maßregelung der Zeitungen, der oppositionellen Beamten und Stadtverordneten-Versammlungen. Die Regierung erwiederte die Ausschreitungen der Volksvertretung, und wenn es für dies Beginnen eine Erklärung giebt, so ist es nur die: Bismarck konnte nicht anders! Biegen oder Brechen war eben das Kennzeichen des Conflicts von beiden Seiten, und da keine der andern zu Liebe bog, mußte der eigentliche Bruch erfolgen. Wir glauben nicht, daß Bismarck diese ganze Maßregelungszeit persönlich für heilsam erachtet haben dürfte, aber ein Uebel mußte in den Kauf genommen werden, um das andere größere zu vermeiden. Man mußte die Verlängerung der innern Misère eben gelten lassen, weil die Auslandspolitik alles **Andere** überwog; in ihr galt es vorerst zu siegen!! — —

König Wilhelms I. Sympathie für Oesterreich war nämlich traditionell und in ihren historischen wie persönlichen Motiven viel zu verehrungswürdig, als daß man glauben konnte, er könne, — ohne den schwersten Seelenkampf, ohne einen immer wiederkehrenden, empfindlicher werdenden Druck der „Schwarzenberg'schen Politik" — sich jemals dieser Sympathie entäußern! In seiner Umgebung lebten überdem **Ueberzeugungen**, denen ein Bruch mit Habsburg für nicht viel weniger als eine **Selbstentäußerung** Preußens erschien!! — Wir wissen, daß Bismarck **diese** Ueberzeugungen wie **diese** Sympathie seit Frankfurt nicht mehr zu theilen vermochte, er in dem **einen** Punkte sich also im **principiellen Gegensatze** zu seinem **königlichen Gebieter** erachten mußte! In diesem **einen** Punkte ist allein jene Fabel von den zwei Seelen zu suchen, welche nachmals so viel Glauben fand, ohne irgend welche Gestalt zu haben. — Die bevorstehende gemeinsame Aktion Oesterreichs und Preußens gegen Dänemark, der Besuch Kaiser Franz Josephs bei König Wilhelm in Gastein konnten somit nur die

Sympathien beider Herrscher inniger machen. Wir glauben, es sei nicht zu viel gewagt, anzunehmen, daß Bismarck vom 1. bis 4. August 1863, wo er sich in Gastein befand, der „Strömung“ gegenüber den allerschwierigsten Stand hatte! — Schon in Vorbesprechungen hatte er dem Grafen Karolyi klar angedeutet, daß Preußen mit Oesterreich nur auf dem Fuße der Gleichheit in Deutschland zusammenwirken könne, Oesterreich aber wollte, obschon es der traditionellen Politik Metternich's entsagt hatte, der Tradition seiner **kaiserlichen Obmacht** nicht entsagen! Ein Fürsten-Congreß sollte dieselbe jetzt besser als vordem besiegeln, König Wilhelm in Person sollte durch eine Frankfurter Fürsten-Majorität besiegt werden und er wurde zu ihr eingeladen. — Wohl uns, daß man einem Hohenzoller solch starke Zumuthung bot, die seinen Freundschaftsgefühlen so offen Hohn sprach! König Wilhelm ging nicht nach Frankfurt, der Fürsten-Congreß verwässerte und Bismarck athmete auf!! — Es ist nicht unsere Sache, nachzuspüren, was unter dieser hohen Versammlung für Erscheinungen zu Tage traten. Beust und ein mitteldeutscher Dynast hatten diesen unglücklichen Congreß —, sagt man — in Scene gesetzt! Als er so fruchtlos ausfiel, wurde in der Umgebung des Kaisers Franz Joseph die für den Psychologen höchst bedeutsame Aeußerung gethan: „Selbst eine deutsche **Republik** kann fortan Oesterreich gleichgültig sein!“ — Diese Aeußerung läßt aber auch einen politischen Tiefblick in die Verhältnisse thun. Sie besagt nämlich, daß Bismarck's Rath betreffs „Ofens“, den man vordem entweder für malitiös oder einen Akt staatsmännischer Geistesschwäche gehalten, in der Burg verfangen hatte. Besagte Aeußerung in Frankfurt war nämlich ein Akt der — Desperation, denn weit entfernt, daß Oesterreich etwa durch das Wegbleiben König Wilhelms I. nun zu schärferer Aktion in der begonnenen Richtung sich bestimmen ließ, — im Gegentheil, es gab damals seinen Hegemonie-Anspruch **auf.** Am Fürstentage wollte es Preußen mediatisiren, nach dem Fürstentage wurde es — unser Bundesgenosse! — Seit Herbst 1863 war der Riß zwischen Habsburg und Hohenzollern tief und unheilbar, — um so mehr,

als persönliche Wunden geschlagen worden waren. Nicht blos in dem principiellen Gegensatze, welchen Bismarck längst als naturnothwendig vorausgesehen hatte; die Nothwendigkeit dieses Gegensatzes für die Personen der beiden Monarchen **selbst** zu constatiren, war das sehr undankbare Ergebniß des Fürsten-Congresses gewesen! — Der August verging unter Depeschenwechsel beider Staaten und der Bundes-Cabinete. Zwei Collectivschreiben der deutschen Fürsten an den König von Preußen waren fruchtlos, der Bund knackte in allen Fugen, und die Mittelstaaten-Politik war nicht mehr im Stande, die Kluft zwischen Nord und Süd auszufüllen. Die sogenannte „Frankfurter Reformakte", welche aus diesem Fürsten-Congreß hervorgegangen war und Preußen jede Zustimmung unmöglich machte, wurde Anlaß, das Abgeordnetenhaus aufzulösen, damit die veränderte Situation mit neuen Augen angesehen werden könne. Der gleichzeitig ergehende Bericht des Gesammt-Ministeriums in der deutschen Frage gipfelte in dem Punkte: „Preußen ist als deutsche Macht nicht nur Oesterreich ebenbürtig, sondern es hat innerhalb des Bundes die **größere Volkszahl!** Das war der natürliche Regulator für die Frage, ob jemals Preußens Majorisirung statthaft sein könne. — Die Reformakte schloß Preußen vom Bunde aus, Preußen fügte sich der Thatsache. Da dieselbe sich aber bald genug als völlig unmöglich bewies, der Bund ohne Preußen keine Existenz hatte, so fiel die Reform von Frankfurt der verdienten Vergessenheit anheim. Ebenso merkwürdig, wie für Bismarck's Charakter bezeichnend, ist sein Bericht an den König vom 15. und die auf ihn verfaßte königliche Antwort an die Theilnehmer des Fürstentages vom 22. September 1863, in welcher der Kanzler die Vorbedingungen der Theilnahme Preußens an den weiteren Verhandlungen angiebt. — Er forderte: 1) das Veto Preußens und Oesterreichs mindestens gegen jeden Bundeskrieg, welcher nicht zur Abwehr eines Angriffs auf das Bundesgebiet unternommen wird; 2) volle Gleichberechtigung Preußens und Oesterreichs zum Vorsitze und zur Leitung der Bundesangelegenheiten und 3) **eine Volksvertretung**, welche nicht aus Dele-

gationen, sondern **aus directen Wahlen** nach Maßgabe der Bevölkerung der einzelnen Staaten hervorgehen und deren Befugnisse zu **beschließender** Mitwirkung jedenfalls **ausgedehnter** zu bemessen sein dürften, als in der Frankfurter Reformakte." Diese Forderung begründete Bismarck in seinem Bericht an den König damit, daß die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volks wesentlich und unzertrennlich **identisch** mit denen des deutschen Volks seien; wo dieses Element zu seiner wahren Bedeutung und Geltung komme, da werde Preußen niemals befürchten dürfen, in eine seinen eigenen Interessen widerstrebende Politik hineingezogen zu werden." — „Den deutschen Souverainen liegt ob, entweder über dasjenige, was sie der Nation darzubieten beabsichtigen, die Aeußerung der Nation selbst durch das Organ gewählter Vertreter zu vernehmen, oder die verfassungsmäßige Einwilligung der Landtage **jedes einzelnen** Staats herbeizuführen!" — Konnte man constitutioneller, liberaler denken und handeln als Bismarck hier that? Gerade in dem Momente, wo die öffentliche Meinung also geglaubt hat, er verachte die Stimme der Nation, die Verfassung und jegliche Volksfreiheit, ist er im Erfassen derselben am tiefsten, eifrigsten gewesen, und während der innere Conflict Angesichts eines nahen Krieges toste, baute er am Dome des deutschen Völkerglücks, an Germania's **Einheit durch** die Freiheit!! —

Was Oesterreich betraf, so war Bismarck's Terrain insofern frei, als Preußen sich gänzlich auf die eigenen Füße stellte und es nun auch konnte. Während die Vorbereitungen der neuen Wahlen im Zuge waren, die Fortschrittspartei wie die ministerielle alle Segel aufspannte, andererseits es völlig unmöglich schien, daß Oesterreich mit Preußen je wieder gemeinsame Sache mache, platzten Ereignisse herein, die eine wesentliche Wendung der Dinge bewirkten. Am 29. September erschien — wie eine Ironie auf das unruhige Deutschland — der dänische Reichsraths-Entwurf einer neuen gemeinsamen Verfassung, kurz das Project der Incorporation und Danisirung Schleswig-Holsteins.

Am 13. November ward derselbe vom Landtage in Kopenhagen angenommen, zwei Tage später war Friedrich VII. von Dänemark — eine Leiche! — — Die Wahlen hatten abermals der Fortschrittspartei die Majorität gesichert und ihre Haltung zeigte sich schon darin, daß sie auf die Thronrede eine Adresse nicht für nöthig fand. Grabow und Bockum-Dolffs wurden neu zu Präsidenten gewählt und Jakoby's Rede im zweiten Berliner Wahlbezirk bezeichnete „die Steuerverweigerung" als letztes Mittel. Inzwischen hatte sich Erbprinz Friedrich von Augustenburg fröhlich zum Herzoge von Schleswig-Holstein erklärt, das Ministerium Hall zu Kopenhagen aber vergab an Christian IX. die ledige Dänenkrone unter dem Beding, daß er die Danisirung der Fürstenthümer thatsächlich sogleich vollziehe. —

Das Abgeordnetenhaus hatte inzwischen die Preßordonnanzen angegriffen, das Herrenhaus hatte sie sanctionirt. In richtiger Würdigung des Rechts hob die Regierung diese Ordonnanz nach § 63 der Verfassung wieder auf. Der Reorganisations-Conflict ging als acute Krankheit jedoch weiter, die schleswig-holsteinische Frage kam in der Zweiten Kammer zur Discussion und Bismarck erklärte die Situation dahin: „daß, so lange wir den Londoner Vertrag nicht als hinfällig betrachten, König Christian der Erbe des Rechts wie Unrechts in den Herzogthümern sei, demzufolge Preußen und Oesterreich die Anträge zu sofortiger Vollziehung der Execution gestellt hätten." — Natürlich hatte die Volksvertretung ihre eigene Politik in dieser Angelegenheit. Sie wollte den Londoner Vertrag annullirt sehen, Friedrich den Augustenburger auf den Thron zu Kiel setzen, also ein neues souveraines Bundesland schaffen; was Preußen dabei gewönne oder verlöre, schien der liberalen Doctrin gleichgültig. Am 18. December, als die Volksvertretung dem Kriege gegen Dänemark einen Adreßentwurf entgegensetzte, welcher den König über die beste Politik in dieser Sache aufklären sollte, führte Bismarck die „unzünftigen Politiker" ab und sagte gewissen Anatomen, daß die „Politik keine exacte Wissenschaft" sei. Besonders drastisch ist die Angabe der Reihenfolge der Verdächtigungen, welche der Minister-Präsident

bisher von der Volksvertretung zu erdulden hatte und wie er derselben bald als ein russischer, französischer, österreichischer, endlich englischer Parteigänger gegolten habe. Daß er ein — **preußischer** wäre und sonst Nichts anderes, konnten sich — wunderbar genug — die curulischen Weisen nicht denken! — —

Ueber ihre Häupter hinweg gingen die Thatsachen im Fluge! — Seit dem Fürsten-Congreß war Preußens Stellung zu Oesterreich wie zum Bunde eine exclusive; wir hatten, so schien's, nichts mehr mit einander zu theilen.— In dieser Freiheit lag eben unser Vortheil! Wir hätten gegen Dänemark schlimmsten Falles die deutsche Ehre allein vertreten, das aber konnte Oesterreich doch nicht zugeben! Ob es uns liebte oder nicht, es hatte mit uns seine Ehre an die Herzogthümer verpfändet, mit uns im Frühjahr bereits Schritte dieserhalb gethan. So mußte es denn auch **mit** uns marschiren! Bismarck's Stellung zu der dänischen Sache war: vorerst an dem Londoner Vertrage und dem Rechte König Christians (so lange er es nicht verletzte) festzuhalten. Geschähe dies aber, einzuschreiten, die Erbfolge als nebensächlich zu erklären und an den etwaigen Sieg allein die Befreiung der Herzogthümer, ihre Zugehörigkeit zu Deutschland und das Interesse Preußens zu knüpfen, was es sowohl als nächste große Schutzmacht, wie betreffs seiner maritimen Machtstellung im Norden in den Herzogthümern geltend zu machen genöthigt war. Dieses Interesse hatte Oesterreich nicht und ging es mit, so war es mehr aus Zwang als politischer Ueberzeugung. —

Es erscheint fast unbegreiflich, wie es Bismarck möglich gemacht hat, Oesterreich zur Theilnahme an dem dänischen Kriege zu bestimmen. Welche Art der Ueberredungskunst war es, welche er anwandte, um Oesterreich von dem Fürstentage zu Frankfurt bis zur gemeinsamen Marschordre den ungeheuren Sprung ins **Gegentheil** thun zu lassen? — Die Einzelheiten der dahin führenden Unterhandlungen entziehen sich noch der geschichtlichen Kenntniß, indessen darf als durchaus glaubhaft bezeichnet werden, einmal, daß Bismarck das **Alleinstehen** Preußens in der zum nationalen Skandal gewordenen Angelegenheit um

jeden Preis zu verhindern suchen mußte, daß er aber gleichwohl Oesterreich gegenüber die Eventualität hervorhob, nöthigenfalls **ohne** und **wider** Oesterreich vorzugehen. Die Hofburg, vor diese Alternative einerseits gestellt, andererseits die Aussicht auf leicht zu erwerbenden Kriegsruhm und mit der alten Neigung im Herzen, bei den deutschen Angelegenheiten die Hände im Spiele zu behalten, folgte — trotz Fürstentag — der dreifachen Lockung, reichte dem preußischen Rivalen die Hand und wendete dem Bunde den **Rücken.** Damit aber hatte Oesterreich auf sein vorheriges Programm der Führerschaft der Mittelstaaten verzichtet, moralisch bereits den Bund als rechtshinfällig erklärt, zu seiner eigenen Entgermanisirung den Keim gelegt. Was noch folgte, waren bloße Consequenzen und das nur an ihnen ist zu beklagen, daß sie blutig waren, denn um zu dieser Logik zu kommen, war Blut unnöthig! Damit ist selbstredend nicht ausgesprochen, daß dieses auf beiden Seiten theuer vergossene Blut nicht dennoch heil- und segenbringend, nicht die Frucht vom Baume der Erkenntniß, nicht der Saame für Deutschlands Glück und Oesterreichs Wohlfahrt gewesen sei!

Die identischen Noten (4. December) an die Mittelstaaten erfolgten. Unter Preußens und Oesterreichs gemeinsamem Druck verzichtete (7. December) der Bund auf die Occupation und votirte die Execution gegen Dänemark. Zwischen 23. und 25. December rückten 12,000 Sachsen und Hannoveraner in Holstein ein; der Kriegsfall war da! — Die Mittelstaaten hatten in diesem Kriege also nicht mitzureden, und durch **dies** Factum schon war constatirt, daß den übrigen Bundesstaaten keine eigene, sondern nur noch eine Adhäsions-Politik in Zukunft übrig blieb! Wohl konnte Bismarck in seiner Kammerrede vom 1. Juni 1865 also mit gutem Grunde sagen: „Seit December 1863 haben wir unsere Ziele **nicht** gewechselt!“ — Inzwischen hatte die Regierung die Zwölf-Millionen-Anleihe für den dänischen Krieg gestellt, das Abgeordnetenhaus votirte zuvörderst indeß eine Adresse an die Krone, welche abermals ihres demonstrativen Zwecks verfehlte. Am 6. Januar beschloß der Budgetausschuß der Zweiten

Kammer die Ablehnung des neu vorgelegten Etats pro 1863 und einen Abstrich von 5,625,000 Thaler vom Ordinarium! Am 13. lehnte das Abgeordnetenhaus das Budget pro 1864 ab, lehnte die Armee-Reorganisationskosten sowohl im Ordinarium wie im Extraordinarium ab! Der Bundestag aber hatte am 14. den Antrag Oesterreichs und Preußens betreffs Schleswigs verworfen, worauf beide Großmächte erklärten, **ohne** den Bund vorzugehen! Zwei Tage später forderten sie Dänemark auf, die Verfassung vom 18. November aufzuheben! — Unterm Eindrucke dieser Thatsachen bewilligte die Zweite Kammer das verkürzte Budget pro 1864, Jakoby beantragte aber die Steuerverweigerung. Am 22. Mai, nachdem Bismarck die Lossagung vom Londoner Protocoll erklärt und die Competenz des Bundes in der schleswig-holsteinischen Successionsfrage bestritten hatte, verwarf die Zweite Kammer auch die Anleihe. Bismarck dementirte, daß er in der Commission gesagt habe: „wenn die Mittel für den Krieg verweigert würden, so werde er sie nehmen, wo er sie finde!“ „Ich habe den Gedanken in dieser Schroffheit nicht ausgesprochen“, sagte er, „ich habe gesagt: wir haben zu Ihnen nach wie vor das Vertrauen, daß Sie uns diese Mittel, die wir nothwendig bedürfen, so nothwendig, daß wir sie nehmen müßten, woher wir sie bekommen, auf verfassungsmäßigem Wege gänzlich zustellen werden. Man hat uns vorgeworfen, wir wollten von Deutschland nichts wissen! Es muß ein eigenthümlicher Zauber in dem Worte deutsch liegen. Man sieht: Jeder sucht dies Wort für sich zu gewinnen, daß Jeder das „Deutschland“ nennt, was ihm nützt, was seinem Parteistandpunkte Vortheil bringt! So kommt es, daß man in manchen Zeiten es deutsch findet, gegen den Bund sich aufzulehnen, in anderen Zeiten für deutsch gilt, für den fortschrittlich gewordenen Bund Partei zu nehmen! Sie wollen von Preußen Nichts wissen, weil es Ihrem Parteiinteresse nicht convenirt, weil es Ihnen convenirt, Preußen entweder gar nicht oder als Domaine des National-Vereins bestehen zu lassen!! — Sie setzen sich ein, meine Herren, als den diplomati-

schen Hofkriegsrath, von dessen Zustimmung die Aktion der Krone abhängt! Und doch sind die Bestimmungen in der Verfassung vollständig klar, daß der König über Krieg und Frieden bestimmt, daß der König die Minister wählt! — Sie setzen den Parteistandpunkt über die Interessen des Landes; Sie sagen: Mag Preußen bestehen, wie wir es wollen; wenn nicht, mag es zu Grunde gehen. Das zeigt, wie Sie dem eigentlichen Volke **fern** stehen, wie Sie sich eingelebt haben in die Coterien Ihrer Gleichgesinnten, wie Sie sich durch eine von Ihnen abhängige Presse täuschen lassen über den wahren Sachverhalt! Sie kommen mir vor, wie Archimedes mit seinem Zirkel, der es nicht merkte, daß die Stadt erobert war!!" — Am 23. d. Mts. verwarf das Herrenhaus das Budget der Zweiten Kammer und stellte den ursprünglichen Regierungsetat wieder her, zwei Tage hierauf erklärte das Abgeordnetenhaus dem Beschluß der Ersten Kammer gegenüber: daß die Staatsregierung einen offenen **Verfassungsbruch** begehe! Der Landtag schloß als Chaos! — Archimedes!! —

Während derselbe mit aller Steifnackigkeit professorischer Parteidoctrin in seinem Zirkel sich bewegte, vollzogen sich die Thatsachen ohne ihn. Bismarck's Circulardepesche an die deutschen Regierungen über Preußens Politik in der schleswig-holsteinischen Sache war mit dem Vorschlage einer Personal-Union der Herzogthümer und Dänemarks ergangen; der Commandeur der Bundestruppen in Holstein, General von Hake, von Preußen aufgefordert worden, sich unter Wrangel's Obercommando zu stellen; der Bundesgeneral lehnte ab. Am 1. Februar ging die österreichisch-preußische Armee über die Eider; der Waffentanz begann! — — Kriege haben für einen Staatsmann nur insofern Bedeutung, als er mit den Folgen zu rechnen hat, die sich aus der Vermeidung oder der Annahme desselben, schließlich aus dem Siege oder der Niederlage für sein Land ergeben. Der schleswig-holsteinische Krieg hingegen hatte für Bismarck in seinen Folgen noch eine andere persönliche Bedeutung, — nämlich die, daß dieselben nicht blos bewiesen, innerhalb Deutschlands sei schlechter-

dings mit Oesterreich nicht zusammenzugehen, man vielmehr gegen Oesterreich das Schwert ziehen, die alte Rivalität zwischen Habsburg und Hohenzollern durch einen Volkskampf entscheiden müsse. Diese Alternative kam langsam, aber mit der Gewalt einer unabwendbaren Nothwendigkeit! — —

Der erste Sieg am Dannewerk war errungen, Anfang März wurde der Bundestagsgesandte von Sydow von Frankfurt abberufen; man stand vor den Düppeler Schanzen!! — Schon Ende des Monats begann ein Theil der liberalen Presse Preußens für die Annexion der Fürstenthümer zu plaidiren! — Düppel fiel, die Reorganisation hatte sich bewährt. Am 15. Mai sagte eine Depesche Bismarck's an unsern Gesandten in London Preußen von dem Londoner Protocoll los und am 28. Mai verlangten Preußen und Oesterreich in den dortigen Conferenzen die völlige Trennung der Herzogthümer von Dänemark unter dem Herzoge von Augustenburg. — Verschiedene Organe der öffentlichen Meinung sprachen sich aber in den Herzogthümern selber schon für deren Einverleibung in Preußen aus. — Am 25. Juni ging die Londoner Conferenz resultatlos auseinander, am 29. eroberte Herwarth von Bittenfeld Alsen; der Krieg war aus! — —

Als Düppel gefallen war, trat die Frage an Preußen heran, was nun das Schicksal der befreiten Herzogthümer sein solle. Man mußte sich mit seinem Verbündeten hierüber zunächst einigen, und Bismarck begleitete den König nach Carlsbad, woselbst (vom 22. bis 23.) Kaiser Franz Joseph in Begleitung seines Premiers, Grafen Rechberg, erschien. In dieser Zusammenkunft ward verabredet, die Erb- und Regierungsfrage der Herzogthümer späterer Vereinbarung vorzubehalten und vorerst den Frieden ohne den Bund dahin abzuschließen, daß Dänemark die Herzogthümer und Lauenburg für immer an Oesterreich und Preußen als gleichberechtigte Mitbesitzer abtrete. Dergestalt ward derselbe durch Bismarck und Rechberg mit Herrn von Quade seitens Dänemarks auch geschlossen. Vorher noch, — muthmaßlich als Bismarck nach Düppels Fall mit dem Könige in den Herzogthümern angelangt war, hatte er mit Herzog Friedrich von Augustenburg eine Unter-

redung. König Wilhelm I. war kein principieller Gegner desselben, dachte jetzt an nichts weniger als an eine Annexion der Fürstenthümer, uns war genug, wenn wir die nöthigen Garantien erhielten. Bismarck legte also in diesem Gespräche dar, was Preußen sowohl als nordische Schutzmacht der befreiten Länder, wie betreffs seiner maritimen Stellung im Norden als Siegespreis beanspruchen könne, — etwa also den Kieler Hafen, den Eider-Canal und die Heeresfolge der Herzogthümer unter preußischem Obercommando. Friedrich von Augustenburg war aber so weit entfernt, auf die billigsten und mäßigsten Bedingungen einzugehen, daß er Bismarck antwortete: „Warum sind Sie denn **überhaupt** nach den Herzogthümern gekommen? **Wir** haben Sie nicht gerufen! Die Sache wäre **ohne Preußen** vielleicht **besser** für mich ausgefallen!" — Mit diesem Herrn war also nicht zu reden und Preußen hatte den „Sachten" fortan als Gegner zu betrachten. — Wir haben zu der Annahme Ursache, daß der Ausgang dieses brüsken Gespräches wie der später zu erwähnenden nutzlosen Gasteiner Verhandlung Bismarck im höchsten Grade erwünscht nicht nur, sondern von ihm **geradezu intendirt** gewesen ist! Ein mit der Sache vertrauter Staatsmann sagte uns, daß der Gedanke, den Erbprinzen von Augustenburg zu installiren, dem Plane Bismarck's von vornherein gänzlich fern gelegen hat. Man behauptet, er habe bereits schon im December 1863 die Incorporation der Herzogthümer in Preußen, oder eines Theils derselben als das einzig erstrebenswerthe Ziel einer kriegerischen Aktion amtlich bezeichnet. Dies nachzuweisen, wird freilich erst einer späteren Zeit gestattet sein, jedenfalls aber dürfen wir Bismarck's Staatskunst hierbei unsere Bewunderung nicht versagen, und wie dieselbe es möglich gemacht hat, nicht blos ungeachtet, sondern geradezu **vermöge** des Widerspruchs der Gegner Preußens zu einem solchen Erfolge zu gelangen. —

Die Bundesstaaten waren isolirt, ihre Stellung wahrlich keine beneidenswerthe. Am fühlbarsten besonders war ihnen der Verlust der Zollvereins-Verträge und sie beeilten sich, zu den „Fleischtöpfen"

zurückzukehren, die sie ihrer Existenz wegen nicht entbehren konnten; sie traten dem neuen Zollverein mit Preußen bei. — König Wilhelm war mit Bismarck in Holstein, als der Friede geschlossen war, und erhielt nunmehr eine kaiserliche Einladung nach Wien, wohin unser Kanzler ihn begleitete. Es handelte sich jetzt um die Ordnung der inneren Verhältnisse der Herzogthümer. — Die Tage vom 20. bis 25. August in Schönbrunn müssen ereignißreich genug gewesen sein, wenn man einen Schluß aus dem wenigen Gewissen zieht, was über diesen Besuch verlautet ist. — Baron von Scheel-Plessen war der erste Schleswig-Holsteiner, welcher damals in Schönbrunn vor Bismarck den festen Entschluß des Anschlusses seines Landes an Preußen aussprach*). Unzweifelhaft war das für die Herzogthümer in politisch-geographischer Beziehung das Nützlichste. Eines Theils waren hierbei aber Oesterreichs Rechte zu berücksichtigen, ferner agitirte, wie schon erzählt ist, die Kieler Partei mächtig für die Souverainetät Friedrichs von Augustenburg. Daß sich die Norddeutsche Allgemeine Zeitung in Berlin gemüßigt sah, das Gerücht zu dementiren: daß Preußen Oesterreich seine außerdeutschen Länder **garantirt**, also an das Wiener Cabinet in einer **außerdeutschen** Angelegenheit sich gebunden habe, läßt wenigstens den Verdacht zu, Bismarck sei in Schönbrunn auf ein derartiges Ansinnen gestoßen. Da andererseits Oesterreich am 21. December Preußen die Annexion der Fürstenthümer verweigerte, es sei denn, wenn es in seinem deutschen Gebiete ein Aequivalent (Grafschaft Glatz und Oberschlesien!) erhalte, so ist anzunehmen, daß auch diese Frage in Wien zwischen den Condomini erörtert wurde. Schleswig und Holstein gehörten nach dem Frieden Oesterreich und Preußen zugleich und zwar **Beide** gehörten Jedem; eine Theilung des Besitzes hatte der Frieden nicht ausgesprochen! So konnte denn vorerst auch nur von einer gemeinsamen Verwaltung **Beider** die Rede sein. — Von Wien begleitete Bismarck den König nach Baden-Baden und Ersterer reiste nach Biarritz, während der König auf der Rückreise nach

*) Bismarck's Reden, Bd. I. S. 206.

Berlin der Kaiserin Eugenie zu Schwalbach den bekannten Besuch machte. In Biarritz ward Bismarck von dem dänischen Preßagenten Hansen aufgesucht, der ihm den Vorschlag machte, Dänemark einen Theil Nordschleswigs gegen dänische Colonien zurückzugeben. Diese Zumuthung ward sowohl abgelehnt, als sie Preußens Interesse zuwiderlief, wie auch, weil Hansen keinerlei officielle Ermächtigung hatte, diese Dinge zu traktiren. — Auf der Rückreise über Paris wurde Bismarck von Napoleon empfangen. Ob ihm derselbe jetzt ebenso condolirend entgegengetreten sein wird, wie im Herbst 1862? — So viel war der Kaiser doch nun wohl inne geworden, daß er keinen „Polignac" vor sich habe und nach dem Tage von Düppel und Alsen Wilhelm I. am Wenigsten in der Lage Carls X. sei. Die Befreiung Schleswig-Holsteins, die Freundschaft Oesterreichs und Preußens konnte sicher einem Manne kein Vergnügen machen, dessen wesentliches Geschäft es war, aus Conflicten im Auslande für sich politisches Capital zu schlagen! — Die Folgen des Sieges machten sich bereits geltend. Eine Generalversammlung des Nationalvereins hatte sich zu Gunsten des maritimen Anschlusses der Herzogthümer an Preußen ausgesprochen. Fünfundzwanzig Abgeordnete der liberalen Fractionen beschlossen ferner, in die Budgetberathung pro 1865 einzutreten, in der Militärfrage wie bisher Stellung zu behalten, betreffs der auswärtigen Politik aber eine passive Haltung anzunehmen. — —

Ein Sieg war errungen, ein national-deutscher! Eine alte Schuld der preußischen Ehre war getilgt! Unser Volk hob seit den Befreiungskriegen zum ersten Male wieder das Haupt in patriotischem Stolz und Freude! — Unschwer konnte es Bismarck entgehen, daß der innere Conflict nunmehr sich leicht lösen müsse und das eine Wort „Indemnität" dazu genügen werde. — Aber seit dem Siege war Bismarck düsterer denn je im Leben, eine Melancholie, etwas wie eine unendlich traurige Ahnung schien über ihn gekommen zu sein. — Wir wollen auf den Traum keinen Werth legen, welchen er in Biarritz gehabt hatte, jenen Traum von der hohen undurchdringlichen Wand, welche sich in engem Felspfad vor ihm emporbäumte, die er mit seiner Gerte zerschlug

und dann den Weg frei sah. — Wir glauben nicht, daß unser Kanzler je an Aberglauben litt, aber wir glauben an Eins und sehen es an dessen ganzer damaliger Stimmung bestätigt. — Gleich wie die Natur dem Thiere den Instinkt vor naher Gefahr gab, so hat die Vorsehung die Menschen, zumal die bedeutenden Geister unter ihnen, mit einem Vorgefühl für den drohenden Ernst der Zukunft ausgerüstet, mit einer Stimme schwermüthiger Warnung, einem „treuen Eckhart" in der eigenen Brust! — Nenne man das wie man Lust habe, lache man darüber, — es giebt aber auch heute noch, wie zu Shakespeare's Zeiten, „Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich Nichts träumen läßt!" — Sollen wir die wirkliche Wand nennen, die Bismarck vor sich sah und welche kein Gertenhieb niederwarf? — Er sah im Herbste 1864 bereits den Kampf mit Oesterreich und dem Bunde voraus, sah voraus, daß er in diesem Kampfe nicht blos alles Ausland, nicht blos das deutsche und sein preußisches Volk, — daß er als ersten, größten, als den moralischsten aller Gegner seinen eigenen Herrn und König gegen sich haben müsse und wenn die Hamletsstunde schlug, daß nicht allein für ihn, sondern für Preußen, für alle die hohen heiligen Pläne, die er gehegt, um die er gerungen und gelitten hatte, das „Sein oder Nichtsein" kommen werde! — — Anzeichen hierzu waren genug vorhanden. — Oesterreich und Preußen waren beide Sieger, die Waffenbrüderschaft aus alten Tagen war glänzend wieder erneut, ließ alle traditionellen Erinnerungen in Hoch und Niedrig neu aufleben, gab dem Gemeingefühle zwischen Oesterreich und Preußen eine innere sittliche Kraft, gegen die sich nicht ankommen ließ. — — Oesterreich und Preußen waren in den Herzogthümern Condomini, also — Compagnons, — aber sie waren dabei Rivalen, denn der Frankfurter Fürstentag ließ sich aus dem Gedächtniß nicht verwischen. Oesterreich wußte, Preußen wolle die gleiche Führung des Bundes haben, — das hieß aber Habsburg langsam aus Deutschland complimentiren, Preußen wußte, daß Oesterreich es mittelst des Bundes majorisiren, also ebenfalls aus Deutschland drängen wolle, für — Montecchi und Capulet hatte dasselbe

Haus nicht Raum! Wie sollten sie sich denn in dem neuen kleinen Anbau von Schleswig-Holstein vertragen, wo ihre Interessen gänzlich ungleich waren? Bismarck wollte die Herzogthümer für Deutschlands Volk erobert wissen, wollte durch sie Preußens militärische und besonders maritime Initiative im Norden gesichert sehen, Oesterreich trat aber dem entgegen, um die neuerrungenen Lande zu einem ihm ergebenen Bundesstaate unter dem Augustenburger zu machen, der uns übel wollte. Wie sollte bei so heterogenen Absichten eine ersprießliche gemeinsame Verwaltung möglich sein, welche allein ihren Zweck im Wohle des befreiten Landes zu suchen hatte? — Zwischen Oesterreich und Preußen mußte um das Object des Sieges Streit entbrennen und wie sollte es anders enden als — durch Pulver und Blei? Uns blühte entweder ein zweites „Olmütz" oder — ein „deutscher Bruderkrieg!" —

Am 13. November hatten Oesterreichs Truppen die Herzogthümer verlassen, die Preußen folgten ihnen — langsam nach. Am 24. November erhielten die preußischen Truppen plötzlich Gegenbefehl! Die dreizehnte Division concentrirte sich ferner bei Minden, die sechste Division bei Berlin als Drohung gegen Hannover und Sachsen, welche Miene machten, in den neuen Bundeslanden das Besatzungsrecht zu üben. Fünf Tage später verlangte Preußen von diesen beiden Staaten kategorisch die Räumung der Herzogthümer! Grollend fügte sich Hannover, Sachsen aber verlangte betreffs seiner Räumung Bundesbeschluß und rüstete gegen „Vergewaltigung"; schon konnte Herr von Beust, der Genius des Fürsten-Congresses, die Zeit nicht mehr erwarten!! — Zwar fügte sich die Bundesversammlung alsbald der preußisch-österreichischen Forderung, die Bundestruppen räumten Holstein und übergaben die Verwaltung des Landes den österreichisch-preußischen Civilcommissaren, dem Herrn von Halbhuber, einem urecht gefärbten Schwarzgelben, und Herrn von Zedlitz, der natürlich auch nicht ganz schlecht „schwarz-weiß" war. Mitte December erklärte Bismarck auf Anlaß dieses Reucontres den Mittelstaaten, „daß Preußen sich einem competenzwidrigen Beschlusse am 5. nicht unter-

zogen haben würde, noch in Zukunft unterziehen werde." Er regte die Annexion der Herzogthümer an Preußen in Wien an, — was abgelehnt wurde, verweigerte jedenfalls aber eine Lösung der Erbfolge in den Herzogthümern, bevor Preußens künftige Stellung in den neuen Landen festgesetzt sei. — Zugleich ward diese Erbfolgefrage den preußischen Kronsyndici zur Begutachtung übergeben und dies den deutschen Regierungen angezeigt. — Das Auftreten Halbhuber's in Kiel ist ebenso wie die rastlose Agitationsarbeit der Augustenburgischen Partei geschildert worden. Daß letztere von Seiten Oesterreichs unterstützt ward, man Preußen immer mehr Boden entziehen wollte, im Norden wie Süden bei allen deutschen Höfen gegen den deutschen Unionsgedanken Preußens intriguirt wurde, war ganz dazu angethan, letzterem selbst die bescheidensten Früchte des Sieges zu entwenden. — Unerwähnt wollen wir nicht lassen, daß als neuer französischer Botschafter in Berlin Herr Benedetti sich einfand. — — Noch eine andere Erscheinung hatte dies Jahr geboren, die „Encyclica" und den „Syllabus"; es war der erste Trompetenstoß des Vaticans, um den Feldzug zu eröffnen, welcher ihn an Italiens Einheit und der ganzen modernen Staatenordnung rächen sollte! So endete denn dies siegreiche Jahr und — die „hohe Wand" rückte Bismarck schreckhaft näher! —

War Preußens Stellung in den Herzogthümern nach dem Angeführten schon an sich mißlich, so wurde sie durch Hannovers feindselige Haltung noch verschlimmert. Ja, falls es zu kriegerischen Eventualitäten kam, geradezu gefährlich! Die Welfen-Dynastie konnte nicht vergessen, daß sie dem stolzen England eine Reihe von Königen gegeben hatte und verband den Hochmuth wie die Exclusivität der englischen Pairage mit dem Dünkel norddeutsch-partikularistischer Souverainetät! Die Familie Platen, welche seit alten Zeiten das Monopol ihr nannte, allein das Ohr wie Vertrauen seiner Herrscher zu besitzen, verfolgte noch immer die bewährte Gewohnheit, den Monarchen durch „erhabene" Isolirung jeder freieren modernen Lebensrichtung unzugänglich

zu machen. Daß der Constitutionalismus in Hannover unterdrückt, die feudale und frömmlerische Richtung eifrigst gepflegt wurde, war allerdings eine innere Angelegenheit, daß die Regierung König Georgs aber, wo sie nur konnte, den Handelsverkehr lähmte und eine persönlich feindselige, mißgünstige Haltung Preußen gegenüber zeigte, ganz unverhohlen Oesterreichs Partisan war, mußte bei der jetzigen politischen Constellation überaus schwer ins Gewicht fallen. Je mehr die Hohenzollern darauf Rücksicht nahmen, daß doppelte Blutsverwandtschaft sie an die Welfendynastie band, desto mehr entschlug sich diese allen historischen Erinnerungen und trachtete, durch irgend welche Eventualität begünstigt, im deutschen Norden die Rolle Preußens zu übernehmen, und der Augustenburger, hatte er sonst nur die Macht, war ganz der Mann, zu diesem Zwecke ihr eifrigst die Hand zu reichen. — Hannovers Absicht war mehr als nur feindselig, sie war verrätherisch, und so konnte sie denn auch nur einen Lohn des Verraths finden. — Die ersten Anzeichen müssen schon im Januar 1865 sehr stark gewesen sein, denn bereits am 7. c. richtete die (feudale) Reform einen geharnischten Artikel an den Hof von Herrenhausen, welcher — sagt man — aus preußischen Regierungskreisen stammte. — — Die päpstliche Encyclica hatte inzwischen die Gemüther in Deutschland, zumal in Preußen, schon um so mehr aufgeregt, als die katholische Kirche mit einer traditionellen Toleranz in letzterem Staate behandelt wurde, deren der Protestantismus in keinem katholischen Lande sich je zu erfreuen gehabt hatte. Trotzdem traf die preußische Regierung nirgend Maßregeln, einer Veröffentlichung der Encyclica durch die Bischöfe entgegenzutreten. — Wenn irgend in einer Epoche seiner ministeriellen Thätigkeit, so ist an Bismarck gerade in der Zeit vom Herbst 1864 bis Mai 1866 eine — wir wollen nicht gerade sagen Aengstlichkeit, aber außerordentliche Behutsamkeit und Vorsicht der Operationsweise zu spüren. Bei jeder politischen Frage ging er nicht blos Schritt für Schritt, sondern that auch nie einen zweiten, bevor der erste nicht gesichert, der nächste nicht auf's Penibelste vorbereitet war. Ueberall sah sein Auge hin, überall

war sein Geist. Nie war sein Genie fruchtreicher an Auskünften, als in dieser schwersten aller Zeiten. — —

Den 14. des Monats trat die Kammer wieder zusammen; zum ersten Male eröffnete der König seit längerer Zeit sie selbst. Man konnte das gerechteste Zutrauen haben, an den Vertretern werde so wenig wie am Volke das Resultat spurlos vorübergegangen sein, welches Preußens Wehrkraft und nationale Politik im letzten Kriege erzielt hatten. — Man täuschte sich! Herr Grabow inaugurirte die erste Sitzung mit einer aggressiven Rede. Die Zweite Kammer wählte ihn, Unruhe und Bockum-Dolffs zu Präsidenten wieder und eine zweite Rede Grabow's gab dem alten Kampfe einen neuen Schwung. An demselben Tage, wo im Herrenhause der innere Conflict und die Angelegenheit der Fürstenthümer zur Sprache kam, erklärte Bismarck: „Die Basis des constitutionellen Lebensprocesses ist überall der **Compromiß!** Auf diese Basis weist die preußische Verfassung um so nothwendiger hin, als sie, von vielen anderen abweichend, auch in Bezug auf das Budget die Uebereinstimmung der drei Factoren der Gesetzgebung verlangt. Dieselben sind in Betreff des Budgets zwar nicht absolut gleich, aber gleich absolut berechtigte Gewalten, die nebeneinander gestellt sind! Keiner von ihnen legt die Verfassung die Verpflichtung auf, sich den beiden Anderen, oder Einer der beiden Anderen unterzuordnen. Ebensowenig legt die Verfassung Einer der drei Gewalten das Recht bei, ein: Sic volo, sic jubeo zu sprechen, dem die Anderen sich zu beugen hätten." — „Von der liberalen Seite ist uns bei der Kritik der auswärtigen Politik der Vorwurf gemacht worden, daß wir die zukünftige Gestaltung der Herzogthümer uns dadurch erschwert hätten, daß wir ein Bündniß mit Oesterreich eingegangen sind. Ich glaube, meine Herren, daß die Nützlichkeit dieses Bündnisses während der vergangenen Phase von der Zukunft in ein **helleres** Licht gesetzt werden wird, als die bisherigen Ereignisse, so weit sie zu Tage liegen, es gethan haben. Einstweilen erlaube ich mir zu bemerken, daß wenn wir den Weg, den wir gegangen sind, nicht gehen wollten, uns

kein anderer übrig blieb, als der **Bundeskrieg**!" — — Die Feindseligkeit des Abgeordnetenhauses gegen die Regierung war wesentlich durch das Gefühl gewachsen, daß dieselbe vom Volke nach den verflossenen kriegerischen Resultaten der Letzteren nicht mehr getheilt werde und ein loyaler Umschlag der Stimmung je länger desto sicherer bevorstehe. Die Majorität verstieg sich darum zu einem neuen, unvorhergesehenen Schlage gegen die Regierung. Die vereinigte Commission der Zweiten Kammer für Handel, Gewerbe, Finanzen und Zölle faßte (2. Februar) den Entschluß, beim Hause zu beantragen, daß betreffs der Eisenbahnvorlagen der Regierung eine Beschlußnahme bis zur Festsetzung des Budgets pro 1865 auszusetzen oder die Regierungsvorlage zu verwerfen sei. Der Gedanke hierbei war natürlich: daß man ja nicht wissen könne, ob die Regierung das Geld für die Eisenbahnen nicht für das Militär anwenden werde! — Nachdem (am 16. März) die Debatte über das Budget pro 1865 höchst erbittert gewesen war, der Finanzminister erklärt hatte: dem Antrage der Commission niemals zustimmen zu können, Wagener's feudale Aeußerungen aber die Floskel des „Eidbruchs" veranlaßt hatte, welche in die tumultuarische Versammlung wie eine Brandrakete fiel, ward Ende des Monats der beabsichtigte Coup der Fortschrittspartei wirklich ausgeführt, die Ablehnung der Eisenbahnvorlage ward eingebracht. — Dieser Schlag gegen die Regierung fiel auf das eigene Haupt der Opposition zurück, sie spaltete sich! Der Antrag Benda wurde mit 178 Stimmen gegen 108 angenommen: „der Regierung zwar keine Anleihe, aber die Mittel zum Bau der projectirten Eisenbahnen aus den Staatskassen zu bewilligen." — — — Man konnte allerdings die Kosten der Reorganisation verweigern, die Mittel für Militär und Marine wie man wollte abschneiden, wenn man den „Militarismus" für gar so bedrohlich hielt, — aber keine Eisenbahn mehr zu bauen, die Quelle des Verkehrs deshalb zu verstopfen, weil sie sonst unredlicherweise etwa ins Kriegsministerium abgeleitet werden könnte, das war der Mehrzahl denn doch zu stark; die eigene Waffe verwundete die Opposition! — Ihr Zersetzungs-

proceß ging um so gewisser vor sich, als das Gefühl der selbstgeschlagenen, unheilbaren Wunde den doctrinairen Stolz nur noch heftiger erbitterte, so daß in der großen Militärdebatte vom 28. April bis 5. Mai die ganze Militärvorlage verworfen ward. — Wirklich erwachte im Lande der bessere Sinn! Die Aachener Feier der 50jährigen Vereinigung der Rheinlande mit Preußen lieh bereits dem wiedererwachenden Patriotismus Ausdruck. — Am 26. Mai gab bei Gelegenheit der Interpellation über den Handelsvertrag mit Italien Bismarck den Zollvereins-Regierungen folgenden starken Wink: „Preußen und Italien würden jeden Tag bereit und in der Lage sein, den gewünschten Handelsvertrag abzuschließen, dynastische Interessen hindern uns nicht daran, nur die Verfassung des Zollvereins steht uns im Wege!" — Am 1. Juni kam die Bismarck'sche Politik betreffs der Elbherzogthümer und abermals der innere Conflict auf die Tribüne der Zweiten Kammer, als man über die Bedürfnisse der Marine discutirte. „Könnten wir uns rechtzeitig klar im Voraus über alle Pläne der Zukunft Ihnen gegenüber aussprechen", sagte der Minister-Präsident, „ich glaube, Sie würden mehr davon billigen, als Sie bisher zu thun sich getrauen." Ueber die Verhältnisse in Deutschland sagte er: „daß in Deutschland partikularistische Interessen stärker sind, als der Gemeinsinn!" — „Im Allgemeinen ist die Existenz auf der Basis der Phäaken bequemer, als auf der Basis der Spartaner. Man läßt sich gern schützen, aber zahlt nicht gern, am Allerwenigsten giebt man das geringfügigste Hoheitsrecht zu Gunsten der allgemeinen Interessen auf!" — „Kommen wir und Oesterreich mit den schleswig-holsteinischen Ständen (die nämlich berufen werden sollten) zu einer friedlichen Verständigung, so wird dies ein allerseits, auch für Preußen erwünschtes Ereigniß sein, wenn nicht, so werden keine Beschlüsse, keine Proklamationen der Stände, kein einseitiges Vorgehen in der Sache im Stande sein, Preußen aus den Herzogthümern herauszumaßregeln! Zweifeln Sie noch an der Möglichkeit, unsere Absichten zu verwirklichen, so limitiren Sie

die Anleihe dahin, daß die erforderlichen Beträge nur zahlbar sind, wenn wir wirklich Kiel besitzen, und sagen Sie: Kein Kiel, kein Geld!" — In dieser Sitzung war es auch, wo oratorische Hitze Virchow zu einer Aeußerung hinriß, die eine Forderung Bismarck's zur Folge hatte; das Duell unterblieb durch Beilegung. Nicht weniger charakteristisch war das Plaidoyer Bismarck's am folgenden Tage bei Fortsetzung der Debatte betreffs Schleswig-Holstein: „Die Frage ist für mich nur eine sachliche, keine Personenfrage. Es ist mir gleichgültig, ob die Herren (in Kiel) etwas mehr oder weniger demokratisch sind. — Wenn wir nur unsere **Bedingungen** den Herzogthümern gegenüber gesichert haben, so mögen diese ihre Vereine halten und mögen eine Verfassung und sie mögen auch ihren Herzog haben, — das interessirt mich wenig!" — Am 13. Juni, es war die letzte Redebataille dieser Session, kam dieselbe Debatte nochmals aufs Repertoir. Bismarck sprach heute besonders sarkastisch über: „Das, was die Opposition Alles vorausgesagt habe und was Alles nicht eingetroffen ist." Die letzten politischen Ereignisse berührte er, sagend: „Sie sprechen, auch auf Ihrem Wege hätte einer Störung des europäischen Friedens im Großen vorgebeugt werden können, auch wenn wir statt mit Oesterreich, mit dem deutschen Bunde gegangen wären; aber der von Ihnen empfohlene Weg hätte uns 32 Mitbesitzer gegeben und an der Spitze dieser 32 **Denselben**, den wir **jetzt** haben und zwar nicht mit derselben Gleichberechtigung, sondern mit der Ueberlegenheit der Präsidialmacht und als **Führer** der Bundesmajorität gegen Preußen! Der ganze Schwerpunkt läge nicht zwischen Berlin, Wien und Kiel, sondern er läge in Frankfurt, und die Herzogthümer befänden sich wahrscheinlich in diesem Augenblick unter Verwaltung der Herren von Könneritz und Nieper." — „Die Frage, über die ich hier einen Ausspruch des Hauses noch mehr als über die finanzielle erwartet hatte, ist die politische, die Frage der **Gegenwart** und der **Zukunft!** Diese Frage nun, die seit zwanzig Jahren in dem Vordergrunde des deutschen politischen Interesses gestanden hat, diese Frage harrt gegenwärtig der

Lösung! Das Land hat ein Recht, zu erfahren, was die Meinung der Landesvertretung über die Sache sei." — „Wenn Fehler gemacht werden und ich sie mit mache, dann erwarten Sie, daß ich sage: quand même und doch dafür einstehe! Sollte es aber einmal dazu kommen, die Folgen solcher Fehler zu tragen, so kann ich dem Herrn Abgeordneten p. p. versichern, daß er mich auch im schlimmsten Falle **vor** dem Throne finden wird; ob ich dann ihn davor finden werde, ist mir zweifelhaft!" — — Die Frage der Zukunft, welche Bismarck an das Haus vor Thoresschluß gerichtet hatte, wurde von demselben mit der Erklärung beantwortet: „die geschehene Entnahme von Geldern aus dem Staatsschatz ohne Ermächtigung der Landesvertretung ist verfassungswidrig!" — War dieser Akt auch nicht gerade ein besonders patriotischer zu nennen, so ist er deswegen bemerkenswerth, weil er die Indemnitätsforderung indirect enthält. Wenige Tage später wurde die Session geschlossen. —

Dieser Sommer brachte die wichtigsten Begebenheiten. Ob sie auch „hinter den Coulissen" spielten, in ihren Wirkungen wurden sie von der einschneidendsten Bedeutung, in ihrem Schooße trugen sie ja **die** Zukunft, welche Bismarck der Kammer vorher angedeutet hatte. Am 21. Juni reiste Bismarck in König Wilhelms Begleitung nach Carlsbad, dann nach Gastein. — — Des Räthsels von Gastein*) haben wir bereits kurz erwähnt. Natürlich sind die dortigen Vorgänge wohl auch heute noch dunkel. — Bismarck's Lage auf dieser Reise bot, — allen Anzeichen zufolge — den Inbegriff aller diplomatischen Schwierigkeiten, die jemals einem Staatsmann sich entgegenstemmten, und nur seine weitsehende Klugheit konnte sie überwinden. Der Minister-Präsident wußte, daß zwischen Oesterreich und Preußen keine ernste Versöhnung, keine politische Assimilirung innerhalb Deutschlands dauernd möglich sei. In den Herzogthümern rannten die Interessen der Condomini täglich an einander; Halbhuber's herausforderndes Benehmen, die Unmöglichkeit, die Herzogthümer in solcher Gestalt gemeinsam

*) Kaiser-Biographie, Seite 47.

zu verwalten, die Agitationen der Augustenburger und die Hinneigung des Bundes zu Oesterreich, Alles schien auf eine nahe, wahrscheinlich blutige Entscheidung hinauszulaufen, der man doch um jeden Preis aus dem Wege gehen wollte. Sah Bismarck nun auch ein, daß die Katastrophe kommen müsse, so kam es doch sicher sehr darauf an, daß dies auch die Anderen einsahen, welche die letzte Entscheidung zu treffen hatten, nämlich die Monarchen von Oesterreich und Preußen selber! Demnach geschah von Bismarck alles Erdenkliche, die unmögliche Eintracht dennoch zu fördern und die leiseste Verantwortung von seinem Monarchen wie von sich abzuwenden, falls der Bruch erfolgte. Noch vor der Gasteiner Conferenz wendete sich Bismarck an den bayrischen Minister von der Pfordten wegen Vermittelung bei dem Augustenburger: damit „zur Verhütung eines Conflicts, der ganz Deutschland ergreifen könnte, Unterhandlungen geführt würden, durch welche der Prinz bewogen werde, einen für **Preußen annehmbaren** Frieden mit Sr. Majestät zu machen!“ — Bereitwillig unterzog sich Pfordten dieser Aufgabe. — Der stolze Augustenburger aber ertheilte erst lange gar keine Antwort, dann eine vornehm kühle Ablehnung! — Natürlich, da er „ganz Deutschland auf seinen durchlauchtigen Schultern sich wiegen“ fühlte, — in den Falten seiner Toga ja Krieg oder Frieden barg, was sollte er denn noch Veranlassung haben, einem Hohenzollern Frieden zu gewähren? — War dies Benehmen einerseits kindisch, so war es andererseits tückisch! Der Prätendent zu Kiel fühlte, daß er —, mit Anderen im Bunde, Preußen gefährlich sein würde und hatte große Lust, es auch zu werden! — — Die positiven Resultate der Tage von Gastein waren sehr erheblich. Lauenburg wurde Preußen abgetreten, nachdem das Ländchen Oesterreichs Mitbesitz durch zwei Millionen Thaler abgelöst hatte. Um den Reibungen in Kiel einen Damm entgegenzusetzen, den Zündstoff zu fernerem Zerwürfnisse zu entfernen, beschloß man die Verwaltung der Herzogthümer dergestalt zu trennen, daß Holstein von Oesterreich, Schleswig von Preußen administrirt sein sollte. Zedlitz wie Halbhuber wurden abberufen

und zwei Statthalter sollten an ihrer Stelle ernannt werden, welche beiden Besitzern die Sicherheit boten, daß ähnliche Vorgänge sich nicht wiederholen könnten. Einen Mann, der Preußen zusagte, österreichischerseits zu finden, war nicht so schwer, den Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz. Er war ein ruhiger, liebenswürdiger Mann und unser Combattant erst kürzlich gewesen. Da das Maaß von Aufrichtigkeit Seitens des Wiener Cabinets nun sehr viel geringer, das seines Argwohns aber bedeutend größer war, als dies von preußischer Seite stattfand, war es für Bismarck nicht leicht, einen Mann zu erwählen, der Preußen in den Herzogthümern Nichts vergab und doch in der Burg höchstes Vertrauen genoß! Von dieser Person hing es ja ab, ob es zum Bruch kommen, ob derselbe vermieden werde, von ihr ab, daß Preußen mit reinem Gewissen einer kriegerischen Nothwendigkeit gegenüber treten könne, nachdem es dieselbe mit allen Kräften bis zum Aeußersten verhindert hatte. — Wir meinen, die Wahl dieses Mannes war vielleicht einer der genialsten, gewiß wohl der **feinsten** Schachzüge in Bismarck's ganzer staatsmännischer Praxis! Er schlug General Edwin von Manteuffel vor und in Wien herrschte die äußerste Befriedigung! — Der Grund dürfte jetzt wohl klarer einzusehen sein. Es gab keinen Mann in König Wilhelms Nähe, der die Tradition österreichischer Allianz feuriger, energischer und **länger** im Herzen bewahrte, als Manteuffel, keinen, dem ein Bruch mit Habsburg unnatürlicher erscheinen mußte, als ihm. Bei den verschiedensten vertrauten Missionen, welche derselbe in Wien zu vollführen gehabt und stets glänzend gelöst hatte, war er dem Kaiserhause so werth geworden, daß er in der Burg als persona gratissima galt. Seiner Loyalität war Kaiser Franz Joseph nicht blos völlig sicher, seine Stellung zu König Wilhelm war auch eine so auserlesene, daß er dem Kaiserhofe mithin doppelte Garantien bot. König Wilhelm war hingegen eben so überzeugt, daß ein Mann alle bedrohlichen Uebel in den Herzogthümern sorglich schon im Keime ersticken werde, dem nicht weniger innig als ihm selbst an einem Intimitätsverhältniß mit Oesterreich gelegen war. General Edwin von Man-

teuffel, — auch in Gastein anwesend, — wurde von dort aus zum Oberbefehlshaber der alliirten Truppen in den Herzogthümern und zum Statthalter von Schleswig ernannt! Wir entnehmen vorstehende Sachlage dem Inhalte einer Broschüre, die, obwohl anonym erschienen, doch von einem ganz rückhaltslosen Verehrer des Generals herstammt*), auf dessen Behauptungen wir also unsere Anschauungen nach bester Einsicht stützen durften. War irgend Einigkeit mit Oesterreich an der Eider zu bewahren, also der materielle Kitt ihrer traditionellen Freundschaft, dann war — so mochte Bismarck wohl argumentiren, — ja Alles gut. Gelang aber selbst einem Edwin von Manteuffel es nicht, den Bruch abzuwenden, — so war wenigstens dem König Wilhelm der evidenteste Beweis gegeben, daß der Gedanke an dauernde Harmonie mit Oesterreich innerhalb Deutschlands absolut Nichts weiter als eine schöne Einbildung traditioneller zollernscher Loyalität gewesen sei! Daß Bismarck das Erstere bezweifeln, das Letztere als das Wahrscheinlichere erwarten mußte, ist nicht nur aus seiner schon von Frankfurt datirenden Erfahrung, sondern gewiß auch aus seiner Kenntniß Edwins von Manteuffel, seines alten Freundes und ehemaligen Meinungsgenossen, mit ziemlicher Sicherheit herzuleiten. So freundlich gesinnt der General auch Oesterreich war, ein nicht minder scharf ausgesprochener Vertreter des exclusiv-militärischen Preußenthums war er auch! Unter Oesterreich gestellt, à la Olmütz behandelt wollte er Preußen niemals wissen, und aus diesem alt-preußischen Soldaten- und Patriotenstolze hatte er auch die energische Purification des Officiercorps der Armee angefaßt, mit aller Kraft seines Ansehens die Reorganisation des Heeres gestützt und es zum Schutzwall Preußens machen helfen! Er wollte, Preußen solle — Hand in Hand mit Oesterreich und, wie zwei Freunden ziemt, gleich-

*) Das Werk heißt: „General von Manteuffel und seine Gegner. Ein deutsches Wort.“ München, Manz'sche Hofbuchhandlung 1871. (Vide Seite 26—30.) — Auf dies Werk, auf welches von der Allg. Militär-Zeitung schon vor seiner Erscheinung aufmerksam gemacht wurde, kommen wir bei der Lebensbeschreibung des Generals zurück. D. V.

berechtigt gehen, um Deutschlands Geschicke in Zukunft zu lenken. Trat an Edwin von Manteuffel nun je die Frage heran, welches Gefühl er zu opfern habe, das der österreichischen Cordialität, oder das der preußischen Ehre, so hätte er die Erstere zehnmal preisgegeben, als der Letzteren nur einen Hauch des Makels anthun zu lassen. Wußte man das in der Burg nicht, oder wußte man es zu gut, — in beiden Fällen war es wohl höchst gewagt, à condition der Manteuffel'schen entente cordiale in Wien gegen Preußen zu sündigen. Daß man aber gegen dasselbe sündigen **dürfte**, sah Bismarck voraus, und daß man gerade in Wien den wohlgesinntesten aller preußischen Generale dazu zum Objecte nahm, mochte einem Bismarck wohl schon zu Gastein — in Voraussicht der „treibenden Gewalt" der Dinge, — ein heimlich Lächeln abnöthigen!! — Dies Arrangement im Sommer 1865, mittels einer Convention mit Graf Blome's Hülfe, bewirkt, welcher damals ganz mit uns einig gewesen ist, hatte die vollständigste Intimität Wiens und Berlins zur Folge; Alles schien geebnet. — Daß Bismarck überdem Alles, was zu Gastein durch ihn geschah, Angesichts der Argusblicke von der Pfordten's und des Herzogs von Gramont abmachen mußte, dürfte wohl auch keine Erleichterung einer Stellung gewesen sein, die, vermochte sie jemals gefährdet zu sein, hier es um so gewisser gewesen sein mußte, als weder Oesterreich noch die Bundesstaaten ihn seit Frankfurt gerade schwärmerisch lieben konnten. — —

Bismarck begleitete den König darauf nach München, Baden-Baden, Homburg. Er machte das große Manöver bei Merseburg mit und —, nachdem er Lauenburg besucht hatte, dessen Special-Minister er geworden war, trat er seine Reise nach Biarritz an. — — Die Volksvertretung hatte den Staat gänzlich ohne Mittel für kommende Eventualitäten gelassen, die Kosten der Reorganisation aber mußten gedeckt, die Summen geschaffen werden, um nicht Preußen zum Knechte destructiver Majoritätspolitik zu machen; — man verkaufte deshalb die dem Staate gehörige Köln-Mindener Eisenbahn und — konnte ruhiger in die Zukunft sehen. — —

Einer Erscheinung müssen wir Erwähnung thun, welche die

öffentliche Aufmerksamkeit längst in Anspruch genommen hatte, der Arbeiterfrage. — Sie war in Deutschland nicht neu. Vor 1848 war sie schon ein integrirendes Moment der gewerblichen Kreise geworden, aber sie lebte damals so zu sagen nur als Abstractum, nur in der Doctrin. In letzterem Jahre hatte sie zum ersten Male eine drohend praktische Gestalt in der „deutschen Arbeiterverbrüderung" gewonnen gehabt. Die Staatsgewalt machte derselben ein Ende, aber nur ein partielles. Die damaligen Organisatoren und Faiseurs waren entweder nun gestorben, oder hatten in der Verbannung oder im amerikanischen Bürgerkriege ihr stummes Ende gefunden. Der in allen Staaten Europa's wuchernde Communismus indeß hatte in London unter einem der „letzten Mohikaner", Marx, seine Krystallisation gefunden und lebte in den deutschen Arbeitervereinen fort. — Wie Atheismus und Communismus eben so vaterlandslos sind, als das Jesuitenthum, so war die „Internationale" denn auch eine ihnen beiden entsprechende Institution. — Den deutschen Arbeiterverbindungen, — besonders in Preußen und Sachsen, wo die vorerwähnte „Verbrüderung" vordem am kräftigsten Wurzel gefaßt hatte, — waren zwei Richtungen entkeimt, die der Schultze-Delitzsch'schen Genossenschaften und die der Lassalleaner. Ueber den reellen Werth Schultze's und seiner Richtung ein Wort zu verlieren, halten wir für überflüssig. Wenn die deutsche Nation je einem unermüdlichen Arzte ihrer innersten Gebrechen Dank schuldig war, Schultze-Delitzsch ist sie es gewiß. — Die andere Richtung war ganz entgegengesetzt. Sie desavouirte den Staat, aber wollte sich vom Staate helfen lassen! — — Wir haben Lassalle gekannt; wer in Berlin hätte ihn denn nicht gekannt? — Er war der schönste Jude, den man wohl je gesehen hat und Dandy im alleräußersten Sinne des Worts. Sein eminenter Geist, seine Geldmittel, seine halb romantische, halb spinozistische Denkweise, seine rücksichtslose Kühnheit, sein fabelhafter Ehrgeiz machten ihn zum fahrenden Ritter der modernen Gesellschaft und ließen ihn wie — Don Quixote enden. Dieses Ende sagte er sich übrigens voraus! In einer Gesellschaft lustiger Freunde äußerte er mit der ihm

eigenen Nonchalance: „Ich weiß, ich mache Narrheiten, ich habe aber immer Glück; der erste Unsinn, bei dem ich Unglück habe, wird mein Tod sein!" — Er hatte in sich sowohl das Zeug zu einem Catilina wie zum Brutus, klassische Schärfe, orientalisches Feuer und semitisches Raffinement, aber das Alles nur — pour plaisir und sein Plaisir war: durch Abnormität zu glänzen! Nachdem er Berlins Denker mit dem „Heraklit" in Rumor versetzt, die Kunstwelt durch „Ausschlachtung" der Schmidt'schen Literaturgeschichte belustigt hatte, packte er die Arbeiterfrage beim Schopf, machte eine kecke Doctrin zu ihrem Axiom und griff den modernen Staat an, um — durchaus unsterblich zu werden! Es war ihm mit Allem Ernst und zugleich mit Nichts! Hätte er noch gelebt und Bismarck wäre es eingefallen, Lassalle nur auf ein Jahr zum — Arbeitsminister zu machen, Lassalle hätte mit eigener Hand und mit genau so viel Geist wie Humor sein eigen Werk zerstört! Dabei war er nichts weniger als ein Intriguant, vielmehr ein herzensguter Mensch, der nur von keinem eigentlichen Lebenszwecke erfüllt war, weil er nie nöthig gehabt hatte, arbeiten zu müssen und nicht wußte, was er mit all seinen verteufelten Talenten denn nur anfangen solle. Er lebte als zweibeinige Polyglotte und starb an den Folgen — „zurückgetretener" Liebe. — Seine Erscheinung wirkte auf die Arbeiterkreise so blendend, daß seine Nachfolger ihm in derselben Abenteuerlichkeit, nur etwas plumper, nachfolgten. Die Lassalle'sche Partei spaltete sich aber dadurch und — unselbstständig durch des Meisters Tod, — warfen die zerrissenen Theile derselben sich dem Ordensgenerale „Pater Marx" zu London in die Arme. Dies war der äußere Gang der Dinge; daß die Arbeiterfrage an sich aber eine reelle, höchst ernste und zu erledigende ist, darüber hat wohl heute Niemand einen Zweifel mehr; die modernen Propheten lösen sie aber gewiß nicht. — —

Daß König Wilhelm, wenn er vom Herbste 1865 auf den Herbst 1862 zurücksah, den Weg, den der wackere Steuermann seines Staatsschiffs durch die von Außen wie Innen anstürmenden Wogen bis hierher gefunden hatte, nur höchsten Lobes würdigen

konnte, bewies, daß Herr von Bismarck-Schönhausen am 15. September in den Grafenstand erhoben wurde. — General Edwin von Manteuffel hatte mit außerordentlichen Vollmachten, — sagt man — versehen, seine Stelle als Statthalter Schleswigs eingenommen und Jedermann — außer vielleicht Einem — glaubte, jeder Möglichkeit neuer Unliebsamkeiten mit dem verbündeten Oesterreich sei vorgebeugt. — Bevor indeß noch Graf Bismarck von Biarritz zurückkehrte und in die Dinge einzugreifen vermochte, war, was er geahnt hatte, bereits eingetroffen. Der Teufel in Kiel war wieder los und Edwin von Manteuffel von allen Illusionen zurückgekommen! — — —

Ob das Wiener Cabinet geglaubt hatte, Preußen werde sich in den Herzogthümern gerade darum Alles gefallen lassen, weil ein ihm freundlich gesinnter General Statthalter in Schleswig war, und ob es deshalb der Augustenburgerei mehr denn sonst durch die Finger sah, — wir wissen es nicht, — aber schon zu der Zeit, wo Manteuffel in Schleswig sein Amt antrat, waren zwei Momente vorhanden, welche Oesterreich verstimmten, seine alte Eifersucht neu weckten. In den Herzogthümern waren nämlich siebzehn Mitglieder des Adels und der Ritterschaft zu einer Adresse zusammengetreten, deren Kern der Satz war: „Ansprüche auf Theile (Schleswig-Holsteins) können kein Recht auf das untheilbare Ganze begründen!" und daß die Wohlfahrt des Landes nicht besser gewahrt werden könne: „als durch den Anschluß an eine der deutschen Großmächte und zwar an die preußische Monarchie, als die nächstbelegene derselben." Die durch eine Deputation in Berlin überreichte Adresse war gnädig angenommen worden. — Solches Vorgehen und daß Preußen die Erbfolgefrage der neuen Lande seinen Kronsyndici zur Beurtheilung übergeben hatte, alterirten die Burg. Herzog Friedrich, welcher den Purpur etwas verblassen sah, den er bereits auf den Schultern gefühlt hatte, entschloß sich nun, zu demonstriren, bevor er seines Rechtes noch verlustig erklärt worden. Auf seiner bekannten Reise am 14. October ließ er sich in Eckernförde ganz vergnügt zum Herzoge ausrufen! — Edwin Freiherr

von Manteuffel war nun gerade am Wenigsten der Mann, Preußen solche Scherze unter seinen Augen anthun zu lassen. Mehr als jeder Andere war er gerade sich des besonderen Vertrauens, mithin der besonderen Verantwortung seinem Monarchen gegenüber bewußt und ohne Weiteres zeigte er zwei Tage später dem Augustenburger an, daß er ihn im Wiederholungsfalle derartiger Aggressionen verhaften lassen werde. — Ein Wetterschlag war's in Wien, eine namenlose Enttäuschung — und daß man in Berlin diesen eigenmächtigen General nicht desavouirte, officiell sein Benehmen noch sanctionirte, brach der Gasteiner Freundschaft die Krone ab! Von Mänteuffel's Warnung unbeirrt, — weil Oesterreich und Hannover hinter sich wissend, — machte im November die augustenburgische Partei eine noch stärkere Demonstration! Sie berief auf den 23. Januar 1866 alle schleswig-holsteinischen Vereine zu einer General-Versammlung: — es war der Anlauf zu offenem Aufstande! So ging das scheidende Jahr düster zu Ende und mit blutigen Adspekten stieg das neue herauf! — — —

Das Zerwürfniß innerhalb der Fortschrittspartei wegen des Staatshaushaltsetats war mittlerweile größer geworden. — Daß die Majorität nicht auseinanderbrach, im Gegentheile wieder erhöhtere Kraft gewinnen konnte, lag daran, daß die immer düsterer werdende äußere Lage Preußens das Volk aufregte und der Opposition damit einen neuen und schreckhaften Stützpunkt lieh. — Bismarck war in dieser Zeit im höchsten Grade leidend. Geistig wie physisch befand er sich ja in einer Krisis und es ist zu bewundern, wie dieses Mannes Wille dennoch unter solcher Doppellast siegen konnte. — Graf Bismarck eröffnete den Landtag am 15. Januar. Grabow, wieder zum Präsidenten gewählt, inaugurirte sich abermals mit einer demonstrativen Rede. — Wohl begriff man in Wien unsere Gereiztheit Angesichts des nahenden Massen-Meetings in den Herzogthümern, aber ergriff nur eine halbe Maßregel. Gablenz verbot zwar diese Versammlung, zog aber das Verbot wieder zurück und am 23. Januar fand dieselbe wirklich statt.*)

*) Daß sie durch preußisches Militär gehindert wurde, ist eine in die Kaiser-Biographie gekommene Verwechselung des Verfassers!

Waren von ihr auch keine directen Beschlüsse gefaßt worden, die Reden, welche gegen Preußen geführt worden, waren doch so drohend, so gehässig und gemein, daß Bismarck wegen dieser Ausschreitung eine Note (26. Januar) nach Wien richtete; dieselbe wurde am 7. Februar ablehnend beantwortet. — Am 3. Februar kam es im Abgeordnetenhause zur Discussion über Vereinigung Lauenburgs mit Preußen. In sonderbarer Verblendung wollte die Fortschrittspartei diese Thatsache von ihrer Erlaubniß abhängig machen! In seiner Entgegnung machte Bismarck das Haus aufmerksam, daß durch Lauenburgs Erwerbung keine pecuniären Lasten entständen, diese Frage also gar nicht zur Competenz des Hauses gehöre. Höchst ironisch definirte er dabei den Begriff des „Reiches" und wie es des Königs Sache sei, über seine Schatullengelder zu verfügen. Als Abgeordneter Gneist erklärte: wir wären am Wendepunkte der deutschen Sache, erwiederte der Minister-Präsident: „Wie weit wir damit sind, weiß **ich** besser als der Herr Vorredner!" Als Twesten endlich die Vermuthung aussprach, daß Bismarck die äußere Politik nur als Mittel für die innere und für die Förderung des Kampfes der Regierung gegen die parlamentarischen Ansprüche benutzte, sagte der Graf: „Ich muß diesen Vorwurf als einen völlig unverdienten und ungerechtfertigten zurückweisen! Mir sind die **auswärtigen** Dinge an **sich Zweck** und stehen mir höher, als die übrigen. Und Sie, meine Herren, sollten **auch so** denken, denn Sie könnten ja, was Sie im Innern etwa an Terrain verlieren, unter einem etwaigen liberalen Ministerium, was vielleicht **auch** nicht ausbleiben wird, sehr rasch **wiedergewinnen!** Es ist dies also keine Einbuße auf ewig! In der **auswärtigen** Politik aber giebt es Momente, **die nie wieder kommen!**" — Ein solcher Moment war wahrlich für Bismarck erschienen, und daß er ihn packte mit nervigem Griffe, festhielt mit schwindenden Kräften selbst, das war's, wodurch er — „Deutschland in den Sattel setzte!" — Solche Warnungen gingen der Majorität indeß verloren; sie faßte betreffs Lauenburgs einen Beschluß, der den Artikel 48 der Verfassung verletzte. —

Preußen hatte die sogenannten Februar-Forderungen in Wien gestellt, die Garantien, welche es in maritimer und politischer Beziehung in den Herzogthümern bedurfte, sollte das preußische Blut vor Düppel und Alsen nicht ganz umsonst geflossen sein. Diese Forderungen wurden am 7. Februar von Oesterreich abgewiesen. Nichtsdestoweniger ließ es Bismarck an Versuchen einer gütlichen Auseinandersetzung nicht fehlen. Bis in den Mai hinein, ins Geräusch der Waffenrüstungen noch, wurden vertrauliche Verhandlungen geführt. Um jeder der zwei Großmächte gerecht zu werden und eine Vereinigung Deutschlands ohne die bisherige Rivalität zu ermöglichen, hatte ein Vermittler vorgeschlagen, daß Oesterreich die Führung Süddeutschlands, Preußen die von Norddeutschland übernehmen, der Oberbefehl der gesammten Streitmacht getheilt werden solle, — welche Auskünfte aber auch vorgeschlagen wurden, keine war Oesterreich genehm. Es hatte sich vom Gasteiner Vertrage abgewendet und die Politik der Mittelstaaten angenommen, deren wesentlichster Träger Herr von Beust war. Der Streitfall war durchaus gestellt! — — — Am 10. Februar hatte das Abgeordnetenhaus gegen das Obertribunal einen Beschluß gefaßt, der den Artikel 86 der Verfassung verletzte und — damit der guten Dinge drei seien, verletzte es am 16. Februar, durch Beschluß betreffs des Kölner Abgeordnetenfestes auch noch § 45 der Verfassung. Bismarck wies schriftlich diese drei verfassungswidrigen Resolutionen ab und schloß am 23. Februar den Landtag. — — —

Unheimliche Gewitterschwüle lastete auf der deutschen Welt! Electrische Nervosität durchzuckte Preußens Volk und regte alle Gesellschaftskreise auf! — Die Allianz mit Italien war geschlossen, Oesterreichs Plänen gegen uns im Süden ein Gegengewicht geschaffen worden. Man hatte Alles zuvor in Preußen zu eigenem Schutze gethan, aber man konnte sich noch nicht denken, daß Oesterreich ernstlich gewillt sei, das Schwert zu ziehen. Da kam am Schluß des März die sichere Kunde, es rüste gegen Preußen, und Sachsen completire seine Regimenter. Man hatte das bisher nicht denken wollen und doch war die Thatsache gewiß. Selbst

noch an der Schwelle des Krieges konnte sich König Wilhelm zu dem schrecklichen Gedanken nicht bequemen: Oesterreich werde in Wahrheit den Stahl gegen unsere Brust zücken. Er ließ noch jetzt den Glauben sich nicht nehmen, Oesterreich drohe nur und werde im letzten Augenblicke einlenken, wenn es sähe, das Preußen von Düppel und Alsen sei das Preußen von Olmütz nicht mehr! Kein Finger wurde in Preußen gerührt. — Der Depeschenwechsel dauerte fort, der Federnstreit: wer zuerst gerüstet habe. Am 9. April beantragte Preußen beim Bunde die Berufung eines Parlaments zur Bundesreform; der Antrag blieb ohne Erfolg. Am 18. April hatten Oesterreich und Preußen sogar die beiderseitige Abrüstung im Principe schon angenommen, König Wilhelms gute Meinung schien sich zu bestätigen. — Täuschung!! — Zehn Tage später erfuhr man, Oesterreich rüste heimlich in Venetien mit allen Kräften! — Eine Depesche Bismarck's forderte gänzliche Abrüstung, Oesterreich lehnte ab! — Gegen Ende März hatte Bismarck ferner eine Circular-Depesche betreffs der deutschen Frage an die übrigen Bundesglieder gerichtet, um deren Parteistellung zu klären, zu wissen, auf welche Freunde Preußen zu rechnen habe. — — Uns am Wenigsten kann einfallen wollen, jetzt, wo Oesterreichs alte und natürliche Freundschaft auf neuer, lebenskräftigerer Basis uns wieder sicher ist, wo die deutschen Herzen Oesterreichs für uns höher wieder schlagen, alte Wunden aufreißen zu wollen. Wir wünschen nur zu charakterisiren, was eben zur Schilderung der Lage des Mannes nöthig ist, den wir durch seine schwerste Lebenszeit im Geist begleiten sollen. — Eins ist bewiesen, — nicht die deutschen Fürsten, welche in diesem verhängnißvollen Jahre gegen einander in einen Streit entbrennen sollten, der etwas Widernatürliches hatte, sind es gewesen, denen man persönliche Rauflust vorzuwerfen hat. Graf Mensdorf war bis zum letzten Augenblick für den Frieden und kämpfte gegen die Wiener Militärpartei. — Die Unfähigkeit und der böse Wille der nächsten Räthe kleinerer Dynasten war's, welche gegen Preußen dieselben in einen Krieg riß, den dasselbe um jeden Preis außer dem des Selbstmordes zu vermeiden

wünschte. Schon um den 16. März ohngefähr rüstete Hannover gegen uns, es hatte Eroberungsgedanken! Als Preußen nach der Bedeutung dieser auffallenden Maßregel fragte, erhielt es die naive Antwort: „daß man die Truppen der Ernte wegen zeitiger zu den Uebungen concentriren wolle." Jedes rücksichtsvolle Wort, was Preußen sprach, galt dort für das Armuthsbekenntniß eines lahmen Gegners und hoch auf schossen die Hoffnungen des Welfenthums und der liirten Augustenburgerei! Nicht die schließliche Katastrophe zwischen Preußen und Oesterreich, — **dieser** Krieg aber war zu vermeiden! König Wilhelm verabscheute ihn, der milde Sinn König Johanns von Sachsen hatte sehr schlechte Freude an solchem Beginnen. Wer **war** der eigentliche Friedensbrecher?!! — —

In jenen Tagen eilte ein süddeutscher Diplomat nach Pillnitz, um den Bruderkrieg zu beschwören. Er wendete alle Mittel der Ueberredung an, denn das Geschick Deutschlands, seines engeren Vaterlandes besonders, hing ja vom ersten Trompetenschrei ab und er wollte, daß er nie erklänge. Derselbe sagte uns: „Von der Haltung Beust's hing damals **wesentlich** der Friede ab, selbst von der Pfordten hätte sich besonnen, auch mit Kaiser Franz Joseph wäre noch freundschaftlich zu reden gewesen. Bei Beust aber war der Krieg **abgemacht**. — „Preußen will den Krieg", sagte derselbe brüsk, „es soll ihn haben!" Auf den Einwand, daß das nicht der Fall sei, entgegnete er: „Pah, wir haben Geld genug! Ich bin des Ausgangs ganz sicher!" — Der eigentliche Vorwurf dieses Kriegs wird somit auf Denjenigen zurückzuführen sein, Der, allen historischen, höchst ernsten Erfahrungen seines eigenen Vaterlandes zum Trotz, dieselbe Politik, welche ein Brühl gegen Friedrich II. in Scene setzte, wieder aus der Vergessenheit riß, nur um eine deutsche Rolle zu spielen. Eitelkeit muß man sich abgewöhnen, wenn man ein großer Mann sein will! — Gerade diese sogenannte Mittelstaaten-Partei, welche in Oesterreich ihre Spitze erblickte, von Preußens Fall aber Alles zu gewinnen hoffte, war es zumeist, die in dem Glauben an die Ueberlegenheit der bewaffneten Bundesmacht im Frühjahr 1866 lebte, „indem man

nur die Ziffern der Bundesarmee in Berechnung zog, aber ihre Verfassung nicht so kannte, wie wir sie kannten."*) — Solcher Eventualität gegenüber konnte Preußen doch nicht völlig die Hände in den Schooß legen. — König Wilhelm verfügte am 28. März die Kriegsbereitschaft. Er glaubte aber noch in diesem Augenblicke nicht an den Krieg! Sein Gewissen, seine Gottesfurcht, seine Humanität sträubten sich gleich sehr, dem fürchterlichen Augenblicke zu begegnen, wo die Sprache der Kanonen die der Vernunft übertönen werde! — Während die Kriegsbereitschaft in Angriff genommen wurde, gingen die Verhandlungen hin und her. Das preußische Volk war außer sich in dem Gedanken, gegen deutsche Stammesgenossen das Schwert zu zücken. Bismarck legte man nicht nur den innern Conflict zur Last, auch den Fluch, der Veranstalter dieses schrecklichen Krieges zu sein! Schwer erkrankt, — alle Welt gegen sich, — vor die äußerste Alternative gestellt, die je einem Ehrenmanne erwachsen kann, — im moralischen Kampfe mit dem eigenen Könige und Herrn, der nicht fassen konnte, was sich doch mit jedem Tage gewisser zeigte, — begann — sagt man — Bismarck an sich selbst zu verzweifeln, zu zweifeln, ob Gott mit seinen Wegen sei. — Das war seine Hamletsstunde! — Vielleicht hat kein Mensch unserer Tage in Gemüth und Geist mehr gelitten, als Deutschlands Kanzler in den Tagen vom 1. bis 7. Mai. Wie es in Wilhelms I. Seele damals aussah, bewiesen am besten seine Abschiedsworte an den Prinzen Friedrich Carl.**) Welchen Widerstand Graf Bismarck aber bei seinem Monarchen fand, geht aus folgendem Factum hervor.

Als der Krieg gewiß war, alle öffentlichen Stimmen sich laut in Preußen gegen denselben erhoben, war es besonders ein Berliner Blatt, was Bismarck heftig zu Leibe ging. Er theilte dessen Standpunkt gar nicht, aber er schätzte es und kannte dessen Wichtigkeit. Die Meinung gerade des bürgerlichen Theils der Gesellschaft konnte ihm in einem Augenblicke nicht gleichgültig sein, wo auf diese

---

*) Bismarck's Reden, Bd. II. S. 213.

**) Siehe „Prinz Friedrich Carl", S. 228 und 229. D. V.

wichtigste aller Volksklassen die meisten Opfer an Blut und Geld fielen. Er ersuchte den Redacteur um eine Unterredung. Sie fand in der Nacht statt. — Die Debatte war heiß, Keiner konnte dem Andern nachgeben; die Ansichten waren unvereinbar. — „Ich sehe, lieber Doctor", sprach ohngefähr der Graf, „wir kommen nicht mit einander zurecht. Sie werden mich ferner angreifen und ich werde ferner meinen Weg gehen. Eins aber gebe ich Ihnen zu bedenken! Wenn Sie wüßten, welch' furchtbare Kämpfe es gekostet hat, Se. Majestät zu der Ueberzeugung zu bringen, daß wir **schlagen müssen**, würden Sie auch begreifen, daß ich dem eisernen Gesetz der Nothwendigkeit gehorchen muß! Fragen Sie sich, ob, Angesichts derselben, Sie gegen mich ferner sein können. — Wenn wir uns in einem halben Jahre sprechen, will ich Sie fragen, Wer von uns Recht hatte!" — Nach einem halben Jahre sprachen sie sich auch, der Doctor und der Minister! — Sie begegneten einander im September auf der Straße. Bismarck reichte dem Redacteur die Hand und sein leuchtendes Auge richtete eine stumme Frage an denselben. Der Doctor drückte des Grafen Rechte und nickte blos; nun hatten sie sich verstanden.*) — — Ein Frömmler ist Bismarck sicher nicht, aber ein Mann von tiefer und ernster Gottesfurcht. Diese Furcht rüttelte ihn in jenen Tagen, dieser Gottesglaube ließ ihn um einen Lichtblick nur in seiner Finsterniß bitten, einen Blick, wie Der ihn nur zu geben vermag, der Alles weiß und aller Menschen Herzen prüft. —

Der Ewige schenkte ihm diese Wohlthat! — — Nachmittags am 7. Mai, etwas nach fünf Uhr, kehrte Bismarck vom Vortrage beim Könige zurück; — es war sein erster Ausgang nach der letzten Krankheit. Die mittlere Allee der Linden herabschreitend, hörte er, — etwa in der Nähe der russischen Gesandtschaft, hinter sich rasch zwei Schüsse fallen! Es war das Attentat Carl Blind's auf ihn, des Sohnes eines der enragirtesten flüchtigen Demokraten

*) Ward dem Verfasser von dem betreffenden Chefredacteur selbst erzählt. D. V.

in London. Als Blind zum dritten Mal schießen wollte, packte ihn Bismarck an der Kehle, das Rohr krachte, — Bismarck hatte einen Prellschuß an der rechten Schulter. Blind nahm den Revolver rasch in die Linke und feuerte noch zwei Schuß aus nächster Nähe. Die eine Kugel schlug Bismarck auf der Rippe auf, ging aber nicht durch. — Im nächsten Augenblick war der Verbrecher von Offizieren und Mannschaften des 1. Bataillons vom 2. Garde-regiment, welche eben vorbeikamen, unschädlich gemacht und dem Criminalgefängniß überliefert; — in seiner Zelle entleibte sich derselbe. — Todesmatt begab sich Bismarck nach Hause, aber in seiner Seele war's unaussprechlich groß und licht geworden. Er hatte im ersten Augenblick geglaubt, das tödtliche Blei im Leibe zu haben, erst die Untersuchung mit der Hand überzeugte ihn, daß auch die letzte Kugel abgeglitten war. Die Vorsehung hatte zu ihm vernehmlich das Wort gesprochen: „Du **sollst** leben, also gehe Deinen Weg!“ — Der herbeigerufene Arzt sagte: „Hier ist nur eine Erklärung möglich, Gott hat seine Hand dazwischen gehabt!“ — Kaum hatte sich des Grafen Familie vom Schrecken zur Freude erholt, da kam der König schon! Es war eine halbe Stunde nach dem Mordanfall und Wilhelm I., — von demselben unterrichtet, — war von der Suppe aufgestanden, seinen geretteten Minister zu beglückwünschen. Welch' ein Wiedersehen! — Dies Attentat hatte Beider Herzen erfrischt, Beider Sinn geklärt. Blind hatte Preußen seines größten Helfers berauben wollen und hatte jene „**Wand**“ eingeschossen, die sich dem Wege Bismarck's undurchdringlich entgegengestemmt hatte. Am nächsten Tage gab König Wilhelm Befehl, die gesammte preußische Armee mobil zu machen! — — Mit schwerem Herzen wohl, aber mit dem Bewußtsein nun, Gott werde mit Preußens gerechter Sache sein, ging der König an die blutige Pflicht. Die Wiener Presse hatte es sich überdem angelegen sein lassen, uns das Gewissen möglichst zu erleichtern, den Stolz des preußischen Volkes aufs Tiefste zu verwunden. — Von Stunde an begann die Stimmung sich zu ändern, die innere Zwietracht schwieg. Das wackere Breslau war die erste Stadt, welche den Eid der alten Zollerntreue erneute,

Berlin, alle anderen Städte folgten feurig seinem Beispiele. — Frankreich, England und Rußland hatten inzwischen die Gegner zu Friedens-Conferenzen nach Paris aufgefordert, Preußen hatte denselben beigestimmt. Oesterreich aber machte solche Vorbehalte, daß die Conferenz vereitelt wurde. Es brach den Gasteiner Vertrag, indem es die schleswig-holsteinische Angelegenheit dem Bunde überwies und durch seinen Statthalter von Gablenz die holsteinischen Stände zum 11. Juni nach Itzehoe einberufen ließ. Das war sowohl ein flagranter Eingriff in Preußens Rechte, als die Aufhebung des Friedensvertrages mit Dänemark überhaupt! In Folge dieses Vorgehens des österreichischen Cabinets, das jegliche Friedensaussicht unmöglich machte, erklärte General Edwin von Manteuffel, dem es zum Ruhme angerechnet werden muß, daß er von vorn herein energisch **für** den Krieg plaidirt hatte, dem Freiherrn von Gablenz laut königlichem Befehl: „daß, da der Gasteiner Vertrag zerrissen sei, er das Mitregiment in **beiden** Fürstenthümern antrete und am 7. Juni mit seinen Truppen in Holstein einrücken werde.“ Prinz Friedrich von Augustenburg und General von Gablenz mit seinen Truppen räumten hierauf Holstein. — Am 10. Juni theilte Fürst Bismarck mittels Circular-Depesche das preußische Bundesreform-Project den übrigen deutschen Staaten mit, den Tag darauf stellte Oesterreich den Mobilmachungsantrag an den Bund, zwei Tage später ward in Frankfurt der Beschluß gefaßt: gegen Preußen das Schwert zu ziehen; dieses aber erklärte seinen Austritt und der alte Bund war glücklich **todt**! — General von Manteuffel besetzte am 7. bereits Itzehoe und machte den Zusammentritt der Stände somit unmöglich. In der Nacht vom 11. zum 12. räumte das Corps Gablenz auch Altona und überschritt die Elbe. — Daß Friedrich von Augustenburg nicht blos an seinen eitlen Hochmuth unbedenklich das Loos Deutschlands knüpfte, sondern auch gegen Preußen berechnete Tücke übte, beweist, daß er den Plan gehabt hatte, sobald die Stände unter Oesterreichs Aegide einberufen seien, die schleswig-holsteinische Wehrkraft aufzubieten und sie um Stade, am Krystallisationspunkte des Corps Gablenz und der

hannoverschen Armee, zu versammeln. Alle Drei hatten dann die edle Absicht, in Preußen einzufallen und den Stoß direct auf **Berlin** zu richten! — Unsere Raschheit kam ihnen zuvor. Manteuffel concentrirte sein Corps am rechten Elbufer, betrat bereits am 15. hannoversches Gebiet und nahm am 18. **Stade in Besitz**, wo er bedeutende Kriegsvorräthe, die gegen uns gebraucht werden sollten, antraf. — Die Berechnungen unserer Gegner im Nordwesten waren somit vernichtet, das Corps Gablenz zog sich vor Manteuffel über Harburg eiligst nach Cassel, um den Süden und Böhmen vor der Entscheidung zu erreichen. — Sonderbar ist's, daß Edwin von Manteuffel, — dem Generale also gerade, welcher am längsten an der österreichischen Allianz festgehalten hatte, das Loos beschieden war, die ersten militärischen Schritte gegen Habsburg zu thun und so den Krieg zur Thatsache zu machen! Zu gleicher Zeit war General Vogel von Falkenstein von Minden her mit seinem Corps gegen Hannover aufgebrochen und hatte sich am 18. mit dem Corps Manteuffel vereint. An demselben Tage, wo letzteres Hannovers Grenze überschritt, war aber auch Bismarck's Sommation nach Dresden abgegangen, von dort abgelehnt worden und zwei Tage später erfolgte Preußens Einmarsch in Sachsen. „Der Worte sind genug gewechselt", — es galt zu schlagen! — — —

Der Krieg in Deutschland! — Wie die Stimmung im Süden gegen Preußen war, haben wir bereits berichtet. Dieselbe hatte die eine Tugend, wenigstens nur von nationalem Widerwillen erfüllt zu sein, weil man sich von uns eine ganz andere Vorstellung gemacht hatte. — Die Stimmung in Oesterreich aber trug nicht diesen Charakter nur allein, sondern ein nicht geringer Theil religiösen Fanatismus war dem Preußenhasse beigemischt. Nicht blos, daß ein hirnverbrannter Advokat einen Preis auf Bismarck's Kopf gesetzt hatte, bekannt sind die Hetzereien des Klerus gegen uns, welcher dem Kriege gern den Stempel eines Glaubenskampfes aufgedrückt hätte, an welchen doch keine Seele dachte. Gewissenlose Priester, — so wurde damals allgemein erzählt, — hatten den österreichischen Soldaten glauben gemacht: „daß wenn sie auch wirklich im Kampfe fielen, sie gleich nach dem Tode in ihrer

Heimat wieder leibhaftig auferstünden." Sie hatten ihnen Freikugeln, Schutzmedaillen und sogenannte Lebensbriefe mitgegeben, welche, bei sich getragen, sie unverwundbar machen sollten. Diese frommen Betrüger trieben selbst Gaukelei mit des Todes heiligem Ernste! — — —

Freitag, den 29. Juni, kam die erste Nachricht von den Siegen zu Skalitz, Spor und Münchengrätz! — Ein Jubelrausch erfaßte Berlin, die schwarz-weißen Fahnen wallten. „Ich bin ein Preuße" tönte es von abertausend Zungen, und das Volk strömte zur Wilhelmstraße 76, vor des — einst so verhaßten Bismarck Haus, ihm jauchzend zu danken! Er sprach herab zum Volke, flammend, begeistert, wie's ihm ums übervolle Herz war. Wohl tobte am Himmel ein Wetter und Blitze zuckten, wie wenn die Natur sich zum Symbol des in der Ferne tosenden Streites machen wolle, welcher Deutschlands Atmosphäre reinigen sollte, aber in den Seelen Aller war Freude, glühte das Frühroth des anbrechenden neuen deutschen Morgens auf. — Am nächsten Tage bereits ging Graf Bismarck mit dem Könige, Moltke und Roon nach dem Kriegsschauplatze über Frankfurt, Görlitz, Zittau nach Reichenberg, wo man im Schlosse des Grafen Clam-Gallas übernachtete. Am 2. Juli befand man sich zu Gitschin bei der Armee Prinz Friedrich Carls. — —

Die Schlacht von Königgrätz! — Die Entscheidung! — Nicht nur der alte Kampf zwischen Habsburg und Hohenzollern war beendet, der 3. Juli hatte eine sehr viel tiefere Bedeutung! — Als im Vatican die Siegesnachricht eintraf, rief Cardinal Antonelli entsetzt: „**Die Welt stürzt ein!!**" — — Sie stürzte ein — **seine** Welt!! — Im italienischen Kriege hatte, wie wir schon behaupteten, Napoleon III. derselben schon ihre Hauptstützen genommen, war der Herostrat des stolzen Tempels geworden, aus dem das weltgebietende Orakel eines Jahrtausends erklungen war, zu Solferino und Magenta war der Grundstein der germanischen Zukunft gelegt worden. Der 3. Juli 1866 richtete die ersten Säulen derselben auf! Weil man die aber gerade in der ganzen Welt sah, tönte der Weheschrei aus dem romanischen Lager. — Er kam zu spät! — — —

Bismarck hätte nicht er selbst sein müssen, wenn dieser großartige Sieg ihn einen Augenblick seiner kaltblütigen Besonnenheit, seiner argwöhnischen Klugheit beraubt hätte. Gerade die Größe dieses Sieges mußte sein Blut um so kälter machen, je klarer er die Folgen desselben sah, die Hindernisse, Schwierigkeiten und Gefahren, welche derselbe nothwendig mit sich bringen mußte. Niemand mehr als er erkannte, daß selbst seinem und Moltke's Genie, selbst der glänzenden Tapferkeit der Armee und der Einsicht ihrer Führer das, was nun Wahrheit geworden, nicht gelungen wäre, hätte nicht, — wie an dem Nachmittage des 7. Mai, — die Vorsehung ihre „Hand dazwischen gehabt". Bismarck vor Allem mußte sorgen, daß der Sieg uns des Schutzes dieser unsichtbaren Hand nicht unwürdig für den schweren Augenblick mache, wo noch gewaltigere Prüfungen uns bevorständen! —

Daß der skandinavische Norden uns haßte, war selbstverständlich, — daß Oesterreich uns fortan tödtlich hassen müsse, natürlich, — in Paris aber war man Gift und Galle! „Rache für Sadowa" mußte fortan die Losung sein! Wenn niemals Frankreich unser Gegner war, jetzt ganz gewiß, und es hatte Aussicht auf bedeutende Allianzen. England liebte uns auch nicht mehr wegen des eroberten Hannovers, ob Italien aber immer zu uns halten werde, — obschon unser Sieg ihm Venetien eintrug, — war unsicher. Es kam auch sehr auf Zeit und Gelegenheit an, ob Rußland — selbst beim besten Willen — uns dann werde helfen können. Ein neuer Krieg konnte ein Weltkrieg werden. Man mußte um jeden Preis ihm also aus dem Wege gehen, so lange noch zwischen ihm und der Schande eine Wahl war! —

Diese Wahl sollte bald an Bismarck herantreten. — — Nikolsburg!! — Es ist ein altes fürstlich Dietrichstein'sches Stammgut, jetzt im Besitze des Grafen Mensdorff-Pouilly, des österreichischen Ministers des Auswärtigen und Premiers des Kaisers. Hier nahm König Wilhelm am 17. Juli sein Hauptquartier. — Als Graf Bismarck dies Schloß betrat, äußerte er halb ernst, halb scherzhaft: „Mein altes Herrenhaus in Schönhausen ist wirklich zu unbedeutend gegen dieses Prachtgebäude. Darum

ist es mir doch lieber, daß wir hier bei Graf Mensdorff sind, als wenn er bei **mir** wäre.“ Am 21. Juli wurde die erste Waffenruhe, am nächsten Tage die Demarcationslinie vereinbart. Am 26. schloß Bismarck mit Karolyi die Friedenspräliminarien ab. — Bereits drängte sich Benedetti heran, schob die französische Vermittelung dazwischen und man konnte sie nicht von der Hand weisen. Um Venetien nämlich nicht uns, noch weniger aber dem verhaßten Victor Emanuel abtreten zu müssen, hatte Kaiser Franz Joseph das letzte Stück seines alten Besitzes jenseits der Alpen (außer Triest) unmittelbar nach Königgrätz an Napoleon III. cedirt, der Venetien dann Italien abtrat. Dadurch ward Frankreich Friedensvermittler, ohne daß es unsererseits zu hindern war. Außer für diese seine willkommene Einmischung wollte Napoleon aber auch für die Großmuth entschädigt sein, mit der er nicht über Baden und die Pfalz während des Krieges ins deutsche Land gebrochen war. In Preußen hatte man letzteres gefürchtet, in Süddeutschland erwartet. Mit dem Hereinbrechen war es so schlimm nun aber nicht. Hatte uns dieser Krieg nämlich die Schwäche Oesterreichs und des Bundes gezeigt, Nikolsburg zeigte uns nun — die Schwäche Frankreichs! Napoleon konnte nicht losschlagen, denn seine Armee war noch in Mexico! Hätte er aber auch den Krieg ernstlich beginnen können, er hätte sich jetzt nicht schlagen wollen dürfen. Es war doch immer sehr fraglich, ob er nicht durch einen Einfall die Streitenden versöhnt, wider seinen Willen Deutschland dadurch geeint und zu seinem Gegner gemacht hätte! — An einen solchen Sieg Preußens hatte er aber gar nicht geglaubt, vielmehr daß beide Gegner sich schwächen würden, Deutschland zersplittern werde und nach dem Frieden, wenn erst die schweren Kriegsfolgen und die Gefühle gegenseitiger Feindschaft in Deutschland sich ganz fühlbar gemacht hätten, glaubte er, daß dessen zerrissene Fetzen ihm weit weniger Mühe machen würden. Preußens Sieg überraschte ihn völlig. Ueberdem war für seine Person, wir behaupten es nochmals, Napoleon friedlich gesinnt. So lange er der jesuitischen Clique um sich irgend noch passiven Widerstand entgegensetzen, die De=

mokratie niederhalten konnte, griff er lieber zur Intrigue als zum Schwert. Daß er Letzteres immer noch zeitig genug thun, dann aber es siegreich schwingen könne, war bei ihm debattelos. — Napoleons Intriguen! — Sie basirten darauf, daß durch den deutschen Krieg und den Sturz des alten Bundes die alten Verträge von 1815 vernichtet seien. Oesterreich wie die Bundesstaaten hielten an ihnen sicher nicht mehr fest, also Preußen kam nur in Frage. Ehe Frankreich dem Sieger die Früchte des Sieges also gestattete, ehe es ihm eine neue Gestaltung Deutschlands erlaubte, wollte es seine Sportel haben. Daß man auf ein preußisch Gewissen, auf deutsche Ehre hierbei stoßen könne, fiel dem Decembrirer nicht ein, von beiden Qualitäten besaß er selber ja zu wenig. Bereits im Juli hatte Benedetti zu Nikolsburg seine geheimen Forderungen in Bismarck's Busen ausgeschüttet. Am 5. August zu Berlin schrieb er ihm folgenden Brief: — „Mein lieber Präsident! — In Beantwortung der Mittheilungen, die ich in Folge unserer Unterhaltung vom 26. v. M. von Nikolsburg nach Paris gerichtet habe, empfange ich aus Vichy den Entwurf zu einer geheimen Convention, von dem Sie anliegend Abschrift finden. Ich beeile mich, denselben zu Ihrer Kenntniß zu bringen, damit Sie ihn mit Muße prüfen können. Ich stehe übrigens zur Besprechung desselben zu Ihrer Verfügung, wenn Sie den Moment dazu für gekommen erachten. Ganz der Ihrige. Benedetti. Sonntag, 5. August 1866."

Besagter anliegender Entwurf zu der geheimen Convention lautete nun wörtlich:

„Artikel 1. Das französische Kaiserreich tritt wieder in den Besitz der Gebietstheile, die, heute zu Preußen gehörend, 1814 in die Begrenzung Frankreichs eingeschlossen waren. —

Artikel 2. Preußen verpflichtet sich, von dem Könige von Bayern und dem Großherzoge von Hessen, vorbehaltlich einer diesen Fürsten zu gewährenden Entschädigung, die Abtretung der Gebietstheile zu erlangen, welche sie auf dem linken Rheinufer besitzen und deren Besitz an Frankreich zu übertragen. — (Also auch alles übrige linksrheinische Deutschland, namentlich Mainz.)

„Artikel 3. Es sind aufgehoben die Bestimmungen, welche die unter der Souverainetät des Königs von Holland stehenden Gebiete an den deutschen Bund knüpfen, ebenso die, welche sich auf das Besatzungsrecht in der Festung Luxemburg beziehen!" ———

Dies Document spricht zu deutlich durch sich selbst, als daß es der Erörterung bedürfte. Es handelt sich nur darum, in demselben die napoleonische Intrigue zu schildern und die dramatische Situation, welche sie für Bismarck hervorrief. Dies Document war eine an Preußen zwiefach verübte Niederträchtigkeit, die Zumuthung desselben eine zwiefache Schande. Linksrheinische Festungen an Frankreich abtreten, bedeutete: daß Preußen den Sieg über Oesterreich und den Bund durch Beraubung Deutschlands bezahlen solle! Der Lösung der deutschen Frage wegen war ja eben der Krieg geführt worden, und man verlangte, an der deutschen Sache solle der Sieger zum Verräther, durch diesen Verrath unfähig vor Gott und Welt werden, statt des geschlagenen Oesterreichs an die Spitze der deutschen Nation zu treten! Dafür hätte sich's wahrhaftig verlohnt, das Blut preußischer Landeskinder, das Blut deutscher Brüder zu vergießen! Wäre Preußen statt Dessen selbst zum zweiten Male nach Olmütz lieber gegangen, hätte vor Habsburg sich abermals und tiefer noch gebeugt, es hätte sich dennoch so schmählich nicht entehrt, hätte immerhin noch einen verbesserlicheren Fehler begangen, als Das zu thun, was ihm mit der naivsten Frivolität menschlicher Schlechtigkeit unverblümt aus Vichy zugemuthet wurde. — Aus dem Gegebenen erhellt, daß Benedetti schon vor dem Friedensschlusse mit Oesterreich an Bismarck Forderungen stellte, wie sie in obigem Schriftstücke formulirt sind. Vielleicht ist dies schon von dem Momente ab geschehen, wo der König ins Hauptquartier nach Zwittau abging, also die Chancen des Krieges schon gegen Oesterreich sich gewendet hatten. Die Vorschläge des Franzosen werden anfänglich wohl etwas dunkler ausgedrückt, verschleierter gewesen sein, sich erst in voller Nacktheit und drohender Dringlichkeit entpuppt haben, als Frankreich erkannte, daß seine Art von Friedensvermittelung nur auf den Werth einer bloßen Formalität herabgesunken sei, die wirklichen Friedens-

abmachungen aber über das Maaß Dessen hinausgingen, was es Preußen gönnte und in seinem Interesse für rathsam hielt. Frankreichs Friedensprojecte bestanden in: Integrität Oesterreichs mit Ausnahme Venetiens, Auflösung des alten deutschen Bundes und Umgestaltung Deutschlands unter Oesterreichs Ausschluß. Union der Staaten nördlich des Main unter preußischer Oberleitung, einem süddeutschen Bund mit **internationaler** Unabhängigkeit, Vereinigung der Elbherzogthümer mit Preußen, Bezahlung der Kriegskosten durch die geschlagenen Mächte. — — Der Vertrag von Nikolsburg aber wich in wesentlichen Punkten von diesem napoleonischen Project ab. Preußen garantirte Sachsens Territorialbestand und Oesterreich willigte in die Annexion der in **Norddeutschland** mit Preußen im Kampfe gestandenen **Staaten!** — Ueber solchen Länderzuwachs Preußens konnte sich Napoleon am schwersten zufrieden geben. Drouyn de l'Huys drängte mit Macht auf eine Compensation Frankreichs, oder den Krieg. Den 5. August also stellte Benedetti in Berlin obige Forderungen, und einen Tag später erfolgte die Scene, welche Preußen entweder aus dem einen noch nicht beendeten großen Kriege in einen zweiten größeren stürzen oder, so schien's, den preußischen Namen für ewig beschimpfen mußte. Es ist ebensosehr anzunehmen, daß bis dahin Bismarck Herrn Benedetti durch Ausflüchte hingehalten, als dem Könige, Roon und Moltke Winke über das nahende Wetter gegeben habe. Am 6. August stellte Benedetti das Ultimatum: „Mainz oder den Krieg!" — „Nun denn — den Krieg!!" rief Bismarck. — Benedetti reiste sofort nach Paris ab, Moltke aber hatte, versichert man — bereits seine Kriegsdispositionen so getroffen, daß Preußen vom Flecke weg — trotz halbem und noch nicht festem Frieden Deutschlands — in Frankreich einmarschiren konnte! — Während 14 Tagen, von Mitte August etwa bis Anfang September, standen wir dicht vor einem französischen Kriege. Jetzt aber documentirte sich Napoleons Schwäche, des Mannes, der durch Neujahrs-Improvisationen bisher den Weltfrieden bestimmt hatte. Er erklärte Drouyn, daß man nicht weiter an die Sache denken dürfe. „Ich habe weder Menschen, noch

Pferde, noch Kanonen!" soll er ausgerufen haben. — Sofort ließ er jede kriegerische Absicht gegen Preußen ableugnen und zog langsam die Krallen ein, nachdem ohne ihn schon zu Prag der definitive Friede, so wie Preußen ihn wollte, zu Stande gekommen war. Hätte die Volksvertretung gewußt, wie schwierig die Lage war, mit welcher Schlauheit vorher und Kühnheit zu rechter Zeit Bismarck Benedetti gegenüberzustehen hatte, wie sehr gerade in jenen Tagen in ihm das Blut der „Löwenkatze" gährte, man würde ihm später nicht vorgeworfen haben, daß der Sieg von 1866 „politisch nicht weiter ausgenutzt sei". — Nicht blos alte Zuneigung und Stammessympathie, ebenso auch Klugheit war's, namentlich das Bedürfniß, die Freundschaft mit Oesterreich für die Zukunft möglich zu halten, daß Preußen in Erreichung von Vortheilen nicht weiter ging.- Oesterreich wie Sachsen erlitten nicht die leiseste Gebietsschädigung. — Man weiß, daß der Friede mit Diesem dem mit dem übrigen Bunde vorherging, die andern deutschen Staaten sich separat mit Preußen auseinanderzusetzen hatten. Als Bismarck in Bayern auf Erwerbungen im rechtsmainischen Franken unter der Bedingung verzichtete, daß das bekannte Schutz- und Trutzbündniß mit Bayern angenommen werde, sagte Freiherr v. d. Pfordten zu Bismarck tiefbewegt: „Hieran erkenne ich, wie sehr Ihre deutsche Gesinnung verleumdet wurde und wie ein deutsches Herz in Ihrem Busen schlägt, so gut wie in dem meinigen!" — Drei norddeutsche Dynastien mußten fallen, — Hannover, Hessen-Cassel und Nassau kamen an Preußen. Aber schon in Nikolsburg war es bei Bismarck wie König Wilhelm völlig beschlossene Sache, die depossedirten Fürsten angemessen zu dotiren. Man beraubte sie ihrer politischen Macht, damit sie keine Möglichkeit hätten, mehr zu schaden, aber man wollte auch, daß sie nicht einbüßten, was sie zu wahrhaft fürstlicher Existenz bedurften. Daß man gegen Frankfurt härter einschritt, als vielleicht hinreichend war, daß man es geradezu züchtigte, hatte, wie schon gesagt ist, in dem dortigen Treiben gegen Preußen seinen Grund. Wir wollen auf die Namen der Liberalen verzichten, deren Flucht nach Stuttgart und trauriges Benehmen daselbst, dann ihre Verdustung

nach der Schweiz wir selber mit eigenen Augen sahen, nachdem sie das Erdenklichste an Haß und Beschimpfung gegen Preußen geleistet, die alte Bundeshauptstadt zum jahrelangen Herde destruirender Agitationen gemacht hatten. Frankfurts örtliche Lage sowohl, sein republikanischer Habitus, mit dem Stolze alter Reichsfreiheit gepaart, machte es zu einem Dorn im Fleische der neu erstehenden Verhältnisse, den man nicht sitzen lassen konnte. Das Mißtrauen, wie sich nachmals auswies, war größer als gerechtfertigt; daß es aber vorhanden war und man ihm eisernen Ausdruck lieh, lag eben in der Nothwendigkeit des Augenblicks. Wie schon gesagt, hat Frankfurt und die Loyalität seiner Presse, als vier Jahre später der jetzt schon befürchtete Krieg mit Napoleon wirklich kam, durch ehrenhafteste Treue jede Befürchtung haltlos gemacht, und gerade die echt deutsche Würde der Entsagung, in welche Frankfurt sich gefunden, erhob es in den Augen der gesammten deutschen Welt weit mehr, als die fragliche Ehre erloschener mittelalterlicher Herrlichkeit ihm jemals wieder hätte verleihen können. — —

König Wilhelm I. war Sieger, aber sein Herz konnte nicht die reine, stolze Freude hegen, welche sonst den Triumphator erfüllt. Er hatte nach den verschiedensten Seiten hin unerbittlich sein müssen, wollte er nicht alles Errungene und das Blut der eigenen Landeskinder in Frage stellen. Zwei Dinge aber verwundeten sein Vaterherz und seinen Fürstenstolz. Die Contribution, welche über Baden verhängt werden mußte, — denn sie betraf das Land des eigenen Schwiegersohns! Der Großherzog hatte gegen ihn kämpfen müssen, obwohl mit unendlicher Seelenqual; das Factum der Gegnerschaft genügte indeß völkerrechtlich, daß man ihn nicht schonen durfte, wo man Andere bluten ließ! Das eben ist ja der Fluch jedes Krieges, das Elend der Politik, für sie darf es keine Verwandtschaften geben! — Was König Wilhelm nicht weniger schwer einging, war, daß er, der sich der Treue seines Verfassungsschwurs so tief bewußt war, dem Volke, das ihn so verkannt hatte, nachgeben, ja ihm nachgeben solle gerade in dem Augenblicke, wo die Heereswiedergeburt, sein eigenes Lebenswerk, so glänzend ihre Nothwendigkeit für Preußens

Dasein erhärtet hatte! Niemand kann über die eigene Natur, eine Fürstennatur aber ist eine andere, als die der übrigen Menschen. Als Greis im Siegerkranze bitten sollen, wo man im Befehlen stets seines Lebens Aufgabe gefunden hat, — nachgeben müssen, wo das thatsächliche Recht auf des Königs Seite sich strahlender nie erwiesen, als jetzt, das war für einen gewöhnlichen Charakter zu viel und wenige Fürsten dieser Welt hätten sich selber das abzuringen gewußt. Aber eben die Ungewöhnlichkeit König Wilhelms als Mensch wie Fürst war's, auf welche Bismarck rechnete! Gerade weil König Wilhelm als Sieger zugleich vor seinem Volke im Rechte war, konnte er einen Schritt aus seiner Kraftfülle heraus thun, der zu anderer Zeit unmöglich gewesen, der als ähnliches Schwächezeichen erschienen wäre, wie nachmals Napoleon dokumentirte, da er sich Herrn Ollivier in die Arme warf. Daß König Wilhelm I. mit seinem eigenen Stolze schwer zu ringen hatte, bevor er zur Indemnität schritt, ist gerade der erhabenste Beweis hochherzigster Vaterliebe für sein Volk. Daß Graf Bismarck in diesem Selbstkampf aber ihm zur Seite stand, er ihm die Brücke wurde zu diesem höchsten aller Fürstensiege, das ist vielleicht des Reichskanzlers **sittlich unsterblichstes** Verdienst. Es erhebt ihn zum Größten aller Patrioten, zum Weisesten aller Staatsmänner! Das Gefühl jener Tage in Bismarck war dasselbe heilige und tiefe, was deutschem Sängermunde einst entquoll:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit Deinem Scheine,
Heeres Engelsbild!" —

Wenn Bismarck stirbt, wird dies Engelsbild drum lächelnd ihn umschweben, diese **rechte** deutsche Freiheit, die **er** gemeint. Sie wird ihm die unsterbliche Bürgerkrone unter uns sichern, welche die Nachwelt einem Washington und Oranien zuerkannt hat!! — —

Wir überlassen Jedem, der jene Tage in Berlin durchlebte, sich das gewaltige Gefühl zurückzurufen, das uns Alle durchzitterte,

da am 5. August von des Königs Lippen vor dem Landtage das Wort „Indemnität" erklang, an demselben 5. August, wo Benedetti uns zumuthete, zwischen Mainz oder dem Kriege zu wählen!! — Wie wollen wir dies Gefühl beschreiben? — Es war Jubel und Scham, unendliche Liebe und Ehrfurcht! —

In den Tagen von Nikolsburg, Prag und zu Berlin im September ist's gerade, wie wenn Gottes Geist zu Bismarck geredet habe, wie wenn der Kanzler von der Höhe der neuen Verhältnisse herab die Welt überschaut, sein eigenes Wollen, Müssen und Können mit fast übermenschlicher Klarheit erkannt habe. Nicht allein, daß er den Sieg ausnutzte, so glänzend es nur ging und dennoch den Krieg mit Frankreich vermied, — nicht genug, daß er den innern Conflict löste und das suum cuique auch als das Daseinsgesetz jedes reellen **Verfassungslebens** hinstellte, — bereits in Nikolsburg schwebte ihm die Decentralisirung nicht blos Preußens, sondern Norddeutschlands vor, das Recht des Selfgovernments der Provinzen, in dem das Geheimniß jeglicher gesunden Freiheit, die Garantie socialen Rechts und nationalen Friedens ruht. Diese Decentralisirung war das Ideal, was er in Nikolsburg erträumte und dessen Verwirklichung er sich dadurch erreicht dachte, „daß die Provinzial-Eintheilung mehr in den Einklang mit den alten Stammesverhältnissen gebracht würde."*) Partikulare Interessen hinderten es und vielleicht war das gut, — aber der Gedanke der Decentralisirung selbst war ein Saame, dessen Aufgehen Bismarck nur noch als eine Frage der Zeit galt. Die Adresse des Abgeordnetenhauses erwiederte der König am 25. August mit einer Ansprache an die Deputation, welche, den Reorganisationsconflict berührend, also endete: „So habe ich handeln müssen und werde immer so handeln, wenn sich ähnliche Zustände wiederholen sollten! Aber, meine Herren, es wird nicht wieder vorkommen!" — — Keine parlamentarische Session als diese giebt übrigens ein durchsichtigeres Bild der nach zwei Seiten schwierigen Lage, in welche die

*) Bismarck's Reden, Bd. II. S. 195—197.

neuen Verhältnisse die preußische Politik gebracht hatten. Jetzt, wo Volk und Regierung eins waren, die Vertretung und Bismarck sich verstanden, sind seine Auslassungen im Parlament auch um so bedeutsamer. Wir sehen ihn gewissermaßen aus den Isis-schleiern seiner Staatskunst immer mehr heraustreten und um so williger „nach links“ rücken, als das Abgeordnetenhaus „nach rechts“ rückte! —

Am 1. September trat man in die Debatte betreffs der Indemnität ein. „Wir wünschen den Frieden“, sagte der Minister-Präsident, „weil unserer Meinung nach das Vaterland seiner im gegenwärtigen Augenblicke in höherem Grade bedarf, als früher.“ — „Wir glauben ihn zu finden, weil Sie erkannt haben werden, daß die königliche Regierung den Aufgaben, welche auch Sie in Ihrer Mehrzahl erstreben, nicht **so** fern steht, wie Sie vielleicht vor Jahren gedacht haben.“ — „Der Commissionsvortrag giebt uns die Bürgschaft, daß Sie in diese Hand einschlagen werden. Wir werden dann die Aufgaben, die uns zu lösen bleiben, mit Ihnen in Gemeinschaft lösen, ich schließe von diesen Aufgaben Verbesserungen der innern Erfüllung der in der Verfassung gegebenen Zusagen keineswegs aus; aber nur gemeinsam werden wir sie lösen können, indem wir von beiden Seiten demselben Vaterlande mit demselben guten Willen dienen, ohne an der Aufrichtigkeit des Andern zu zweifeln. In diesem Augenblicke aber sind die Aufgaben der **auswärtigen Politik** noch ungelöst, die glänzenden Erfolge der Armee haben nur unsern auf dem Spiele stehenden **Einsatz** gewissermaßen erhöht; wir haben mehr zu verlieren, als vorher, aber gewonnen ist das Spiel noch nicht! Je fester wir im Innern zusammenhalten, desto sicherer sind wir, es zu gewinnen. — Wenn Sie die Wiener Zeitungen durchgehen und zwar diejenigen, von denen angenommen wird, daß sie die Meinung der kaiserlichen Regierung vertreten, so werden Sie dieselben Aeußerungen des Hasses und der Aufregung gegen Preußen finden, die vor dem Kriege dort zu lesen waren.“ — „Sehen Sie auf das Verhalten der Völker in Süd-

deutschland — da ist der Grad von Versöhnlichkeit und von Erkenntniß einer gemeinsamen Aufgabe des gesammten Deutschlands gewiß nicht vorhanden." „Sehen Sie sich die Haltung der einzelnen Regierungen gegenüber den neu zu bildenden Einrichtungen an; sie ist bei einzelnen befriedigend, bei anderen widerstrebend, gewiß aber ist: daß in Europa Sie **kaum eine** Macht finden werden, welche die Constituirung dieses neuen deutschen Gesammtlebens in wohlwollender Weise förderte und welche nicht das Bedürfniß hätte, in **ihrer** Weise sich an dieser Constituirung zu betheiligen; sei es auch nur, um einem der mächtigeren Bundesgenossen, wie Sachsen, die Möglichkeit nicht zu verkümmern, dieselbe Rolle noch einmal spielen zu können wie im letzten Kriege!" — „Wenn man oft gesagt hat: Was das Schwert gewonnen hat, hat die Feder verdorben, so habe ich das volle Vertrauen, daß wir nicht hören werden: Was Schwert und Feder gewonnen, ist von dieser Tribüne vernichtet worden!" — Deutlicher konnte sich Bismarck wohl nicht an die „Feinde ringsum" adressiren, klarer wohl nicht dem Lande die Schwierigkeiten zeigen, denen das neue norddeutsche Bundesreich entgegenging. — Man muß sagen, daß unsere Volksvertretung jetzt um so eifriger die Stütze Bismarck's wurde, als sie erkannte, daß nur die Solidarität patriotischer Willenskraft Preußens zahlreiche Hindernisse beseitigen könne. Wir sehen von jetzt ab, wie gerade die eifrige Mitwirkung der Volksvertretung, die Energie des parlamentarischen Gemeinsinns es gewesen ist, welche Bismarck über diese seine neue schwierige Lebensepoche, welche zugleich die Geburtsepoche der neuen deutschen Zeit zu werden bestimmt war, hinweghalf und die Tribüne die gewaltige Trias mit Schwert und Feder bilden half, welche allen Widerwärtigkeiten durch Ruhe, Arbeit und Willenszähigkeit Trotz bot. — Eins, was besonders in der Zeit bis 1870 an allen parlamentarischen Assembleen Berlins auffällt, was von Bismarck stets betont, von der Vertretung stets verstanden und beachtet wurde, war rasche Erledigung aller Vorlagen! Ein wie durch Sympathie erzeugtes

Gefühl sagte Allen, daß man nicht einen Augenblick zögern dürfe, zu vollenden, was als Thatsache dann das unantastbare Gut der Zukunft sei, — daß man nichts übrig lassen dürfe, was als todte Blüthe dem Sturmwinde zum Spiel werden könne, den vorahnend Jeder in den Lüften spürte. So wurde die Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Preußen rasch erledigt, das norddeutsche Wahlgesetz auf Grund des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 angenommen. Man sah mit eben so wachsendem wie freudigem Erstaunen, daß Bismarck kein politischer Philister sei, daß er selbst das Gute von der demokratischen Doctrin anzunehmen wisse, wo es seinen Ueberzeugungen nach dem Besten des neuen Organismus dienen konnte, den man zu schaffen hatte. In den Septembersitzungen war es auch, wo Bismarck sich eben so deutlich wie verurtheilend über den Gegensatz der neu-österreichischen Politik und jener der heiligen Allianz aussprach, die Gefährlichkeit Hannovers und des Augustenburgers vor dem Kriege beleuchtete. Am 25. September, als über den außerordentlichen Bedarf der Militär- und Marine-Verwaltung berathen wurde, gab der Graf, obwohl leidend, doch bedeutsame Winke für die Zukunft. Nachdem er das Haus ersucht hatte, weniger den „rechnungsmäßigen" als „politischen" Standtpunkt aufzufassen, fuhr er fort: „Mit dieser Vorlage richtet die königliche Regierung die Frage an Sie, ob Sie Vertrauen zu der bisherigen Führung der auswärtigen Politik haben, Zeugniß ablegen wollen für den festen Entschluß des preußischen Volkes, die Errungenschaften des letzten Krieges festzuhalten und zu vertheidigen, wenn es nothwendig sein wird. Ich hoffe, daß die letzte Nothwendigkeit nicht eintreten wird, hoffe, daß wir in den nächsten Jahren dasjenige, was wir uns in diesem Herbste vorgesetzt haben, zum Heile Deutschlands friedlich werden entwickeln können; die Gewißheit davon haben wir nicht! Amtliche Kundgebungen überzeugen uns leider, daß in die kaiserliche Hofburg zu Wien mit dem Frieden der Geist der Versöhnlichkeit nicht so, wie wir es gewünscht hatten, eingezogen ist. Die Lage der Dinge im Orient ist Ihnen bekannt. Wir hoffen, daß

sie sich friedlich entwickeln werde. Wäre dies nicht der Fall, so können die Gefahren sich dort sehr plötzlich zu einer ernsteren europäischen Constellation herausbilden." Er setzte noch hinzu, daß es besser sei, dem Staate durch eine Anleihe jetzt Credit zu gewähren, als dann, „wo jede Kundgebung der Regierung nach dieser Richtung hin mit der Voraussicht des Krieges nothwendig dazu dient, die Spannung zu erhöhen und die Gefahren zu fördern, zu einer Zeit, wo Schweigen das richtigste Mittel ist, die Gefahren zu beschwören, wo jede Aussprache der Regierung einer verdeckten oder offenen Herausforderung ähnlich sieht." — Dieser Eifer von Seiten Bismarck's wie des Landtages, zu sorgen: daß möglichst Alles rasch zu Stande komme, ist in den Sitzungen des 17., 18. und 22. Decembers besonders ersichtlich. Bedenkt man, daß Bismarck die Benedetti'schen Zumuthungen vom 5. August in der Tasche hatte und dennoch in der Sitzung vom 20. December durch eine schlau fingirte Vertrauenszuversicht die Eitelkeit Frankreichs cajolirte, so wird man begreifen, wie sehr er vor Napoleon auf der Hut zu sein, dessen Minen beständig durch Contreminen zu begegnen hatte. War doch schon im October eine belgische Depesche eingelaufen, welche erklärte: „daß Preußen kein Recht hätte, in Luxemburg Garnison zu halten", also die luxemburger Frage schon angeregt wurde, welche das nächste Jahr sich bis zur Kriegsdrohung zuspitzen sollte. Nicht minder streichelte Bismarck Italien und erging sich im Lobe seiner „Vertragstreue", denn er mochte bereits wohl wissen oder doch ahnen, daß das Italien —, was von dem Jahre 1866 ja Alles erlangt hatte, was gewinnbar war, ohne Frankreich zu beleidigen, — Lust empfand, Preußen als den bekannten „Mohren" zu behandeln, der seine „Schuldigkeit" gethan hatte. — Mit Feststellung des Haushaltsetats schloß diese segensreiche Session am 18. December und — ein Weihnachtsgeschenk für das Land, — das Staatshaushaltsgesetz konnte zum ersten Male normalmäßig publicirt werden. — — —

Mit dem Jahre 1867 trat Graf Bismarck in seine letzte

und ereignißreichste Epoche, in das Stadium der vollendeten Meisterschaft seiner vielverschrieenen Kunst. Mit dem Siege von 1866 war das deutsche Problem gestellt, seine Lösung in Preußens Hand gelegt worden. Wenn wir von dem heute Erreichten auf das damals Erstrebte zurückblicken, namentlich auf die Arbeiten des Jahres 1867, so müssen wir billig über die Willenskraft und Rastlosigkeit der Volksvertretung, wie über die fast übermenschliche Kraft staunen, mit welcher Bismarck das Steuer des neu gezimmerten, halb fertigen Staatsschiffs durch die rings anprallenden Fluthen leitete, welche gleich stark von den Nachwehen eines großen, eben beendeten Krieges, wie den heraufziehenden Stürmen einer wetterschweren Zukunft gepeitscht wurden. Ehe wir dem Course dieses neuen Staatsschiffes folgen, müssen wir kurz nur noch der „Zweiseelentheorie" erwähnen, welche in einer der letzten vorjährigen Sitzungen noch die öffentliche Aufmerksamkeit beanspruchte. Bismarck's Patriotismus und Rechtsgefühl standen vor der Nation rein und verklärt da. Je weniger man aber an ihnen rütteln konnte, kam man, — auf Bismarck's ministerielle Collegen blickend, um so mehr auf den Gedanken, daß in ihrem Schooße Elemente vorhanden seien, welche dem kräftigen und guten Geiste des Minister-Präsidenten engherzig entgegenstrebten. Dieser Zustand, „Zweiseelen-Ministerium" getauft, bestand aber nicht. Vom Justiz-Ressort, wie dem des Innern und des Unterrichts waren allerdings harte Maßnahmen während des Conflicts ausgegangen, welche die Verfassungstreue Bismarck's im eigenen guten Gewissen vielleicht kaum billigen konnte. Diese Maßnahmen aber hatte er geschehen lassen, hatte sie verantwortet und vertheidigte sie, ein Beweis, daß in dem Ministerium zur Zeit kein Zwiespalt lebte, keine zwei Seelen thätig waren, die einander zu paralysiren gehabt hätten. Ein Anderes freilich war, ob in den geordneten Verhältnissen eines neuen größeren Staatslebens Männer noch verwendbar seien, an deren Person sich die Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit früherer Staatsmaximen geknüpft hatten. Daß diese fallen mußten, um lebensfrischeren Kräften, geläuterteren Geistern Platz zu machen,

war das Gefühl der Volksvertretung und Bismarck mag nicht entgangen sein, dieselbe hätte hierin Recht. Dieser Theil des preußischen Cabinets konnte aber nicht durch Bismarck fallen, den es immerhin unterstützt hatte, dessen Handhabe im Kampfe es gewesen war, derselbe konnte nur durch die werdenden Verhältnisse selber fallen, denen er sich nicht mehr gewachsen erwies. — — —

Die Schwierigkeiten, unter denen Bismarck das Jahr 1867 antrat, waren unendlich groß. Sie lassen sich in drei Hauptmomenten zusammenfassen. Das zürnende Ausland mit Frankreich als Chorführer, die süddeutsche Antipathie und der particularistische Widerstand der Regierungen und Völker, welche das neue norddeutsche Gemeinwesen bilden sollten. Ihm gegenüber war wohl verzeihlich, daß man die innerhalb Preußens selbst der Lösung harrenden Fragen vertagte und an diese größeren in der Hoffnung ging, ihre Regelung werde auch die der anderen, inneren, als natürliche Folge bedingen. — Wie feindselig Frankreich dachte, haben wir gesehen. Wenn es nicht offen auftrat, so war seine momentane militärische Schwäche daran Schuld, ferner die Furcht, daß Bismarck die Einigkeit Gesammt-Deutschlands durch ein einziges Blatt Papier hervorrufen könne, durch Veröffentlichung der geheimen Convention Benedetti's!! Napoleon hielt sich von der List Bismarck's hinters Licht geführt, was er im Grunde **denn doch auch** war, konnte aber aus Scham und Schuldbewußtsein offen sich doch nicht rächen! Die Intrigue allein mußte vorerst helfen, eine List, welche man der List Bismarck's entgegensetzte. Die erste derartige Manipulation bestand also in der belgischen October-Note, welche die Luxemburger Frage schuf. Oesterreichs tiefer Groll, Italiens freundschaftliche Dankbarkeit, wie Skandinaviens äußerster Widerwille waren Frankreichs Alliirte, welche es in geeigneter Stunde zu einem eisernen Netze um uns zu vereinen hoffte. Dieser Plan wurde bestärkt durch die feindlichen süddeutschen Parteien. Obwohl an von der Pfordten's Stelle Fürst Hohenlohe getreten war, ein Mann von echt deutschem Geist und Gemüth, — obwohl Badens

Regierung der Vereinigung mit dem Norden zustrebte, — die Erbitterung und Furcht vor Preußen, welche der Krieg zurückgelassen hatte, war zu tief, als daß der Main im Süden nicht als eine untrennbare Schranke gegen die „Verpreußung" gelten sollte, der Partikularismus nicht siegreich sein Haupt erhoben hätte und eine Agitation stattfand, welche eher Oesterreich, ja selbst — Frankreich zustrebte, als einem Bündnisse mit dem Norden! Daß der deutsche Südbund nicht wirklich zu Stande kam, lag theils an dem eifersüchtigen Souverainetätsdünkel der süddeutschen Regierungen selber, andererseits vielleicht an der unmerklichen Wirkung der geheimen Verträge der süddeutschen Staaten mit Preußen. (Die gleichen Verträge wie mit Bayern waren auch mit den drei anderen geschlossen.) Die immer wachsende süddeutsche Agitation wurde ferner noch geschürt und zu einer neuen politischen Potenz durch die klerikalen Einflüsse Roms erhoben. Als Folge des italienischen Krieges hatte der Vatican zunächst allerdings nur den Verlust materiellen Besitzes empfunden. Aber „wo Euer Schatz ist, da ist Euer Herz" und mit diesem irdischen Schatze hatte die römische Kurie das Bewußtsein verloren, daß Napoleon durch Italiens Einheit ihr viel Schwereres zugefügt habe, nämlich den Verlust der Weltherrschaft über die Geister! Dies Bewußtsein war Rom durch Preußens Sieg nun gekommen, hatte Schrecken wie Wuth unter den schwarzen Schaaren verbreitet, welche kein Vaterland kennen, als die Stadt der sieben Hügel, und hatte sie gegen das neue deutsche Gemeinwesen fortan ins Feld geführt. — Die letzte Schwierigkeit für Preußen endlich lag in dem Widerwillen der Bevölkerung der annectirten Lande. Abgesehen, daß es stets schwer für den Stolz des Besiegten bleibt, sich dem Scepter des Siegers zu bequemen, der neue norddeutsche Bund verlangte von seinen neuen Provinzen auch die Uebernahme schwererer Lasten, als dieselben früher getragen hatten, verlangte von den Bundesregierungen die Aufopferung eines Theils ihrer Souverainetät, welche gerade den Dynasten am theuersten war, die sich des kleinsten Maaßes derselben zu rühmen hatten. Dieselben Kämpfe waren vorauszusehen, welche schon den seligen

Bundestag erschüttert und ihn schließlich aller Lebensfähigkeit beraubt hatten. Die Anhänglichkeit der annectirten Lande an ihre depossedirten Fürsten, der Verlust ihrer Bedeutung als Sonderstaat mit residenzlichem Glanze, Agitationen zur Reconstruction alter unmöglicher Verhältnisse, — Alles kam zusammen, um an einer Treue zu zweifeln, die zu neu und prüfungsreich war, um jeglicher Versuchung widerstehen zu können. —

Was half über diese Klippen dem jungen Bunde dennoch hinweg? Was schuf die nie gesehene Erscheinung einer Rührigkeit, Kraft und Willigkeit des Zusammenwirkens, wie sie das Jahr 1867 ganz besonders uns zeigt? — Es war der alte, tief-ideale Sehnsuchtszug deutschen Gemüths, sich endlich zu einem Ganzen zu schaaren, in Noth und Freude sich als ein „einig Volk von Brüdern" zu finden. Es war mit einem Worte der Volksdrang in seinen Vertretern, welcher aus dem alten thränenreichen Liede spricht:

„Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus,
Und drinn' auf Gott vertrauet
Trotz Wettersturm und Graus!!" —

Allerdings mußte die alte Opposition neu sich regen, oft durchkämpfte Fragen mußten neu ihre Stimmen erheben, Bismarck mußte ähnlichen Momenten wie vor 1866 begegnen und gleich schwülen Kampfesstunden. Aber daß diese rasch vorübergingen, diese kurzen scharfen Wetter die Atmosphäre reinigten, daß die Opposition nur so weit ging, als nöthig war, um die Lage zu klären und die Harmonie aller Staatsgewalten zu befestigen, das ist ein strahlendes Verdienst der parlamentarischen weiteren wie engeren Versammlungen, die mittels allgemeiner Wahlen, den völligen Ausdruck des nationalen Willens zur Geltung brachten und mit einer Phalanx deutschen Geistes und Gemüths ihren Kanzler Bismarck stärkten und erhoben. Die Jahre 1867 bis 1872 werden unvergängliche Ruhmessäulen für sie sein; auf ihnen erhob sich ja die Kuppel des deutschen Domes in „Weisheit, Schönheit und Stärke". — Auch im Innern Preußens

waren Gegenströmungen bemerkbar. Alte Freunde und vermeinte Meinungsgenossen Bismarck's stemmten sich fortan gegen ihn. Die conservative Partei, deren Führer 1848 wie in der Conflictzeit er gewesen, mit welcher er sich in vielen Momenten gleicher Ansicht wußte, fand, daß Bismarck „zu weit links“ gehe. Diesen war Oesterreichs Fall und Italiens Bundesgenossenschaft, Jenen Hessens und Hannovers Annexion, ihnen Allen aber die Indemnität nicht Recht. — Wie die Liberalen vordem, so schienen die Conservativen nachher einen Mann nicht begreifen zu können, der doch immer gleich liberal und gleich conservativ blieb, welcher das Vortreffliche beider Doctrinen zu derjenigen praktischen Wirklichkeit brachte, welche allein dem preußischen und deutschen Volke ein gesundes Gesammtleben ermöglichte! — —

Am 15. Januar 1867 im Herrenhause trat bei der Debatte über die Stellung der Staatsregierung zur conservativen Partei die Opposition derselben bereits zu Tage. Sie glaubte dem Staate viel zu erhebliche Dienste geleistet zu haben, um nicht auf die Dankbarkeit desselben erhöhteres Recht zu haben. Das Verdienst derselben leugnete Bismarck nicht, aber schlug die Opposition seiner alten Freunde mit den Worten: „Nicht die Regierung sagt sich von der Partei, sondern die Partei von der Regierung los!“ Die Unterordnung der persönlichen Meinung unter das Staatswohl war das Verlangen, was der Kanzler an jede Partei stellte, sie hatte aufzuhören, wo das Vaterland begann. — Diese Staatsregel hatten die liberalen Parteien verstehen gelernt, der Conservatismus sträubte sich gegen dieselbe; dies ist auch der Hauptgrund, daß wir denselben von jetzt ab verblassen, sich zersetzen, je mehr Bismarck „links rückte“, die ganze parlamentarische Phalanx „rechts“ rücken, einen neuen Conservatismus sich bilden sehen und die alten Ultras langsam, als nicht mehr lebensfähig, von der Arena scheiden mußten. Das starre „non possumus“ hatte eben nicht Raum in einer Zeit, wo jegliches Können nicht sich, sondern dem erstrebten Ganzen gehörte. — Ein Pairsschub stand dem Herrenhause bevor. Artikel 69 der Verfassung mußte abgeändert, auch die neuen Landestheile mußten im Herrenhause

vertreten werden. Starke Intention war vorhanden, das zu hindern. Nachdem Bismarck versichert hatte, es läge nicht in der Absicht, das Herrenhaus zu schwächen, vielmehr es als dritten nothwendigen Factor im Staatsleben zu erhalten, und indem er die Nothwendigkeit der Erweiterung desselben bewies, sagte er, daß wenn das Haus derselben widerstrebe, so „schaffe sie einen neuen **Conflict** zwischen den beiden parlamentarischen Gewalten." „Aeußere Einflüsse haben dazu beigetragen, den früheren Conflict zu schließen und würden vielleicht auch den neuen entscheiden, ich halte es aber in kritischen Zeitverhältnissen für keine der parlamentarischen Körperschaften geeignet, tief gehende Verfassungsfragen zu offenen und flüssigen werden zu lassen; Niemand kann vorher sehen, nach welcher Richtung hin unvorhergesehene Ereignisse sie entscheiden. Es ist nützlich, für beide Institutionen das feste Gefüge des Schildes der Verfassung nicht **locker** werden, keine **Lücke** in den Fugen entstehen zu lassen." — „Im jetzigen Momente der Krisis der deutschen Verhältnisse, der möglichen Krisis **europäischer** Verhältnisse, in dem vorzugsweise die Aenderung und Reform der Verfassung ins Auge zu fassen — über diesem Bestreben die Verhältnisse im Lande **zweifelhaft** und **unsicher** werden zu lassen, halte ich für nicht wohl gethan!" — — Wir sehen wiederum hier, daß dem Conservatismus genau so jetzt, wie früher dem Liberalismus gegenüber, Bismarck der Standpunkt der äußeren Politik stets der größere war, daß er keiner, ob ihm freundlichen oder feindlichen Richtung die Ueberzeugung einen Augenblick nur opferte, daß jegliche Partei nur da sei, um dem Staate zu dienen, nur mit solchen patriotischen Parteien Haus zu halten und „dem schlechten Wetter der Zukunft" zu begegnen sei. Dem Abgeordnetenhause (4. Februar) erklärte er hingegen in der Debatte betreffs der Befugniß der Regierung zur Veräußerung von Staatsbahnen: „Hätten wir die Köln-Mindener Bahn nicht verkaufen können, so konnten wir nicht die Politik der zwei letzten Jahre machen!" „Das wird nicht wieder vorkommen." — — Am 25. Februar trat der norddeutsche

Bundesreichstag zusammen. Ein zweites größeres parlamentarisches Leben that sich auf, und schon jetzt konnte Niemand der Ueberzeugung sich verschließen, daß dem Allgemeinen sich das Besondere unterzuordnen, in ihm aufzugehen habe und die Hauptkraft des Volkswillens aus den Sonder-Landtagen der verschiedenen Staaten in den des gemeinsamen Reichstages verlegt werde, erstere gegen letzteren zu einer — mehr provinziellen und partikularen Stellung gezwungen sein müßten. Es galt eben auf allen Seiten Opfer fürs Gemeinwohl zu bringen, und die schnelle Willigkeit, mit der dieselben gebracht wurden, bedingte eben dieses Gemeinwohl selbst.

Der 4. März war ein höchst folgenreicher Tag. Graf Bismarck brachte dem Reichstage den Entwurf der norddeutschen Bundesverfassung zur Beschlußnahme ein und am 17. April, also in einem Monate und dreizehn Tagen, ward er durchberathen und angenommen. Was es gekostet hat, die verbündeten Regierungen über diesen Entwurf schlüssig zu machen und welchen Verbrauch von Kräften es kostete, das Einigungswerk, von dem unsere Zukunft abhing, im Reichstage zu beenden, damit es unumstößliche Thatsache sei, überlassen wir der Erwägung eines Jeden. An diesem außerordentlichen Tage entwickelte Bismarck eine Energie der Rede, eine schlagende Beweiskraft in seinen Gründen, wie nie. Dieser Tag wurde zu dem sichern Boden, auf welchem der Kanzler seine Hebel aufsetzte, um alle Kräfte zur Einigung zu bewegen, er ist auch der Tag, wo Bismarck seinem Leben und der deutschen Zukunft das Denkmal setzte, dessen eherne Inschrift ihn selbst und das Jahrhundert überleben wird! — Die Fülle der Argumente dieser einen Debatte allein wiederzugeben würde Raum und Zweck unserer Schilderung übersteigen; ein kurzes Bild muß genügen. Bismarck leitete seine Empfehlung des Entwurfs mit der Mahnung ein, daß man dessen Zustandekommen bis 18. August beschleunige. Er schilderte die ehemalige deutsche Uneinigkeit, deutete die Schwierigkeiten an, diesen Entwurf mit den übrigen Regierungen vereinbart zu haben. „Es hat nicht unsere Absicht sein können, ein theoretisches Ideal einer Bundesverfassung

herzustellen, in welcher die Einheit Deutschlands auf ewig verbürgt werde, auf der andern Seite jeder partikularistischen Regung die freie Bewegung gesichert bleibe. Einen solchen Stein der Weisen, wenn er zu finden ist, zu entdecken, müssen wir der Zukunft überlassen, einer solchen Quadratur des Cirkels um einige Decimalstellen näher zu rücken, ist nicht Aufgabe der Gegenwart!" — „Wir glauben aber, daß wenn er (der Entwurf) hier angenommen wird, für das deutsche Volk die Bahn frei gemacht worden ist und daß wir das Vertrauen zum Genius unseres eigenen Volkes haben können, daß es auf **dieser** Bahn den Weg finden wird, der es zu seinen Zielen führt!!" — Als von verschiedenen Seiten angedeutet wurde, daß man widerstrebende Bundesfürsten zum Einigungswerk zwingen müsse, bekämpfte Bismarck das entschieden. „Die Basis dieses Verhältnisses soll nicht Gewalt sein, weder den Fürsten noch dem Volke gegenüber. Die Basis soll das Vertrauen auf die **Vertragstreue** Preußens sein und dieses Vertrauen darf nicht erschüttert werden, so lange man uns die Vertragstreue hält." — Die partikularistischen Einwürfe und namentlich die des „preußischen Partikularismus" machten in dieser Debatte Bismarck schwer zu schaffen, ja dieselben spitzten sich so zu, daß der Kanzler das that, was er bisher niemals sich zu thun genöthigt gefunden, er stellte, — wenn die Verfassung nicht zu Stande käme, seinen Rücktritt in Aussicht! Er warf den Gegnern vor, daß sie ihm die Illusion raubten: „daß der Mensch mit seinen größeren Zwecken wächst!" — „Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siciliens, vom Rhein bis an den Pruth zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiele, in dem um Königs- und Kaiserthrone gespielt ward, — daß die Million deutscher Krieger, die gegen einander gekämpft und geblutet haben vom Rhein bis zu den Karpathen, — daß die Abertausende von Gebliebenen, die durch ihren Tod die nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer **Landtagsresolution** ad acta geschrieben werden können? Meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf

der Höhe der Situation!!" Und nachdem Bismarck alle Hiebe parirt, nachdem er bewiesen hatte, Süddeutschlands Annäherung werde dem geeinigten Norden nicht fehlen und er nochmals dringend um Beschleunigung des Werks gebeten hatte, rief er aus: **„Setzen wir Deutschland in den Sattel! Reiten wird es schon können!!"** — Ein neuer Moment, was bisher vielleicht längst, — ob auch stumm — im Hintergrunde von Bismarck's Herzen gelegen, war das religiöse, als politisches Agitationsmittel mißbrauchte Motiv. Bei der Discussion über die Wahlbeeinflussungen im Posenschen kam es zuerst zur Sprache und in ihr signalisirte Bismarck bereits den anhebenden römisch-klerikalen Kampf. Als am 12. März die Veranlassung Preußens zum Kriege von 1866 discutirt wurde, behauptete Herr von Mallinckrodt Namens der Katholiken: „vor diesem Kriege habe in Deutschland und Preußen die Ueberzeugung vorgeherrscht, daß die Aggression und das Unrecht auf preußischer Seite sei", und derselbe kritisirte ferner die Behauptung Bismarck's von der 600jährigen Leidensgeschichte Deutschlands damit: „Ich glaube, die Zahl war wohl nicht mit Vorbedacht so gegriffen, denn ich kann ungeachtet der lebhaften Apologie des gegenwärtigen Regierungszustandes in Hannover unmöglich voraussetzen, daß die Hinneigung zu dem Faustrecht und die Abneigung gegen das Haus Habsburg so groß sein sollte, um die Leidensgeschichte Deutschlands von dem Zeitpunkte zu datiren, wo Rudolph von Habsburg die Burgen der Raubritter brach, um Deutschland den innern Frieden wiederzugeben!" Da erhob sich Graf Bismarck, um zum ersten Male die Welt ganz frei auf seines Herzens Grund blicken, Alle erkennen zu lassen, Was er als Ursache des alten deutschen Leids ansah, dessen „médecin" er werden sollte. — „Wenn ich neulich von der 600jährigen Leidensgeschichte Deutschlands gesprochen habe", entgegnete er, „so ergiebt eine einfache genaue Rechnung, daß der Anfangspunkt dieses Zeitraums noch hinter Rudolph von Habsburg zurückreicht. Ich habe vom Sturze der Hohenstaufen an gerechnet und ich glaube richtig! Der Herr Vorredner hat eine kleine Seitenwendung zu

Gunsten der Raubritter einfließen lassen. Woher kamen die Raubritter? — Von der **Zerrüttung** des deutschen Reichs während **des Interregnums**! Woher kam die Zerrüttung innerhalb des Interregnums? — Vom **Abfall** der **Welfen** und dem **Siege** der **Ultramontanen**!!!" — Solche Keulenschläge auf den innersten Feind deutschen Lebens, eine solche Entschleierung der Größe und Gewalt, die in Bismarck lebte und glühte, mußte das Staunen Aller, welcher Richtung sie auch waren, wecken. Man mußte sich nun fragen, wie es möglich gewesen war, diesen Mann zu mißkennen? Wie solch ein tief angelegter Mannesgeist vereinbar sei mit seinen früheren Thaten? — Am folgenden Tage gab der Reichstag dies Gefühl durch den Mund Duncker's, eines alten Gegners Bismarcks, zu erkennen. Da gestand der Kanzler, „daß er nicht mehr der Alte von 1848 sei, daß schon seit Frankfurt in ihm eine neue politische Entwickelung sich vollzogen habe, daß die politische Welt hinter den Coulissen anders aussehe, als vom Zuschauerraum." — „Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik gerechnet hatte, nicht existirten, daß das Zusammengehen mit Oesterreich nicht möglich war, weil **das** Oesterreich, mit dem **wir** rechneten, (die Periode des Fürsten Schwarzenberg) — überhaupt eben nicht **existirte**!" — „Wenn der Herr Vorredner eine gewisse Verwunderung darüber ausgesprochen hat, daß ich dem Budgetrechte meinerseits die besten Jahre meines politischen Lebens vielleicht gewidmet hätte, um es zu bekämpfen, so möchte ich an die eine Thatsache erinnern: daß es nicht ganz sicher ist, ob wir **die** Armee, welche die Schlachten des vorigen Jahres geschlagen hat, in derselben Verfassung **besessen** hätten, welche sie zu dieser **Zeit** hat, wenn im Herbste 1862 sich **Niemand** fand, der bereit war, die Regierung auf Befehl Sr. Majestät fortzuführen, **ohne** den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 26. September auszuführen!!" — —

Am 18. März gab die Discussion betreffs des Verhältnisses der ehemaligen polnischen Landestheile zum Nordbunde, wie betreffs der Verhältnisse in Nordschleswig Bismarck Anlaß, in ersterer Sache

auf das ultramontan-politische Parteigetriebe zu deuten und bereits die Möglichkeit eines „Schulaufsichtsgesetzes“ durchschimmern zu lassen, in letzterer Frage aber die Nothwendigkeit militärischer Sicherheit zu betonen: „damit wir nicht Düppel nochmals zu nehmen haben!“ Die wichtigsten aufgeworfenen Fragen betrafen aber Preußens Stellung zu Luxemburg. Ueber diesen „dunkeln Punkt“, der bereits stark vergrößert am politischen Himmel stand, äußerte sich der Graf sehr zurückhaltend: „die preußische Politik suche die Empfindlichkeit der französischen Nation, — natürlich soweit es mit der eigenen Ehre verträglich ist, zu schonen.“ — — Wie bei der leisesten offenen Sprache große Gefahr war, bewies, daß, nachdem Belgien besagte October-Note an uns gerichtet hatte, jetzt im Haag die Frage auftauchte, Luxemburg an Frankreich zu veräußern; als dies aber fehlschlug, Belgien in Berlin seine „guten Dienste“ bei den von ihm vorausgesetzten Verhandlungen Preußens mit Frankreich betreffs Luxemburgs anbot. Beide Versuche blitzten wiederum bei Bismarck ab, und seine vollendete Unzugänglichkeit erregte in Paris begreiflicher Weise neu die Galle. — Der Reichstag förderte das Verfassungswerk indeß eifrig, und die Erklärungen des Kanzlers waren durchaus angethan, etwaigen Argwohn zu verbannen. Er erklärte, daß zu Verfassungsänderungen das Reichstagsvotum nöthig sei, ferner, daß durch die Vertheilung der Stimmen im Bundesrathe die alte Stimmgebung der seligen Bundesversammlung angenommen worden sei. Durch diese eben so organischen, wie an sich weisen Maßregeln war den Souverainen in dem von ihnen beschickten Bundesrathe dasselbe Recht erhalten worden, was sie in Frankfurt besessen hatten; ebenso wie dort konnten sie am deutschen Regimente Theil haben, in derselben Art ihren Widerspruch geltend machen. Das norddeutsche Volk aber hatte in dieser neuen Verfassung eine so große und starke politische Macht auf Grund allgemeiner Wahlen erhalten, wie ihm bisher niemals geboten worden war, und in beiden Maßregeln hatte Bismarck die conservative mit der liberalen Doctrin zu einem Gebäude von viel festerem Gefüge verbunden, als der alte Bund jemals besessen hatte. Eine

fernere Vereinfachung des neuen größeren Staaten-Organismus war, daß die Vertheilung des Regiments unter drei Gewalten, wie sie in Preußen bestand, am Bunde fortfiel. Der Bundesrath vertrat die Regierungen, setzte sich aus den Delegirten derselben zusammen und war in seinem Plenum eine Corporation, die man als eine Art Oberhaus oder auch Gesammtministerium betrachten konnte, während der Reichstag selbst die eigentlich gesetzgebende und geldbewilligende Instanz war. — Alle diese neuen Verhältnisse setzte der Kanzler in bündigster Weise auseinander, so daß man erkannte, die neue Verfassung sei ein sehr bewohnbarer Bau. Man beeilte sich demnach auch, ihn fertig zu stellen. — Zwei Dingen im Reichstage trat Bismarck indeß direct entgegen. Er lehnte ab, Diäten und Stellvertretungskosten zu bewilligen und erklärte: wenn mittels Abänderung des Verfassungsentwurfs das ganze Werk dadurch verzögert oder in Frage gestellt werde, daß man gezwungen sei, auf die Voten der Bundescabinete **zurückzugreifen**, er nicht mehr die Verantwortung der Zukunft übernehmen könne! Die Hauptsache für jetzt sei: „daß überhaupt Etwas zu Stande komme, eine Basis, auf der man weiter bauen könne." — Den letzten Kampf im Reichstage bildete die Frage über die Friedenspräsenzstärke des norddeutschen Heeres. Noch einmal beschwor Bismarck das Haus, das Gesetz mit dem Amendement Stolberg anzunehmen, welchem die Regierungen beigetreten waren. „Die Folge eines Budgetconflicts im Jahre 1872 **läßt sich nicht übersehen!**" rief er ihm warnend zu, „daß die Verfassung doch ja hieran nicht scheitern möge und „jetzt im letzten Augenblicke das Ziel der Berathung, welches wir glauben schon mit der Hand fassen zu können, uns entrollt und nicht erreicht wird. Diese Gefahr bitte ich sich zu vergegenwärtigen, ehe Sie dies verwerfen!" — Diese letzte Gefahr ward glücklich vermieden. Am 17. April war die norddeutsche Reichsverfassung angenommen und der Reichstag mit freudiger Bewegung geschlossen worden! Ein großes Ziel war erreicht! — Zwölf Tage später trat das preußische Abgeordnetenhaus zusammen, und wie wenn es den übrigen norddeutschen Volksvertretungen ein Beispiel an hochherzigem Patrio-

tismus zu geben für seine Pflicht erachte, ward die norddeutsche Verfassung schon am 8. Mai in erster Abstimmung mit 226 gegen 91 Stimmen angenommen. Am 24. Juni wurde der preußische Landtag geschlossen und durch Publications-Decret die norddeutsche Reichsverfassung für Preußen in Kraft gesetzt! — Es war übrigens die höchste Zeit, daß man den Neubau deutscher Eintracht bezog. Die Luxemburger Frage hatte sich bis zur Kriegseventualität gegen Frankreich zugespitzt. Noch einmal hatte man der aggressions-lüsternen Unersättlichkeit Napoleons nachgegeben, um eine Katastrophe zu vermeiden. Der Londoner Vertrag vom 11. Mai löste die Angelegenheit friedlich dahin, daß Luxemburg von unseren Truppen geräumt wurde, Belgien dagegen sich zur Sprengung der Festungswerke verpflichtete. Noch einmal konnte Frankreich mit seinem „prestige" coquettiren. —

In der That war die Situation mehr als ernst gewesen. Mitten in unseren politischen Reformen, von frischem Neide, verstärktem alten Hasse und Argwohne zugleich umdräut, mußte man Napoleon den Mund stopfen, mußte seine Rücksicht und Nachgiebigkeit bis zur äußersten Grenze ausdehnen, damit dem Erzfeinde der deutschen Nation jeder haltbare Grund des Uebelwollens gegen uns entzogen werde, und wenn er „patriotische Beklemmungen" fühlte, wenn er in einem Kriege sich dennoch gegen uns Luft machte, dies seinerseits nur mit Verhöhnung jedes Rechts, mit einer Brutalität geschehen konnte, die alle Formen der Civilisation, alle Gesetze der Rechtlichkeit über den Haufen warf! — Auf diese äußerste Kante politischer Gewissenlosigkeit Napoleon zu reduciren, war der Zweck, weshalb Bismarck in König Wilhelms Begleitung nach Paris zur Ausstellung ging und Kronprinz Fritz später die Courtoisie seines Vaters durch seinen Besuch vervollständigte. In diese Zeit fiel der schimpfliche Ausgang der mexikanischen Expedition und das Trauerspiel von Queretaro. — Wie man die äußere Situation zu Paris fand, haben wir schon in „Unserm Fritz" angedeutet, die geheimere innere Lage der Dynastie Napoleon war noch um Vieles schlimmer! — Wir haben mehrfach vorher

11*

gesagt, daß Napoleon für seine Person an dem Kriege Anno 1870 unschuldig war; die verschiedensten Leiter unserer Staatskreise sind darin auch völlig einig. Graf Moltke selbst sprach es offen aus und in dem neuen Generalstabswerk über den französischen Krieg wird geradezu gesagt*): „Napoleon III. scheint eine passive, man möchte sagen **willenlose Rolle** gespielt zu haben." — Schon lange, bevor wir noch diese officiell preußischen Stimmen kannten, war dem Verfasser diese Unschuld Napoleons nicht zweifelhaft, denn er hatte für sie einen Beweis erhalten — und zwar direct aus dem französischen Lager. — Wenn uns Recht ist, im Winter von 1868 bis 1869 war's, als sich ein Mann in Berlin befand, der Napoleon sehr nahe stand, Monsieur Eduard Simon, Redacteur des officiellen imperialistischen „Constitutionell". Simon ist nämlich von Geburt ein Berliner von mosaischer Confession, der damals seine Verwandten besuchte, falls er sonst nichts Schlimmeres noch that. Wir hatten das Vergnügen, mit diesem Manne, der sich Anno 1870 zur Trompete der französischen Kriegspartei machte, eine Unterhaltung zu haben. Auf unsere Frage, ob Napoleon denn wirklich so kriegsgrimmig gegen uns gestimmt sei und ob man in Paris denn glaube, daß der Bonapartismus Dauer haben werde, erwiederte Herr Simon: „Kriegerische Intentionen sind nicht mehr nach des Kaisers Geschmack, er ist zu alt und bequem, um nicht den Frieden zu lieben! Er hat nur das eine Ziel: **seine Dynastie** auf dem Throne zu erhalten. Gelingt es ihm, bis zur Mündigkeit seines Sohnes das Regiment in der Hand zu behalten, so ist der Napoleonismus gesichert! Für dieses Ziel wird er Alles einsetzen, und in ihm liegt die einzige Gefahr — wie die einzige Garantie für den europäischen Frieden!" — Wir glauben schwerlich, daß der Kaiser selber sein Programm klarer hätte fassen können, und wenn eins aus demselben erhellt, ist's, daß er sich somit in den Krieg mit uns treiben ließ, weil er sonst **aus Frankreich getrieben** worden wäre! — —

Noch einmal war das Wetter im Westen beschworen worden,

*) I. Heft, S. 11 desselben.

aber daß man es das letzte Mal beschworen haben werde, war unseren Regierungskreisen klar; nur wann die Eventualität an uns herantreten werde, lag in der Hand der Vorsehung. Daß fortan mit aller Macht bei uns darauf hingearbeitet wurde, die Heeresformation des Bundes gemäß der neuen Verträge mit unseren Verbündeten zu vervollständigen und die politischen Verhältnisse innerhalb Norddeutschlands zu consolidiren, war ein Gebot der Vorsicht. Daß man den Krieg um Luxemburg vermieden hatte, verdankte man auch wesentlich den Bemühungen unsers einsichtigen Gesandten in Paris, des Grafen Heinrich Ludwig von der Goltz. Leider, daß derselbe schon im folgenden Jahre am Zungenkrebs erkrankte und 1870 durch Freiherrn von Werther ersetzt werden mußte. Einen nicht minder treuen und patriotischen Beobachter des französischen Barometers hatten wir an Consul Bamberger. Im Uebrigen mußte man auf die eigene Kraft und die augenscheinliche Verblendung vertrauen, in der sich Napoleon über unsere und seine eigenen Verhältnisse befand. Wie dieselben lagen, wurde später aus den vielfachen Warnungen ersichtlich, welche Oberst Stoffel, der Militärbevollmächtigte Frankreichs in Berlin, an die Tuilerien gerichtet hat. Es gab in Frankreich, trotz aller Eitelkeit, immerhin noch Leute, die schwermüthig in die Zukunft schauten, die ganze Tiefe der seit dem italienischen Kriege geschaffenen Weltlage begriffen. Im Jahre 1867 bereits sagte der bekannte General Trochu zu einem würtembergischen Officier, welcher Paris damals besuchte und — bewunderte: „Mein Theurer, die romanische Race geht ihrer Auflösung entgegen, die germanische ihrer Blüthe! Ihr Volk wird einst an der Spitze der Nationen stehen, wie das meine ehemals gestanden!" — Wer denkt hierbei nicht an den alten Spruch der Athleten: „Morituri te salutant Caesar", — „Kaiser, die Sterbenden grüßen Dich!!" — —

Am 14. Juli war Graf Bismarck zum Bundeskanzler ernannt worden, am 15. August trat der Bundesrath, am 24. August der Reichstag zusammen. Wenige Tage später schloß Exkönig Georg von Hannover von Hietzing aus mit Preußen ein Abkommen, welches nur er nicht als Friedensdocument betrachtet wissen wollte.

Nach Eröffnung des Reichstags wandte sich Bismarck gegen den Socialdemokraten Bebel, der, plötzlich den Patrioten heuchelnd, ausgesprochen hatte, daß man Luxemburgs wegen den Krieg hätte annehmen sollen. Zweifellos paßte ein solcher der Internationalen sehr in den Calcul. Indem Bismarck ihn gebührend abführte, äußerte er: „Der Vorredner fordert damit, daß wir die deutsche Nation in einen Krieg stürzen sollen wegen eines Garnisonrechts, welches wir nicht als zweifellos hinstellen konnten, — wie ich hiermit constatire! Dieses Recht war erloschen und wir hatten, gegen den ausgesprochenen Willen des Souverains in Luxemburg Garnison zu halten, nicht mehr Recht, als wir etwa in Rastatt haben würden gegen den Willen des Großherzogs von Baden. Aus diesem Grunde haben wir vermieden, die Frage bis auf's Aeußerste zu treiben, und ich glaube, Se. Majestät hat sich den Dank der deutschen Nation dadurch erworben, daß Er der für einen kriegsgewohnten Monarchen und ein kriegerisches Volk naheliegenden Verführung widerstanden hat, auf die Gefahr hin, von Solchen, wie der Herr Vorredner, verdächtigt zu werden. Die deutschen Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu' führen oder zu begleiten, und in Folge dessen auch im erhöhten Maaße das Bedürfniß, auf dem Schlachtfelde und im Lazarethe dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, **ohne** sich sagen zu müssen: diesen Krieg hätte ich **mit Ehren vermeiden können!!**" — In der Adreßdebatte am 24. wurde das Verhältniß des Nordbundes zum deutschen Süden erörtert und die „Ueberbrückung" des Main als Wunsch der Nation bezeichnet. Bismarck entgegnete: „daß wir unsererseits jeden Druck, jedes Drängen vermeiden, daß aber, wenn die deutsche Nation in ihrer Gesammtheit, der Süden und der Norden, **die Einheit wollte**, dann, meiner Ueberzeugung nach, keine deutsche Regierung und kein deutscher Staatsmann **stark** genug ist, es hindern zu **können**, keiner — muthig oder kleinmüthig genug sein würde, es hindern zu **wollen**." — In den Verhandlungen der nächsten Tage über den Haushaltsetat und das Bundeskanzleramt erklärte der Graf:

„daß der Bundeskanzler allein verantwortlich sei, und nur der preußische Minister des Auswärtigen dieses Amt bekleiden könne.“ — Die Aussicht auf Einigung mit dem deutschen Süden war inzwischen sehr getrübt worden, namentlich hatte die Haltung Bayerns und seiner Volksvertretung einen höchst befremdlichen Charakter angenommen. Nicht allein war das partikularistische, bundesfeindliche Element in starke Blüthe gekommen und die Bitterkeit des letzten Krieges geflissentlich neu wach gerufen, das ultramontane Element war so herrschend geworden, daß unter diesen Umständen fraglich schien, ob man nicht Bayern mehr als Gegner der deutschen Sache, denn als Genossen in der Stunde der Gefahr zu betrachten haben werde. Die Erscheinungen, welche daselbst in der Presse, wie im Reichsrath zu Tage kamen, beunruhigten den nordischen Reichstag so, daß am 26. October bei der Debatte über den Zoll- und Handelsverein mit dem Süden dieser Stimmung Ausdruck verliehen wurde. „Es ist im hohen Grade wahrscheinlich“, entgegnete Bismarck, daß der bayrische Reichsrath die Zollverträge verwerfen wird. Für diesen Fall stehe ich nicht an, offen zu erklären, daß das Amendement der Herren Braun und Genossen vollständig die Anschauungsweise der verbündeten Regierungen ausdrückt.“ — „Herr Fürst von Hohenlohe hat vollständig Recht, wenn er in der bayrischen Abgeordnetenkammer erklärt hat, ich hätte bei den Verhandlungen gesagt: „wenn Süddeutschland im Stande wäre, einen eigenen Zollverein herzustellen, so würden wir es nicht hindern.“ Die süddeutschen Staaten sind dazu nicht im Stande gewesen, ob sie es sein werden, muß die Zukunft lehren. Daraus aber habe ich nie ein Hehl gemacht, daß die **wirthschaftliche** Gemeinschaft mit der **Wehr**-Gemeinschaft Hand in Hand geht.“ — — „Ich habe das feste Vertrauen, daß die süddeutschen Souveraine und Regierungen sich allezeit zu ihren Worten bekennen werden, auch wenn die Mahnungen des süddeutschen Nationalgefühls minder laut an ihr Ohr schlügen.“ — „Es ist keine Kleinigkeit, wenn in den Zeitläufen, wie sie jetzt in Europa sind, ein kleiner, an sich **europäisch** nicht wehrfähiger Staat sich zu seinem Schutze auf

— ich will keine Ziffer nennen, — die fast unbegrenzte Zahl von Bajonetten berufen kann, die der norddeutsche Bund ihm an die Seite stellen kann." Der Kanzler schloß darauf mit den sehr deutlichen, über den Main gerichteten Worten: „daß, wenn die Bündniß-Verträge in Frage gestellt werden sollten — wir an demselben Tage die **alten Zollvereins-Verträge** kündigen!!" —

Die neue Landtagssession in Preußen hatte mit dem 15. November begonnen, am 27. kam die Uebertragung des Ministeriums des Auswärtigen auf den Bundesetat zur Debatte. Hierbei trat natürlich die Unzulänglichkeit der bestehenden deutschen Halbheit neu in die Erscheinung. — „Ich constatire", sagte Bismarck, „daß ich den jetzigen Zustand als ein Provisorium betrachte, als ein Uebergangsstadium, aus welchem heraus sich eine strenger concentrirte Vertretung des Bundes nach Außen wenigstens auf dem Gebiete der großen Politik zweifellos entwickeln muß." — Er erklärte aber, auf Radowitz's gescheiterte Versuche hindeutend, daß das Gesandtschaftsrecht „eine zarte Frage der dynastischen Empfindlichkeit jederzeit gewesen ist." — Aus diesem Grunde wies Bismarck jeden Druck auf diese „Empfindlichkeit" der Bundesregierungen betreffs ihres Gesandtschaftsrechts zurück, ebenso die Ausfälle, welche auf unser Verhältniß zu Rußland, wie die bekannte feindselige Haltung des sächsischen Militär-Vereins-Kalenders gemünzt waren. Diese ganze Discussion giebt ein sehr klares Bild der Vorsicht und des rücksichtsvollen Taktes, den Bismarck den Bundesregierungen gegenüber innehielt. Ihnen verdankte man gerade in dieser Zeit des „Provisoriums" des neu gegründeten Bundes, daß ihm ein ähnliches Fiasco wie dem alten erspart blieb. Bismarck's Staatsweisheit bestand eben gerade darin, daß er nicht die Verhältnisse machte, also durch Außendruck neue Zustände schuf, sondern daß er die Verhältnisse sich machen ließ und aus ihren Ergebnissen für das Gemeinwesen Nutzen zog; er bewahrte dem beargwöhnten Preußen die Loyalität, strafte die Verleumdung, daß man Deutschland „verpreußen" wolle, Lügen, und führte die Bundescabinete von selber zu den Opfern, welche sie

dem Gemeinwesen zu ihrem eigenen Nutzen zu bringen hatten. Bei Gelegenheit der Debatte wegen Preußens Uebernahme der Verwaltung von Waldeck und Pyrmont kennzeichnete Bismarck „die krankhafte Entwickelung des Souverainetätsprincips in den Kleinstaaten, wie die Gründe des Partikularismus, und stellte ihnen gegenüber den großdeutschen Standpunkt auf: daß alle Lasten und Opfer, welche die einzelnen Staaten übernähmen, eben der Gemeinsamkeit der Interessen, der Einheit des Ganzen zu Gute kämen und jenes deutsche Hochgefühl weckten, in welchem selbst „2000 Deutsche zu Carracas in Südamerika mit Stolz auf die neue Bundesflagge als ein Symbol des **Schutzes** blickten, den der große, **hoffentlich bald alle deutschen Stämme umfassende Bund gewähre!**" Betreffs der Indemnität wegen der Ausgaben pro 1868 versicherte er: „des Königs Wille ist, daß das Indemnitätsgesetz eine Wahrheit **bleibe!**" —

Das Jahr 1868 brachte am 1. Februar die erste und eine heißere Debatte im Landtage, als sonst. Sie betraf die Abfindung der depossedirten Fürsten. So willig die Vertretung auch mit der Regierung Hand in Hand gegangen war, man hatte keine Lust, mit Staatsgeldern Leute zu entschädigen, die nicht blos unsere Feinde sind, sondern es auch in der tückischsten Weise gewesen waren. Bismarck's „Dolch im Rücken" hatte man sich zu Herzen genommen und sah diese Abfindung nur als eine sentimentale Loyalitätsschwäche am unrechten Orte an, der man entgegentreten müsse. Zugleich war die öffentliche Meinung gegen den Exkönig Georg zumal äußerst aufgeregt, denn nicht nur, daß er eine lebhafte preußenfeindliche Agitation in Hannover selber unterhielt, er spann auch von Hietzing aus Intriguen in Paris; Schaaren von jungen Leuten wurden vom heimischen Herde gelockt, um in Frankreich eine hannoversche Legion zu bilden, die bei einem Kriege Napoleons gegen uns mitagiren sollte. Landesverräther mit Staatsgeldern aber belohnen zu sollen, sah die Opposition der Zweiten Kammer nicht ein und trat Bismarck ziemlich schroff entgegen. — „Wenn ich die Herren von dieser (linken) Seite, zum Theil persönlich dieselben, die ich mir im Jahre 1863 und 1864 gegenübersah, — reden höre, so sollte man

glauben, diese Herren hätten Hannover erobert, sie hätten, was noch schwieriger war, Europa mit dieser Erwerbung versöhnt, und wir wären es jetzt, die wir uns in dies Geschäft eindrängten, indem wir in einer ziemlich ruchlosen Weise die Gelder des Staats zum Fenster hinauswürfen! Der Herr Abgeordnete Ziegler hat uns an die Praxis der Römer und anderer fremden Nationen erinnert, wie sie etwa dem Jugurtha gegenüber Platz gegriffen hat. Ich weiß nicht, ob er ernsthaft oder in einem Anfall von Laune gesprochen hat, aber ich muß annehmen, daß es ernsthaft seine Meinung gewesen ist, wir hätten König Georg in den Kerker stoßen und dort verkommen lassen müssen, — sonst weiß ich wenigstens nicht, warum er solche Beispiele anzieht. Dann aber glaube ich, daß die **Zahl** der in Straßburg eingetroffenen Hannoveraner mit Recht eine stärkere sein würde, als sie es gegenwärtig ist. — Der Herr Abgeordnete hat ferner gesagt, unser Verfahren wäre in der Geschichte vollständig unerhört. Ich kann nicht annehmen, daß ihm die Geschichte seines deutschen Vaterlandes in dem Maaße fremd sei, daß er bei einigem Nachdenken die Unrichtigkeit seiner Behauptung nicht selbst einsehen sollte. Ich erinnere an zwei Beispiele von Depossedirungen, die gerade den Norden Deutschlands betroffen haben. Heinrich der Löwe wurde entsetzt als Herzog von Sachsen, aber man ließ ihn nicht in England verkommen und zusehen, wovon er leben werde, sondern man ließ ihm seine Allodien, die aus den Heirathen mit Nordheim, Supplingenburg und Billung'schen Erbinnen an das Welfenhaus gediehen waren und reiche Allodien waren, die dies Haus mächtig genug ließen, später in die Verhältnisse Deutschlands mit **Nachdruck** einzugreifen." — „Ich führe noch ein anderes Beispiel an, welches hier sehr nahe liegt: die Abfindung des depossedirten Kurfürsten (Johann Friedrich) von Sachsen durch Kaiser Carl V.; er bekam das ganze Ländergebiet, in welchem jetzt die **vier** herzoglich sächsischen Häuser eine blühende Existenz führen, und um dieses Gebiet wurde das Kurfürstenthum Sachsen verkürzt!" — — „Es kam für uns auf einen Zweck an",

damit las der Kanzler folgende Notiz vor: „Bei den Verhandlungen über die Vermögensverhältnisse des Königs Georg und des Herzogs Adolph von Nassau ist die politische Auffassung maßgebend gewesen, daß Preußen depossedirten Fürsten nicht mehr Nachtheile zufügen dürfe, als die Sicherstellung der nationalen Gesammtpolitik bedingte. Die Siege des vorigen Jahres, die Opfer, mit denen sie errungen, zur Erlangung derjenigen Stellung zu verwerthen, deren Preußens Beruf nicht entbehren kann, war eine Pflicht, welche der Regierung oblag und aus welcher sie das Recht zu rücksichtsloser Durchführung des Kriegsrechts gegen die Dynastie schöpfte, deren Souverainetät sich als eine dauernde Gefahr für den Frieden eines von demselben Volke bewohnten Ländergebiets erwiesen hatte. Eroberungen oder Gewinne außerhalb dieses höheren nationalen Zwecks zu suchen, lag den politischen Zielen Preußens fern! Dieser Standpunkt mußte der öffentlichen Meinung in Europa, namentlich aber in den Preußen einverleibten Ländern als maßgebend erkennbar werden. Dies war im vollen Umfange nur dann möglich, wenn die depossedirten Souveraine durch ein freiwillig unterzeichnetes Abkommen an den Tag legten, daß sie die ihnen gewordene **Abfindung** als ein **angemessenes Aequivalent** für ihr früheres Einkommen ansahen. Eine vertragsmäßige Einigung mit den depossedirten Fürsten, namentlich mit König Georg, war vom politischen Standpunkte aus höher anzuschlagen, als die Geldsummen, um welche das Abfindungs-Capital etwa hätte vermindert werden können, wenn ein Vertrag **nicht** zu Stande gekommen wäre." — Nachdem Graf Bismarck diese Declaration erläutert hatte und wie die Volksvertretung wahrscheinlich diese Summen nicht für zu hoch erachtet haben würde, wenn man damals mit ihnen den Frieden hätte erkaufen können, fuhr er fort: „Wir haben es vorgezogen, nicht Land, sondern Geld zu bewilligen; ich gebe zu, viel Geld, und es ist mir lieb, daß es **viel** Geld ist!" — Er rechnete dem Hause vor, daß Hannover uns ein Activ-Vermögen, welches sich auf 250 bis 300 Millionen Werth capitalisirte, entgegenbrachte und daß es deshalb doch wohl eine Uebertreibung ad

usum der unverständigen Hörer außerhalb berechnet sei, wenn gesagt wird, „daß durch diese Abfindung, welche von dem ganzen Geschäft mit Hannover unzertrennlich ist, im nächsten Zusammenhange damit steht, Preußen schwere neue Lasten zu Gunsten Hannovers auferlegt würden! Der Herr Abgeordnete Miquèl hat schon angedeutet, daß er die Wirkung dieses Abkommens auf die Versöhnung der Gemüther nicht unterschätze, ja sie als recht erheblich anschlage. Wenn mit dieser Abfindung auch nur ein erheblicher Fortschritt in der Versöhnung erreicht wird, dann hätte ich, meine Herren, noch mehr bewilligt — und wenn der Handel neu zu machen wäre, so gebe ich Ihnen mein Wort, ich bewillige, wenn ich nicht anders die Unterschrift des Königs Georg erreichen könnte, dasselbe, ja noch 10 Millionen mehr, wenn es auf mich allein ankäme." — — „Es wäre möglich, daß ich hier von Uebereilung angewandelt wäre, ich kann sie aber bisher noch nicht erkennen. Ich wiederhole, ich würde das Geschäft neu machen, wenn es heute zu machen wäre. Ist es Ihnen aber mit der Mißbilligung Ernst, dann bitte ich Sie dringend, haben Sie auch den Muth Ihrer Meinung, verwerfen Sie die Sache einfach; Sie werden die Regierung constitutioneller finden, als Sie vielleicht voraussetzen! Es ist natürlich, daß nach einem solchen Votum, nachdem diejenige Regierung, welche diesen Vertrag abgeschlossen und die Unterschrift des Königs dazu erbeten hat, vor der Landesvertretung desavouirt worden ist, diese Regierung die Geschäfte nicht fortsetzen kann! Diejenigen, welche die Maßregel für unrichtig halten und deshalb die Politik der Regierung verwerfen, werden in der Nothwendigkeit sein, ihrerseits zu versuchen — und ich will das Meinige thun, daß es geschieht —, wie die Geschäfte sich ohne den hannoverschen Vertrag anlassen. Sie werden dann volle Gelegenheit haben, den Vertrag aus der Welt zu schaffen, und neue Leute, neue Grundsätze werden freie Bahn haben! Dann will ich nach sechs Monaten wiederkommen und fragen, ob ich Recht gehabt habe, dann werden Sie alle diejenigen Gründe erkannt haben, die zum Abschluß

des Vertrags bestimmten und die ich, **um sie nicht zu nullificiren,** auf der Tribüne nicht öffentlich erwähnen will!" — Nachdem Bismarck erklärt hatte, daß es unmöglich sei, auf die Dauer der Opposition und den widerstreitenden Kräften, die außerhalb dieses Hauses liegen, zu widerstehen, und zugleich das Ruder eines Staats, „wie der jetzige preußische ist", zu führen, — fährt er fort: „Der Vorredner sagte ferner: wenn der König Georg einen Rechtsanspruch hätte, dann würde er wohl im Stande sein, in soweit für den Vertrag zu stimmen. — Nun, der König Georg glaubt seinerseits einen Rechtsanspruch und zwar auf die Krone Hannover zu haben! Er glaubt ihn zu haben, denn meiner Ueberzeugung nach hat er ihm mit **diesem** Abkommen **entsagt** und zwar mit vollem Bewußtsein! Er konnte von seinem Gegner Preußen unter Umständen gar Nichts nehmen, dann war er nach meiner Ueberzeugung als **Prätendent am gefährlichsten** — ein armer Prätendent ist gefährlicher, als ein reicher, ein reicher hat noch **nie** Prätentionen durchgesetzt!" — Ich habe mich blos daran gehalten: welche politischen Vortheile gehen aus dem Abkommen hervor für die Gesammtlage der Politik; zum großen Theile, — gebe ich zu, nicht nur incommensurabele, sondern ich rechne das zu den **Inponderabilien** in der Politik, deren Einflüsse oft **mächtiger** sind, als die der Heere und der Gelder!" — — —

Diese ganze Debatte und Bismarck's Entgegnungen, deren Hauptmomente wir nur heraushoben, geben viel zu denken. Es müssen sehr mächtige Einflüsse gewesen sein, den Kanzler zu bestimmen, an den hannoverschen Vertrag die Cabinetsfrage zu knüpfen und in demselben eine solche Unwägbarkeit, Unberechenbarkeit des Vortheils zu sehen, daß dessen Einfluß ihm über der Macht von Bajonetten und Louisd'oren stand. Daß dem Vertrage von der Volksvertretung zugestimmt wurde, ist bekannt. Die aus ihm fließenden unwägbaren Vortheile kamen also Preußen nunmehr zu Gute. Worin bestanden sie möglicherweise? Worin der Nachtheil, wenn wir diese Inponderabilien nicht hatten? —

Auf Georgs Entthronung blickte die englische Dynastie mit

Groll, denn er war ein Verwandter des dortigen Königshauses. Auf sie blickte das englische Volk mit eifersüchtigem Neide, denn in der friesischen Küste von Hamburg bis Emden besaßen wir das Prävenire in der Nordsee! Außer Skandinaviens verstärkter Antipathie war sowohl dem Hause Habsburg, wie Napoleon eine Handhabe erwachsen, bei Gelegenheit mit uns unter dem Scheine anzubinden, den „Beraubten" wieder in sein Recht einzusetzen, ohne daß es Italien wie im letzten Kriege eingefallen wäre, uns die militärische Balance zu halten. Nachdem durch diesen Entschädigungsvertrag König Georg sich seine Ansprüche aber hatte durch ein tüchtiges Stück Geld abkaufen lassen, fiel jeder moralische Grund für die erwähnten Staaten fort, sich seinetwegen in kriegerische Unkosten zu stürzen, fiel jeder Grund für das hannoversche Volk weg, in einer Erhebung für Denjenigen sein Blut zu vergießen, der es für Geld **losgeschlagen** hatte! Mochte Georg wirklich auch auf eine Invasion mittels fremder Hülfe sinnen, wie er es ja that, — mochte er auf einen bereits ganz nahe gerückten französischen Krieg rechnen, — das war erstens politisch nicht blos gleichgültig, nachdem er den Vertrag einmal unterschrieben hatte, es war sogar für uns ein unwägbarer, unmeßbarer Vortheil. Mochte er doch Legionen gegen uns sammeln, mochte er doch im gegebenen Augenblicke als Partisan Napoleons das Schwert ziehen! Er machte sich dann nicht blos zum Verräther an Deutschland, sondern auch zu einem Betrüger an Preußen, welcher die Bezahlung einsteckte und das bezahlte Gut wieder stahl! Konnte solch Einem sich irgend ein Staat ohne Schamröthe verbinden? Hatte selbst ein Napoleon dann den geringsten Rechtstitel, noch für eine solche Dynastie einzuspringen? — Das waren, scheint es, unsere Inponderabilien, die mehr wirkten, als Geld und Soldaten! Dieser von dem Welfenkönige unterschriebene Vertrag zwang ihn eben, nach fruchtlosen Intriguen, sich still zu halten, als Napoleon gegen uns zog. Das zwang den sonst sehr wenig scrupulösen Cäsar, lieber eine armselige spanische Throncandidatur als Kriegsgrund wider uns vom Zaun zu brechen, als den Namen König Georgs zum Schlachtruf seines Angriffs zu machen! Die

Welfen-Dynastie war somit todt!! — — In selbiger Frist, — im Februar, wo das Verhältniß Hannovers wesentlich Inhalt der Debatten war, setzte man zu Hietzing bei der silbernen Hochzeit des Exkönigs-Paars (19. Februar) die bekannte patriotische Haranguirung in Scene. Während die hannoverschen Legionäre im Süden Frankreichs geheime Exercirübungen anstellten, bereiste Herr Curtis den Rhein, um das „Mainzer Journal", die „Neue Zeitung" in Speier", das „Echo der Gegenwart" in Aachen, die „Rheinische Zeitung" in Köln mit Geld für Napoleon zu dingen, wenn diese Blätter nicht eben ihre deutsche Ehre den goldenen Napoleons vorgezogen hätten! An einem „Rheinfürsten-Bündnisse" ward auch gearbeitet, und wie napoleonisch der bekannte österreichische Botschafter in Paris war, ist kein Geheimniß! Die Minen gegen uns waren alle soweit gelegt, nur das Pulver, was sie auffliegen machen sollte, war durch den Entschädigungsvertrag naß geworden! So viel also war die Hietzinger Unterschrift immer werth! — Daß man dem Exkönige nun die stipulirten Capitalien auch baar auszahle, stand allerdings auf anderm Blatte. So lange man nicht die gänzliche Gewißheit hatte, diese Capitalien würden nicht in Kanonen und Bajonette umgeschmolzen, erhielt die Welfenfamilie nicht einen Groschen, und unser Landtag mußte billig den preußischen Staatsmann bewundern, der das Gute gethan und das Bessere nicht gelassen, der die „Inponderabilien" uns verschafft, das ponderable Geld aber vor der aggressiven Verwendung des Prätendenten asservirt hatte! Hannover, nun preußische Provinz, brachte uns indeß nun einen andern Segen, das Princip der Decentralisation. Es ward Anlaß, daß bei ihm begonnen ward, jeder Provinz ihre Selbstverwaltung und ihr Selbstgouvernement zuzugestehen. Bei dieser Gelegenheit (5. Februar) entwickelte auch Bismarck sein Ideal von der neuen Provinzial-Eintheilung, das ihm schon zu Nikolsburg vorgeschwebt hatte.*) War es auch vielleicht nicht mehr praktikabel, so sah man an ihm nicht blos die kluge Gerechtigkeit des Kanzlers, sondern auch, welche ideellen

*) Bismarck's Rede, Band II. Seite 195—197.

Vorstellungen er von der Freiheit des Volkslebens in dem großen neuen Staate hatte, der unter seinen Händen von Woche zu Woche wuchs! — Ja, von Woche zu Woche, denn am 18. Mai tagte schon das Zoll-Parlament, dieselbe Corporation, von welcher Bismarck als Gesandter in Frankfurt und Petersburg bereits geträumt hatte, dieselbe wichtige Corporation, welche die süddeutschen Regierungen und ihre Völker an „die Fleischtöpfe des Zollvereins“ band und durch die Einigkeit der Interessen die politische Einheit vorbereitete! — Im April trat der norddeutsche Reichstag zusammen. Der Vertrag mit der amerikanischen Union betreffs der Einwanderer gab Bismarck Gelegenheit, seiner Wärme für die Deutsch-Amerikaner Ausdruck zu geben, wie die Wichtigkeit hervorzuheben, welche die deutsche Einwanderung für das Mutterland dem Yankeethum gegenüber habe. — Das abermalige Auftauchen der Diätenfrage ward einem Abgeordneten Anlaß, zu behaupten, daß die Süddeutschen deshalb an uns den Anschluß noch nicht wollten, weil die gegenwärtige Regierung in Preußen nicht auf dem Standpunkte der liberalen Idee stehe. — Bismarck replicirte: „Warum wollen die Süddeutschen nicht zu uns kommen? Nicht, weil wir ihnen nicht liberal genug sind, sondern weil wir ihnen **viel zu** liberal sind. — Das ist der einzige Grund! — Sie lachen, meine Herren, und sehen den einfachen Thatsachen nicht ins Gesicht. Unter den süddeutschen Staaten ist der liberalste von den Dreien unzweifelhaft das Großherzogthum Baden. Dort finden Sie volle Bereitwilligkeit zum Anschluß. Die liberalen Süddeutschen wollen sich anschließen; die sich nicht anschließen wollen, sind die reactionairen Parteien. Ich will diese Parteien nicht **näher** bezeichnen, die jüngsten Wahlen in Süddeutschland haben **sie** klar vor Augen gestellt, und Sie können wohl denken, mit welcher inneren Heiterkeit ich **Ihre** Heiterkeit ansehe und erwiedere, die eine solche Unwissenheit in Bezug auf Thatsachen bezeugt. Wenn wir diesen Parteien, die in Süddeutschland die Oberhand haben, einige Concessionen in reactionairer Richtung machen könnten und wollten, vielleicht gewisse **Bürgschaften**, die augenblicklich vielleicht in dem Nachbarstaate, nach

dem Alle sehnsüchtig hinblicken, zu **Falle** kommen werden, ihnen geben wollten, dann würden wir vielleicht eine süddeutsche Majorität für den Anschluß gewinnen können. Ich lasse unentschieden, ob es ein Vorzug ist, liberal zu sein oder nicht, aber derjenige muß Süddeutschland, Baden ausgenommen, sehr wenig kennen, der nicht weiß, daß sie dort im Liberalismus — ich will nicht sagen ein Menschenalter, wohl aber um diejenige Zeit, die seit der Juli-Revolution verflossen ist, **hinter uns zurück sind!**" — In der That, wer wie wir, noch Anno 1872, also im ersten Jahre des neuen deutschen Reichs, die Liberalismus-Schwäche, die homöopathische Verdünnung gekostet hat, in welcher im deutschen Süden noch immer der freie Geist unserer neuen Weltordnung vorhanden ist, muß billig staunen, wie man von einer nordischen Tribüne, durch eine Berliner Parteibrille, Land und Leute dort anzusehen vermochte. — — Schärfer aber ist wohl nie die politische Psychologie getrieben worden, als bei der Debatte über die Verantwortlichkeit der Beamten der Bundesschulden-Verwaltung. Bismarck sagte: „daß die Furcht, der Charakterschwäche geziehen zu werden, eine deutsche Nationalkrankheit ist, die das Zustandekommen mancher nützlichen Verständigung erschwert!" Noch einmal schlug in dieser Discussion Bismarck den Versuch zu einer parlamentarischen Machterweiterung ab, wie überhaupt die Session am 22. April vor Thoresschluß die alten Geister der alten Kämpfe noch einmal aufeinanderplatzen ließ. Mit ihr endete die Sitzungsperiode. — Das Zollparlament ward am 27. April eröffnet, es tagte bis 23. Mai. Die Sitzung vom 18. d. M. war in sofern die wichtigste, als Bismarck sich über das Verhältniß des Nordbundes zu Süddeutschland aussprach. Die reactionaire Tendenz, welche er trotz des Lachens der Linken am 22. April im preußischen Abgeordnetenhause schon so frappant beleuchtet hatte, trat hier in dem ängstlichen Bestreben auf, die Competenz des Zollparlaments eher zu verengen, als zu erweitern! Nachdem Bismarck dem gegenüber bemerkt hatte: „daß man nicht die leiseste Pression auf die süddeutschen Abgeordneten üben wolle, daß wenn sie sich der Erweiterung der Competenz des Zollparla-

ments widersetzen wollen, sie ruhig ihr Programm, so lange es ihr freier Wille ist, durchführen mögen. Kein Wunsch, keine Bitte, keine Ueberredung werde sie daran hindern." Er erinnerte die Süddeutschen an seine Circulardepesche vom 7. September 1867. — „Wenn Sie dieselbe mit Aufmerksamkeit lesen, so werden Sie sich überzeugen, daß das Programm der Politik des norddeutschen Bundes, an welchem er noch heute festhält, die Selbstständigkeit Süddeutschlands in keiner Weise gefährdet!" — Er gab dessen Vertretern verblümt sogar zu verstehen: daß sie, selbst wenn Süddeutschland wünschen würde, seine Selbstständigkeit aufzugeben, dies doch immer noch „so motiviren" müßten, „daß es auf beiden Seiten **dieselbe** günstige Beurtheilung fände." „Sie halten uns für viel empressirter, als wir es sind!" — Jedem Bestreben aber, die vertragsmäßige Competenz des Zollvereins zu **vermindern**, trat er entgegen und gab den süddeutschen Reactionairen dabei zu bedenken, „daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet!!" —

Der Mai ging zu Ende, auch das Zollparlament verließ Berlins Mauern; Otto von Bismarck's Kräfte waren gänzlich gebrochen. — Wer auf die Summe der Aussprüche allein zurückblickt, die er bisher gethan und erwägt, welche Denkthätigkeit dieselben voraussetzen, — wer von der aufreibenden andern Amtsthätigkeit dieses Mannes den lauernden Intriguen des Auslandes gegenüber, die ihn umgaben, sich einen Begriff macht, muß gestehen, daß selbst ein Riese an Geist und Leib solcher Existenz auf die Dauer nicht gewachsen bleiben könne. Im vorigen Sommer hatte er das reizende Varzin, — sein Tusculum — gekauft. Es lag dem Gute seines Schwiegervaters nahe. Hier hatte er den Wald, den er immer so heiß geliebt, hierher schleppte er sich, müde an Seele und Leib, — um schwer zu erkranken. Wir haben bereits die Bangigkeit beschrieben, mit der das Publikum der Krisis, mit welcher Freude es der Genesung entgegensah. Der bekannte Sturz mit dem Pferde am 21. August brachte ihn abermals aufs Siechbett, ja bis an den Rand des Grabes. — Was war unser Loos, wenn

er damals starb?! — Wir haben nicht den Muth, hieran Betrachtungen zu knüpfen! Gewiß ist jeder Mensch zu ersetzen, keiner so groß und gewaltig, daß die Welt nicht ohne ihn ihren Lauf fortsetzte, — aber es ist gewiß, daß außerordentliche Zeiten auch außerordentliche Menschen bedingen und es ein Werk der Vorsehung war, uns den Mann zu erhalten und uns zugleich zu zeigen, wie nothwendig und werth er uns war. Seine zwiefache Rettung vor Blind's Geschossen und den tödtlichen Folgen dieses Sturzes erhob ihn über das gewöhnliche Niveau einer bloßen politischen Utilität für Preußen und Deutschland. Sie prägte ihm den Stempel höherer Weihe auf, durch die er ein directer Diener, ein unmittelbares Werkzeug der ewigen Weisheit wurde, bestimmt, den Willen derselben auf Erden auszurichten, den Willen: „Setzen wir Deutschland in den Sattel!" —

Bismarck genas, Berlin sah ihn Anfangs December wieder. — Die Landtagssession hatte bereits am 4. November begonnen. Am 9. December bei Gelegenheit der Debatte betreffs Uebernahme des Etats des Ministeriums des Auswärtigen auf den Etat des norddeutschen Bundes und der Gesandtschaften des letzteren ließ er sich eingehender zum ersten Male wieder vernehmen. Er war ganz der Alte. — — Er warnte: „die Consequenzen gleich auf die Spitze der Doctrin zu treiben." — „Die Theorie", sagte er, „ist in der diplomatischen Thätigkeit noch **grauer**, als im gewöhnlichen Leben, und kommt noch weniger zur Geltung!" — Als ein Abgeordneter, wie von Graf Beust und unserer Gesandtschaft in Dresden die Rede war, Oesterreichs liberale Verwaltung und Gesetzgebung als Vorbild pries, schlug Bismarck's köstlicher Humor wieder durch. „Ich glaube", sagte er, „der Herr Abgeordnete hat diese Empfehlungen doch nicht so allgemein geben wollen, daß wir nun auch etwa eine Armee von 800,000 Mann und einen eisernen Bestand derselben für 10 Jahre **fordern** sollten. Ich glaube auch nicht, daß er uns hat empfehlen wollen, den österreichischen Administrativ-Einrichtungen, die das Gegengewicht gegen die zu bewilligende Freiheit der Communen bilden, nachzuahmen. Den Regierungen geht es mit ihrem Liberalismus

wie den Damen, die **jüngste** gefällt immer am **besten!!** Oesterreich ist durch langjährige Zurückhaltung in die Lage gekommen, heute mit demjenigen Liberalismus Epoche zu machen, der bei uns schon in der Hauptsache seit zwanzig Jahren, in vielen seiner Theile bereits seit fünfzig Jahren zu einem überwundenen Standpunkte gehört!" — —

Wir können uns der Beobachtung nicht erwehren, daß, wenn früher Bismarck's parlamentarische Kampfweise mehr schlagfertiger, so zu sagen draufgängerischer Natur gewesen ist, — diese, seitdem er von Varzin gekommen, eine ruhigere, ironischere Form angenommen hat, und die Gestaltung der Dinge scheint uns hierin Recht zu geben. — Der Krieg mit Frankreich lag in der Luft, welcher doch alles Andere, ja — eine neue Weltgestaltung entscheiden mußte! Bismarck sah, daß die preußischen Landtage in ihrer Wichtigkeit nunmehr gegen den Reichstag zurücktraten und einen mehr localen, provinziell-partikularistischen Anstrich erhalten mußten, sah, wie das Zollparlament trotz allem süddeutschen Widerstreben dennoch der Adhäsion an den Norden, der Ueberbrückung des Main auf die Dauer nicht entgehen könne. Diese Wandlungen, welche sich naturgemäß zu vollziehen begannen und gewiß viel rascher vollzogen, sobald erst die Trompeten am Rhein erklangen, mögen ihm wohl eine ähnliche ironische Stimmung verursacht haben, wie uns ja immer befällt, wenn wir das **Zeitliche** und **Wandelbare** hartnäckig ein **ewig** blühendes Leben beanspruchen sehen! Je mehr Bismarck der Großartigkeit seines Lebenszweckes sich bewußt wurde, desto geneigter wurde er eben auch zu politischer Toleranz! — —

Der Krieg mit Frankreich nahte! Die Symptome zu ihm haben wir angedeutet. Ein thatsächlicher Beweis, wie man sich auf ihn gefaßt machte, war, daß im Winter von 1868 zu 1869 Graf Moltke bereits seinen französischen Operationsplan sorgfältig ausarbeitete*), und man sich nicht blos im Norden, sondern auch in Süddeutschland auf diese Katastrophe militärisch einrichtete.

*) Siehe „Graf von Moltke", Heft IV, S. 301.

Andererseits hatte man wohl noch die Hoffnung in unseren leitenden Kreisen, einer neuen Katastrophe werde sich ähnlich wie bei der Luxemburger Frage vorbeugen lassen, Napoleon werde doch immer noch kaiserliche Gewalt genug besitzen, seine sonst eben so schlauen als kühlen Berechnungen würden seiner persönlichen Unlust zum Kriege wirksam genug zu Hilfe kommen, um dem Drängen der ruhelosen Parteien im Lande ein energisches Veto entgegenzusetzen. — Ein Berliner Witzblatt hat seiner Zeit mehrmals Napoleon als kranken Papageien dargestellt, und die marasmatische Melancholie dieses Thieres hat in der That viel Aehnlichkeit mit der Verfassung, in welcher sich Napoleon die letzten beiden Jahre seiner Herrschaft befand; er wollte gerne „leben und leben lassen". Der mexikanische Krieg hatte ihn nicht blos einen sehr unerquicklichen Blick in die Unzuverlässigkeit und Verwilderung seiner Soldateska thun lassen, der Schimpf dieses Feldzuges und Kaiser Maximilians Tod hatte ihm — vielleicht im eigenen Herzen, den besten Theil seiner Selbstachtung und seines Selbstvertrauens, kurz die Energie des Charakters geraubt. Wir glauben sogar, daß er ähnlich abergläubisch gewesen ist, wie Wallenstein und Tilly seiner Zeit es waren, wie alle „Glücksmenschen" es gewöhnlich sind. Aus Mangel an wahrer, innerer Religion glauben sie an ihren „Stern", an das Fatum, das rouge et noir des Daseins. Solche Menschen gerade, — sind sie erst auf den hypochondrischen Standpunkt gekommen, werden weiblichen Einflüssen und einer Frömmelei überaus zugänglich, welche sie einen — zu späten Trost in Fictionen suchen läßt, denen jede Greifbarkeit fehlt. — Auf diesen Punkt mochte Napoleon wohl gekommen sein, sonst hätte er sich niemals von Eugenien und seinen Mameluken übermannen und schließlich in einen Krieg treiben lassen, bei dem er Alles auf eine Karte setzte! —

Am 9. Januar trat der preußische Landtag zusammen, Mitte März tagte der norddeutsche Reichstag, im Juni das Zollparlament, im October abermals der Landtag. Aeußerlich deutete mithin Alles auf eine friedliche legislatorische Thätigkeit, auf den geordneten Ausbau unserer inneren staatlichen Verhältnisse. — Die erste

Sitzung des Abgeordnetenhauses galt der Theilnahme Lauenburgs an der preußischen Staatsschuld und dem preußischen Wahlgesetz. In ersterem Falle nahm Bismarck das Herzogthum in Schutz und sprach sich gegen „die Gewaltthätigkeit gegen ein kleines Land" aus, und daß eine „Pression wegen der Einverleibung unnöthig" sei. In der zweiten Frage zog der Kanzler gegen das Dreiklassen-System zu Felde und bekannte seine Abneigung gegen dasselbe. Indem er ferner die Schwierigkeit auseinandersetzte, so viel parlamentarische Capacitäten zu finden, die in der Lage sein möchten, sich ihrem Lebensberufe zu entziehen, um hintereinander im Landtage, Zollparlamente und norddeutschen Reichstage zu sitzen, also etwa 9 bis 10 Monate im Jahr, machte er die sehr einschneidende Bemerkung: „Wir kommen dann dazu, daß es ein **Beruf** wird, **Abgeordneter** zu sein, wie es ein Beruf ist, Arzt oder Jurist zu sein." — „Wir kommen schließlich dazu, daß wir eine Berufsklasse von Abgeordneten erhalten, die meines Erachtens dann einem büreaukratischen Element allmälig viel näher kommen, als einer lebendigen, mit dem Volk in ununterbrochener Wechselwirkung stehenden Volksvertretung, Gentlemen, d. h. Leute, die nichts weiter zu thun haben, als zu reisen, wenn sie sich nicht etwa ins Parlament **wählen** lassen!" —— Am 29. und 30. Januar, dann im Herrenhause am 13. Februar, kamen die Umtriebe zu Hietzing endlich zu offener Sprache, die Welfenpresse und die hannoversche Legion in Frankreich. Die passendste Antwort auf dies Treiben war die durch Gesetz votirte Beschlagnahme des Vermögens des Exkönigs Georg. Die Enthüllungen, welche Bismarck über das preußenfeindliche, geradezu landesverrätherische Gebahren der Welfenpartei machte*), wie selbst polnische Emigranten für die Legion in Frankreich geworben worden und diese verblendeten Leute auf eine nahe Invasion Napoleons in Deutschland vertröstet wurden, daß Dänemark ebenso hierbei die Hände im Spiele habe, endlich der Kurfürst von Hessen Frankreich offen aufhetze, — solche Anzeichen waren ganz geeignet, den Argwohn der

*) Bismarck's Reden II. S. 239.

öffentlichen Meinung in Deutschland zu wecken, die Volksvertretung wachsam und energisch zu machen. Bismarck hätte dem Landtage vielleicht im Laufe des Jahres noch sonderbarere Eröffnungen machen können. Ist es doch bekannt, daß Frankreich damals mit Oesterreich wegen eines Bundes gegen uns verhandelt hat, — Herr Gramont und Herr Beust haben es uns nun ja freundlichst verrathen! — daß Victor Emanuel heimlich über die Köpfe seines eigenen Ministeriums-hinweg eine Allianz mit Napoleon versuchte und dieser Kreis sich bildender feindlicher Allianzen gegen das neue deutsche Gemeinwesen gerichtet war. Die Intriguen der belgisch-französischen Ostbahn und Frankreichs in der Schweiz, um die Gotthardsbahn zu verhindern, — alle diese Momente kamen im Laufe von 13 bis 14 Monaten zusammen, das Gewölk zu verdichten, welches über Preußens Haupte sich zusammenzog! Der treibendste Dämon, welcher hinter dem Allen stand, war der vom Jesuitenthum regierte Ultramontanismus und die Infallibilität wurde das Resultat des Hasses gegen Deutschland, der Furcht vor dem eigenen völligen Zusammenbruche und des Wahns, welcher durch Ströme deutschen Bluts **Das** zurückzuerobern meinte, was seit Villafranca auf immer für Rom verloren war! Kaiserin Eugenie mit ihren Getreuen, durch sie Napoleon, waren nur die Marionetten dieses finstern Geistes, dem sich schließlich das demokratische **Abenteurerthum** in der Hoffnung zugesellte, bei dem Handel von gré mal gré zu profitiren! — Diesen Dingen im Auslande gegenüber, deren beherrschende Macht die deutschen parlamentarischen Körperschaften nach und nach, denken wir, spürten, steht selbst Das, was Bismarck während dieses Jahres oratorisch Bedeutsames leistete, schließlich nach. Sein Streben war einzig darauf gerichtet, den norddeutschen Bund zu consolidiren, sowohl das Widerstreben der einzelnen Regierungen, wie der Parlamente zu beseitigen. Er trat ebenso für den „berechtigten Partikularismus“ Süddeutschlands in die Schranken, wie für den Großherzog von Mecklenburg, als man gegen dieses Landes Verfassungsverhältnisse Sturm lief. Aus allen Reden Bismarck's, bis sie unterm Rasseln der Kriegs-

trommeln verstummten, klang mit immer neuem Eifer das alte „Seid einig, einig, einig!“ und die wiederholte Mahnung, „rasch zu arbeiten“. Es war, wie wenn ein getreuer Verwalter das ihm anvertraute Haus noch erst **bestellen**, Alles regeln und beenden wolle, damit die Seinen auf das Aeußerste vorbereitet seien!

Dies Aeußerste schien nicht mehr fern! — Nachdem Napoleon in der Verbindung des rothen und mittelländischen Meeres durch den Lesseps'schen Nil-Canal Frankreich ein Ableitungsmittel für seine Eitelkeit geboten hatte, und die Einweihung dieses „Weltereignisses“ von Kaiserin Eugenie unter solenner Betheiligung der Herrscher Europa's oder ihrer Vertreter überaus theatralisch in Scene gesetzt worden war, erfolgte in Paris eine so bedenkliche Schwankung und Schwenkung, daß aus ihr der Krieg mit Deutschland nothwendig hervorgehen mußte, wenn nicht eine Combination ersonnen wurde, dem selbstsüchtigen Egoismus der Parteien eine solche Beschäftigung zu geben, welche auf geraume Zeit ihre Intriguen gegen die eigene Regierung lähmte. — — Die Parteien Frankreichs! Sage man auch immerhin, der Militarismus und die Demokratie, weil sie sich besonders in den Vordergrund drängten, wären in Frankreich allein die Kriegs-Agitatoren gewesen. Gewiß waren sie das, aber die hinter ihnen unsichtbar hetzende, die Gemüther eigentlich beherrschende Partei, war der ultramontane Klerus! Das Jesuitenthum war, inficirend wie die Pest, namentlich in Frankreich eingedrungen. Es hatte bisher alle Parteien, alle Dynastien benutzt, indem es alle verachtete und kein Vaterland, keine Staatsform, keinen Glauben, — keinen Papst selbst anerkannte, sondern nur **sich selbst**, nur, was durch seinen Willen Daseinsberechtigung erhalten hatte! Selbst den Papst erkannte der Jesuitismus **nicht** an, wenn es kein Jesuiten-Papst war, kein Geschöpf von seiner Mache!*) Die französische Geschichte selbst hat das bewiesen, und aus dem Einflusse der Je-

*) Ueber die eigentlichen Zwecke der Jesuiten und die Ursache, weshalb sie darum mit gutem Grunde gegen das Freimaurerthum operiren, werden Andeutungen unter Biographie des Staatsministers von Lutz zu finden sein.
D. V.

suiten auf sie, aus den Plänen, die diese heillose Schaar unbekümmert um Frankreichs Wohl schon vordem verfolgt hat, ist am Besten zu beweisen, welche Wege sie abermals zu gehen gesonnen war, als sie Galliens Kriegslust gegen Deutschland schürte. —

Richelieu wie Mazarin, mögen sie sonst auch zu verurtheilen sein, waren nicht blos Minister gewesen, welche eine wirklich französische Politik getrieben hatten, um das Land groß, sein Königthum unabhängig zu machen, sie waren auch patriotische **Priester**, welche die **nationale** Selbstständigkeit ihrer Kirche in Frankreich sicherten und die gallikanische Kirche schufen. Seitdem der große Ludwig aber in die Krallen der Wittwe Scarron gerathen, Pater La Chaise sein Gewissensrath geworden war, die Jesuiten ihm **gegen** den Papst Innocenz XI. Beistand*) geleistet und Frankreich zu ihrem Hauptlager gemacht hatten, war nicht der „grand Louis" mehr, die Schwarzen waren „l'état c'est moi" — „der Staat bin ich" — geworden. Das Edict von Nantes wurde aufgehoben, die Dragonaden begannen! — Der Plan des Jesuitismus ging damals auf nichts Geringeres aus, als in Westeuropa sich völlig festzusetzen. Deshalb stachelte derselbe Ludwigs eitlen Hochmuth an, machte Louvois zum Geschöpfe seines Willens und ruinirte Colbert's jahrelange, segensvolle Mühe. Der Jesuitismus ließ Melac und Turenne den Rhein wie die Pfalz verwüsten und Straßburg zu Frankreichs Beute werden; die **„gloire"** ward von den Jesuiten **gefüttert!** — Deutschland war indeß ihr nächstes Ziel damals noch nicht, vielmehr Belgien, Holland und Irland, ein **weströmisch** Reich dem **italisch**-römischen **gegenüber!** An diesem Riesenplane, mit Lothringens Eroberung begonnen, — mit demselben alten Plane Philipps II. und Alba's, — zerscheiterte Ludwig XIV. und durch ihn gingen die Stuarts zu Grunde! Wilhelm von Oranien und Marlborough traten beiden Dynastien siegreich entgegen, die heillose Wirthschaft der nachfolgenden Bourbonen aber, wie die große Revolution,

*) Wir bitten, die meisterhafte und merkwürdige Deduction Babington Macaulay's, Engl. Geschichte, Band II., S. 287 bis 294, vorläufig nachlesen und die Parallele ziehen zu wollen! D. V.

machten dieser Fiction völlig ein Ende. Die Jesuiten indeß hatten doch erreicht, sich in Holland, zumal Belgien, und Irland festzusetzen, um von dort aus den Kampf, wenn auch mit versteckteren Mitteln, fortsetzen zu können. — Unter Napoleon III. nun nahmen sie ihren alten Plan wieder auf, obwohl unter veränderten Bedingungen. Sie hatten sich des schwachen Papstes Pius bemächtigt und — nachdem er sonst oft genug gegen das Papstthum operirt, — hatte sich der Orden Loyola's **jetzt so mit** ihm verschmolzen, daß das römisch-katholische Kirchenregiment rein **jesuitisch** geworden war und Pius IX. im Jesuitismus **allein** den Ausdruck römisch-katholischer Rechtgläubigkeit sah. Das Resultat waren Syllabus und Encyclica, die Verdammung der gesammten modernen Weltordnung! Italiens Einheit und Oesterreichs Verlust der Lombardei raubte dieser Jesuiten-Kurie den materiellen Nerv ihrer Macht, Oesterreichs Unglück 1866 aber machte nicht nur der Hoffnung ein Ende, die verlorene irdische Macht durch das Schwert wieder aufgerichtet zu sehen, es flößte der Kurie auch die Furcht ein: die germanische Race, mit ihr aber die moderne Gesittung, werde über die welsche Verkommenheit völlig triumphiren, werde dem Ultramontanismus den letzten Boden entziehen. Als äußerstes physisches Gewaltmittel setzte sie also denjenigen aller europäischen Militärstaaten gegen Deutschland in Bewegung, welcher als unbesieglich galt, als geistige Macht aber das Dogma von der Infallibilität! Napoleon III. sollte Deutschlands leibliches Dasein brechen, die päpstliche Unfehlbarkeit hingegen das geistige der christlich-katholischen Welt, indem dies Dogma dieselbe vor die Wahl stellte, in einem Schisma auseinander zu fallen, oder jesuitisch-gläubig zu sein! — Diese welsche Partei, allmächtig in Frankreich geworden, ging indeß nicht direct zu Werke. Es handelte sich für sie ja nicht um das Deutschland jenseits des Rheins **allein**, sondern um Bekämpfung der germanischen Race überhaupt, also um Holland und England zugleich mit. Deshalb ging sie auch unter Napoleon III. denselben alten Weg, wie unter Ludwig XIV.: den Rhein zwar zu occupiren, zunächst aber Belgien und Holland französisch zu machen.

Diese Versuche waren zuerst nach Nikolsburg, dann in der Luxemburger Frage ernster gemacht worden, die Forderung, welche Benedetti jetzt in Berlin stellte: Preußen solle Napoleon „die Erwerbung von Luxemburg erleichtern", bezeichnete das ganze Rayon, auf welches Frankreich seine Eroberungsplane ausgedehnt hatte. — Napoleon hätte sich selbst sagen können, daß dieser Plan von Preußen und Deutschland nicht blos nicht gebilligt, daß dessen Ausführung auch von Rußland, England und den Niederlanden unmöglich geduldet werden konnte. Wenn Oesterreich auch wirklich geneigt erschienen wäre, an Frankreichs Seite Vergeltung für 1866 zu üben, es hätte von einer Verbindung mit ihm doch zurücktreten müssen, die einen Weltkrieg im verwegensten Sinne des Worts im Gefolge haben mußte. Machte Napoleon III. dennoch diese Versuche wider jede gesunde staatsmännische Vernunft, so konnte er es eben willenlos nur thun, gedrängt vom Jesuitismus, mit der Militär-Partei im Bunde. Der Wucht dieser beiden Parteien zu entgehen, warf Napoleon sich Anfang 1870 dem Liberalismus in die Arme und ernannte das Ministerium Ollivier! Es war der Schritt zu seinem sichersten Verderben! — Siegte Napoleon nämlich, so hatte eben auch der Liberalismus im Cabinet gesiegt, die Partei befand sich dann also sicher nicht schlechter als vorher; verlor Napoleon, dann war das Kaiserthum hin und die ersehnte Republik Wahrheit! So machte bei diesem Kriege wirklich auch die Demokratie das beste Geschäft und, von den Mameluken **aller** Farben umdrängt und gehetzt, zwischen die Drohung „Krieg oder Revolution" gestellt, wählte der Cäsar den ersteren, kniff die Augen zu und — that sein salto mortale! Die Kutten und die Libertins, die „schwarze und die rothe Internationale", hatten eine wilde Ehe geschlossen: ihr **Bastard** war der Eroberungskrieg gegen Deutschland!! — —

Wie die Stellung und Macht der Parteien in Frankreich beschaffen war, welche Absicht man in den leitenden Kreisen von Paris gegen uns hegte, wußte man bei uns ziemlich genau, **wann** man das Schwert dort ziehen werde, auf welchen Vorwand hin, da man Napoleon doch alle ehrlichen Vorwände genommen hatte,

wußte Graf Bismarck gewiß **nicht.** Der Kriegsvorwand, die spanische Kroncandidatur, fand also Jedermann in Deutschland unvorbereitet. — —

Die Legislatur in Preußen begann 1870 mit der Discussion betreffs des Bremer Vertrags im Abgeordnetenhause und in der Ersten Kammer wegen Vertagung und Wiederzusammentritt des Landtags. Während in ersterer Versammlung Graf Bismarck auf die nationale Einheit, welche der früheren geographischen Zerrissenheit gegenüber angebahnt sei, hinwies, setzte er im Herrenhause das nunmehrige Doppelverhältniß auseinander, in welchem Preußen lebe, wies auf die nöthige Decentralisirung der Geschäfte hin und warnte vor einem „zu preußischen Partikularismus". Kurz vor Schluß der Session erklärte sich der Minister-Präsident auch über die Verwendung der Eisenbahn-Anleihe 1867 zu anderen Zwecken und rief des Hauses Indemnität an. Er setzte hierbei die Organisation der Ministerien, den Grad ihrer Verantwortlichkeit, wie seine eigene Lage auseinander, und erklärte, daß das Haus in dem neuen Finanzminister von Camphausen „einen treuen und streugen Wächter des constitutionellen Rechts auf seinem Posten finden werde." — Der Landtag war geschlossen, seine Mitglieder trennten sich, ohne zu ahnen, daß sie unter ganz anderen Weltverhältnissen sich wiederfinden würden. — Am 14. Februar trat der norddeutsche Reichstag zusammen. Wie stark der Zug der Sehnsucht, den Main zu überschreiten, hervorbrach, beweist bereits die Discussion am 24. Februar betreffs Badens Aufnahme in den Bund. Für die Haltung Bismarck's, für seine Sorge Frankreich gegenüber spricht klar genug die Rigorosität, mit welcher er diesen Antrag desavouirte, welcher ihm zu anderen Zeiten sicher doch ganz von Herzen gekommen wäre. Er erklärte, daß er diesem Antrage „völlig fremd, er für ihn überraschend sei, er ihm im höchsten Grade unerwünscht käme, er ihn für einen politischen Fehler halte!" Er bedauert die Politikmacherei der Parlamente, erwähnt der nationalen Gesinnung Badens und seiner Regierung, und indem er zu der Betrachtung übergeht: „ob es besser sei, wenn Baden noch nicht in den Bund

träte, oder wenn es jetzt schon geschähe", meinte er, letzteres würde so viel heißen als: „den Milchtopf absahnen und das **Uebrige sauer** werden lassen!" — Niemals ist ein Bild drastischer und bezeichnender gewählt worden. Hätten die Antragsteller, nach Bayern geblickt, wo Hohenlohe sich gegen die ultramontan-partikularistische Mehrheit der Vertretung zu wehren hatte, eine Mehrheit, welche ihn bald darauf zurückzutreten und Graf Bray das Portefeuille zu überlassen zwang, hätten dieselben die „Verpreußungsfurcht", wie sie damals in München herrschte, gewürdigt, dann hätten sie auch erkannt, daß die süddeutsche „Milch der frommen Denkart" bereits schon sehr **sauer** zu werden anfing, obwohl man den badischen „**Rahm**" noch **nicht** abgesahnt hatte!! Dies Beginnen, Frankreichs Gesinnungen gegenüber, wäre nahezu verhängnißvoll und zwar für Baden selbst geworden. Deutlich genug deutete der Graf darauf hin, daß dies wenigstens der verkehrteste Weg sein würde, zu Deutschlands Einheit zu gelangen! —

Am 1. März kam die Abschaffung der Todesstrafe zur Discussion und Bismarck erhob sich, um gegen die Abschaffung derselben zu sprechen. Wir haben hier nicht zu untersuchen, wie weit das pro und contra gerechtfertigt ist, Humanität und Nothwendigkeit ringen bei dieser schweren Frage ja lange schon mit einander. Für das Verständniß von Bismarck's Charakter aber, seines inneren Lebens, mußte bedeutsam sein, daß er bei dieser Gelegenheit seine sittliche und religiöse Anschauung zu Tage brachte, und uns so einen psychologischen Einblick in sich selber gestattete. „Wenn ich", sagte er, „den Eindruck, den ich von der Discussion habe, resumire, so ist es einmal der einer Ueberschätzung des Werths bei den Gegnern der Todesstrafe, welchen sie dem Leben in dieser Welt, und der Bedeutung, welche sie dem Tode beilegen! — Ich kann mir denken, daß Jemandem, der an eine **Fortsetzung** des individuellen Lebens nach dem leiblichen Tode **nicht** glaubt, die Todesstrafe **härter** erscheint, als Demjenigen, der an die Unsterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele **glaubt**; aber wenn ich der Frage näher ins Auge sehe, so kann ich auch das

kaum annehmen. Für Jemand, der des Glaubens nicht ist, — **zu welchem ich mich von Herzen bekenne,** — der Tod sei ein **Uebergang** von einem Leben in das andere, und wir seien im Stande, auch dem schwersten Verbrecher auf seinem Grabe die trostreiche Verheißung zu geben: Mors janua vitae —, für Jemand, der diese Ueberzeugung nicht theilt, müssen die Freuden dieses Lebens einen **solchen** Werth haben, daß **ich** ihn fast um die Empfindungen, die sie ihm bereiten, beneide! Er muß einer Beschäftigung leben, die für ihn so **befriedigende** Erfolge aufweist, daß ich seinen Gefühlen darin **nicht** zu folgen vermag, wenn er mit dem Glauben, daß seine persönliche Existenz mit diesem leiblichen Tode für ewig abgeschlossen sei, wenn er es mit **diesem** Glauben überhaupt der Mühe **werth** findet, **weiter zu leben!!**" Bismarck mahnt an Hamlets tragischen Monolog und äußert: „Ich habe hier das Gefühl gehabt, daß das Wort des Dichters: und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein — und das andere Wort: daß das Leben der Güter **höchstes nicht** ist — bei uns in merkwürdige Vergessenheit gerathen, in einem Wuste von, meines Erachtens, **falscher** Sentimentalität begraben worden ist!" — — Geben uns diese Worte, von diesem Manne mit unerschütterlichster Ueberzeugung gesprochen, nicht das Bild eines Charakters, der an die Hoheit und Würde der Alten, an die Weltverachtung der ersten Christen streift, welche mit Todesruhe den schauderhaften Trichter des Colosseums zu Rom betraten, aus dem sie ins Reich der Lebendigen nie wiederkehrten? Wem je vergönnt gewesen, Bismarck in seinem Familienleben zu beobachten, und wie dieser Mann des Ewigen im Zeitlichen sich bewußt ist, der wird auch begreifen, daß nur solch einem sturmfesten Charakter das Werk gelingen konnte, woran die deutschen Völker bisher vergebens gearbeitet, was deutsche Geister vergebens ersehnt und erstrebt, für welches deutsche Männer auf so viel blutigen Gefilden das hingegeben haben, was der Güter **Höchstes — nicht** ist! — Daß damit die Frage der Todesstrafe nicht erschöpft worden, Bismarck's Argumente, wenn sie der Verbrecher

auf sich selbst anwendet, — nicht minder schlagend sich **gegen** die Todesstrafe richten lassen, scheint uns gewiß! — — In der Sitzung vom 1. April, da über den Beitrag aus dem preußischen Budget zum auswärtigen Amt des Bundes plaidirt wurde, berichtigte er wiederholt die Schärfe der Aeußerungen, deren man in der Conflictzeit ihn geziehen hatte. Am 23. und 24. Mai kam das Thema der Todesstrafe nochmals auf die Tribüne, am ersten Tage in der Frage: „ob dieselbe da, wo sie im Bunde abgeschafft sei, wieder eingeführt werden solle", — am nächsten Tage: „ob der Mordversuch gegen das Bundesoberhaupt und die Fürsten mit dem Tode zu bestrafen sei." In der ersten Discussion erhob Bismarck die Fahne der deutschen Rechtseinheit, wies nach, daß man aus der „Quelle des Bundesrechts nicht **zweierlei** Wasser fließen lassen könne", und es sich hier weniger um Sympathie oder Antipathie für die Todesstrafe, als um Gemeinsamkeit des Rechtsbewußtseins selbst handle. Er beschwört das Haus, den Geist der Gleichheit vor dem Gesetz, der Gemeinsamkeit nicht durch den Partikularismus der Staaten noch der Parteien erlahmen zu lassen. „Wir werden mit eisernem Schritte **zermalmen**, was der Herstellung deutscher Nation in ihrer **Herrlichkeit und Macht entgegensteht!**" Schon war dieser Ausruf Bismarck's, der jubelnd begrüßt wurde, sowohl über den Main, wie über den Rhein gerichtet! Schon grollte der Sturm im West und zog heran. — Einen Tag nach dieser Discussion bereits sah man sein erstes leises Wetterleuchten! Der Gesetzentwurf wegen der Gotthardbahn ward eingebracht. Bismarck empfahl das Project mit den Worten: „Es müssen gewiß die verbündeten Regierungen **tief** durchdrungen sein, daß die politischen Interessen es empfehlen, zwischen Deutschland und Italien eine Verbindung zu schaffen, welche lediglich von dem neutralen Zwischenlande der Schweiz abhängig ist, und **nicht** im Besitz einer der großen europäischen Mächte sich befindet! Die Rücksichten müssen von besonderer Wichtigkeit gewesen sein, welche sie zu dem ungewöhnlichen, ich glaube beinahe **nie** vorgekommenen Vorgehen einer Regierung führte: Ihnen eine erhebliche Geld-

ausgabe für eine außerhalb Deutschlands, nicht nur außerhalb des norddeutschen Bundes, liegende Eisenbahn zuzumuthen! Die Rücksichten, welche die Regierungen zu so ungewöhnlichem Verfahren bestimmen, sind aber, wie ich glaube, so auf der Hand liegend, so oft erwogen und zum Theil so **delikater** Natur, daß ich Sie bitte, mich davon zu dispensiren, sie hier nochmals darzulegen." Die Gotthardbahn war ja die strategische Einigungslinie zwischen Deutschland und Italien, ein Project, welches Frankreich zu Grabe zu tragen wünschte, weil ihm unsere Alliirung mit Italien nicht nur seit 1866 verhaßt war, sondern weil sie die jetzigen Pläne Napoleons zu paralysiren drohte! —

Am 26. Mai hatte der norddeutsche Reichstag Berlin verlassen; König Wilhelm trat seine Kur in Ems an, der sehr leidende Bundeskanzler hatte sich in den Waldfrieden von Varzin zurückgezogen. So höchst verdächtig auch war, was in Frankreich vorging, daß nach kaum sechs Wochen aber schon die Kriegsfurie Alles aufscheuchen und wieder in Berlin vereinen werde, lag völlig außer aller Berechnung. — Wie der Krieg äußerlich angezettelt worden, ist bekannt, daß er unter besonders trüben Auspizien für Preußen sich anzulassen schien, war aus der Haltung Bayerns ersichtlich. Hohenlohe war der ultramontan-preußenfeindlichen Majorität gewichen! — Wenn man das Benehmen derselben, wenn man das feindselige Vorgehen des bayrischen Klerus*), das Hetzen seiner Parteiblätter, die mit aller Kraft nun in Rom betriebene Proklamirung der Infallibilität und das Wühlen der ultramontanen Kriegspartei in Paris zusammenhält, dann könnte wohl Jeglichem die Muthmaßung kommen, daß alle drei Erscheinungen eine Ursache hatten und der allgemein entbrennende Kampf des Jesuitenthums an der Spitze der welschen Race gegen die sich vollziehende Unabhängigkeit und Einheit Deutschlands eben diese bewegende Ursache war. Der eigentliche Commandeur war Pater Bekx, — Pius IX., Louis Napoleon und die süddeutsche Klerisei waren dessen dienst-

*) Siehe die Biographien König Ludwigs und von Lutz.

beflissene Adjutanten! — Wie siegessicher man war, „welche Infallibilität des Säbels“ Frankreich sich zutraute, zeugte nicht blos der Kaiserin Eugenie Benehmen, auch der Kaiser selbst ward schließlich von Leboeuf's „Erzbereitschaft“ verblendet. Seit den Erklärungen des „Temps“ ist es kein Geheimniß mehr, daß, als Napoleon schon nach Metz gegangen war, man im Hoflager bereits sehr ernsthaft den Triumphzug in Paris berieth. Der Kaiser hatte bereits das Programm entwerfen lassen. Die mächtigen Decorationsstücke waren in Arbeit und im Gardemeuble hatte sich ein ganz neuer Thronhimmel von goldgestickter Seide vorgefunden, unter welchem Napoleon, der neue Alexander und König der Könige, in die Notredame schreiten wollte, dort das **Tedeum** zu hören!!“

In diesem Kampfe gegen Deutschland blieb Italien vorerst neutral. Was auch verwandtschaftliche Sympathien Victor Emanuels als wünschenswerth erscheinen lassen mochten, über Versuche gingen dieselben nicht hinaus. Abgesehen, daß die Italiener Napoleon nicht liebten, den Kaufpreis nicht vergaßen, welchen er ihnen abgerungen hatte, sie hätten ja ihrem **eigenen** Principe der Unabhängigkeit und Einheit ins Antlitz schlagen, auf Rom für ewig verzichten müssen, wenn sie an einem andern Volke bekämpft hätten, wofür sie **selber** gestritten hatten; noch dazu einem Volke gegenüber, was ihnen erst kürzlich Venetien eingebracht hatte, dessen Niederlage sie aber wahrscheinlich mit der Romagna und Lombardei zu entgelten gehabt hätten. — Oesterreich hielt sich gleichfalls zurück. Der Anlaß zum Kriege war gar so plump gewählt, die Beleidigungen zu Ems waren so völlig unerhört, — nicht blos in den Annalen der diplomatischen, sondern auch denen der gewöhnlichen guten Sitte gewesen, daß alle Herzen in Unwillen erglühten, daß selbst Diejenigen sich schämen, in Preußens König die deutsche Ehre geschändet erachten mußten, welche bisher mit äußerstem Widerwillen nach dem Norden und Berlin geblickt hatten. Allerdings wissen wir durch Herrn Gramont jetzt ziemlich sicher, daß Beust in alter Geschäftigkeit uns hinterrücks seine alte Liebe an den Tag legen wollte; auch mögen

hohe Ohren wohl seinen Winken vorübergehend gelauscht haben. Indeß bei den Ungarn war schlechte Lust zu marschiren, die Deutsch-Oesterreicher aber opponirten so deutlich zu unseren Gunsten, daß der habsburgische Degen in der Scheide blieb. Nicht zu leugnen ist, dazu gehörte eine ehrliche Selbstüberwindung! — Als der Thronverzicht des Prinzen von Hohenzollern-Sigmaringen, statt ein Beruhigungsmittel für die französische Kriegslust zu werden, nur deren Frechheit verstärkte, gährte Deutschland rings in Wuth! Mochte die ultramontane Partei in Bayern noch so stark auf den Grafen Bray-Steinburg gerechnet haben, er war, wie Minister von Pranckh, im Grunde seiner Seele ein treuer, wahrhaft deutscher Mann! Allen vorauf aber schüttelte der Löwe von Wittelsbach die königliche Mähne, Ludwig II. selbst gab an jenem denkwürdigen 15. Juli für Süddeutschland die Parole: „Wir gehen gegen den Erzfeind mit!" und meldete seinen Willen nach Berlin. — Die stolze Stunde schlug:

„Wo **Zorn** vertilgt den **welschen Tand**,
Das ist des Deutschen Vaterland!
Das soll es sein! Das soll es sein!
Das **ganze** Deutschland soll es sein!" — —

Wohl hatte seit lange schon jeder Eingeweihte geahnt, daß nur durchs Schwert sich Germaniens Kinder, nur durch Noth und Gefahr allein zusammenfinden würden, aber daß hierzu Napoleon III., kurzsichtig wie sein Onkel, selber die Hände bieten, daß in diesem Kampfe Frankreichs Grenze vom Rhein bis hinter die Vogesen verlegt, das Weltregiment aus seinen alten Angeln gehoben und in Deutschland seinen Schwerpunkt finden würde, das war ein Ereigniß, welches kein menschliches Auge voraussehen, keines Hirnes Witz vorahnen konnte. — Wenn Graf Bismarck auch auf die Vertragstreue Süddeutschlands gerechnet hatte, so doch nimmer auf dieses rückhaltlose Zujauchzen, auf diese flammende Erhebung von allen Seiten! War auch dadurch nun wirklich das Längstersehnte thatsächlich erreicht, die deutsche Einigung, — wußte man auch, daß Frankreich so plötzlich uns nicht überfallen könne, wie seine übermüthige Herausforderung

alle Welt befürchten ließ, — das wußten wir doch, daß wir dem kriegerischesten, sieggewohntesten Staate von ganz Europa gegenüberstanden, ein verzweifeltes Ringen unter Strömen von Blut bevorstehe und — wie Bismarck in der Kammer schon gesagt hatte — nach dem Siege von 1866 unser **Einsatz** im Spiele um so **höher** sei, wir also jetzt weit Größeres denn damals zu verlieren hatten. Die deutsche Einmüthigkeit wurde die erste ungeheure Enttäuschung für Napoleon! Dies Zusammengehen mit dem Norden aber, wir müssen es bemerken, legte von vornherein dem ohnehin bedrohten deutschen Süden ein nicht leichtes Opfer auf. Nach vereinbarter Abmachung*) mußten Baden, Würtemberg und Bayern nämlich den Oberrhein, damit also die eigenen Staaten von ihren Truppen entblößen, um am Mittelrhein zwischen Mannheim und Carlsruhe als III. Armee unter dem preußischen Kronprinzen sich vereinen zu können, und es ist nicht zu leugnen, daß in den ersten zehn bis zwanzig Tagen Baden wie die bayrische Pfalz **entschieden** in großer Gefahr schwebten! —

Indeß strömte Alles in Berlin zusammen. Der Reichstag, plötzlich entboten, eilte zu seiner Pflicht. Das Gefühl der Einmüthigkeit und Begeisterung schwellte alle Herzen, die Maingrenze war ein untergegangener Begriff. Wie in solchen Zeiten die Ereignisse mächtiger sind als die Menschen, zeigten die Sitzungen des norddeutschen Reichstages. Weniges, rein nur den äußeren Gang der Sache Betreffendes war's, was Bismarck erörterte. Es blieb keine Zeit mehr zum Reden, nur zum Handeln. Mit imposanter Einigkeit bewilligte der Reichstag den norddeutschen Regierungen die Mittel zum Kriege und wurde am 21. Juli im Sitzungssaale selbst durch den Kanzler geschlossen, der ihm den Dank des Bundesoberhaupts für seinen Patriotismus verkündete. — Alles stob auseinander, die Kanonen, — nicht mehr die Zungen sollten reden, das Schwert an die Stelle der Feder treten! Drei Tage vor diesem Reichstagsschluß war das Infallibilitäts-Dogma

*) Siehe: Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg, I. Heft.

in Rom verkündet worden. Es verhallte unter dem Jubel, mit dem ganz Deutschland an die Grenzen zog! —

Bereits hatte Kronprinz Fritz sich zur (III.) süddeutschen Armee, Prinz Friedrich Carl an die Spitze der II. Armee nach Mainz, General von Steinmetz in das Hauptquartier der I. Armee begeben, als am allgemeinen Buß- und Bettage Bismarck die Welt durch jenen Vertragsentwurf Benedetti's überraschte, in welchem Napoleon Luxemburgs Einverleibung in Frankreich verlangt hatte. Das Schriftstück selbst ist zu bekannt, um es hier zu wiederholen. Wenn vorher schon die englische wie amerikanische Presse sich über Frankreichs brutales Vorgehen tadelnd geäußert hatte, nachdem diese Niedertracht bekannt geworden war, hielt es jede ehrliebende Regierung, selbst wenn sie nicht deutsch-freundlich war, doch unter ihrer Würde, sich zum Verbündeten eines Napoleon zu machen! —

Das Kanzleramt folgte König Wilhelm ins Feld und auf seinen Siegeszügen. — Die Tage von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken hatten dem Ministerium Ollivier-Gramont ein schnelles Ende bereitet. Napoleon hatte den Oberbefehl zu Metz in Bazaine's Hände gelegt, Graf Palikao ein neues Cabinet gebildet, Trochu die Vertreibung aller Deutschen aus Paris decretirt; vollendete Kopflosigkeit beherrschte die französische Metropole. Nur ein großartiger Sieg der französischen Waffen konnte den Sturz der Dynastie Bonaparte's aufhalten, und schon lauerten die Orleans in Brüssel, um die Erbschaft einer Krone anzutreten, welche sich nach jeder Richtung hin in den Augen Europa's beschimpft hatte. Nach diesen beiden ersten Siegen hatte Bismarck bereits Benedetti's Brief (vom 5. August 1866) veröffentlicht, in welchem Preußen zugemuthet worden war, Mainz und Landau preiszugeben. Diese Entdeckung füllte das Maaß der Verachtung gegen Napoleon III. bis zum Rande. — — Wenn gesagt worden ist, daß für den Ausgang des Krieges deutscherseits vornehmlich der Tag von Mars-la-Tour und St. Privat entscheidend gewesen ist, für die Politik Bismarck's wurde es doch vorwaltend der Tag von Sedan. Die berühmte Depesche von Rezonville, die Scene

Bismarck's mit Napoleon vor Donchery, welche mit des Exkaisers Abreise nach Wilhelmshöhe endete, sind unter dem Leben des Kaisers geschildert worden. Zu bemerken ist nur noch, daß der unlängst im „Figaro" veröffentlichte Brief des Fürsten an seine Gemahlin, am Tage von Sedan geschrieben, welcher mit den Worten beginnt: „Mein liebes Herz!" echt ist. Der Fürst schrieb ihn wirklich und sendete ihn ab; er ward unterwegs — wahrscheinlich durch Freischützen — aufgefangen und kam so durch dies französische Blatt zur Veröffentlichung. — Nicht wenige Stimmen hat es damals gegeben, welche die „gute Behandlung" des Exkaisers empörend fanden. Im ersten Zorne, hätte man, glauben wir, gewünscht, ihn zu Spandau in die bekannte Livree gesteckt zu sehen. Weder vom menschlichen Standtpunkte aus wäre das anständig, noch eines sieghaften Königs würdig gewesen. Eine solche Behandlung hätte dem Bonapartismus in Frankreich nur erneute Stärke gegeben, und wenn man die Intriguen näher verfolgt, welche des Exkaisers Partei nach noch nicht zwei Jahren Friedens in keckester Weise spann, wenn man erwägt, daß Napoleon im Heere wie auf dem platten Lande, besonders unter dem Klerus aber noch heute sehr viel Anhänger zählt, — daß, wenn die Republik früher oder später zu Grunde geht, es überaus *fraglich* sein dürfte, welche Dynastie für Frankreich genug *Lebensfähigkeit* besitzt, dann könnte man es nur als einen Akt hoher politischer Klugheit anerkennen, daß man gegen den Exkaiser zu Sedan rücksichtsvolle Höflichkeit beobachtet hat. — In Napoleon III. fiel eben *ein Princip*, — das der welschen Uebermacht in Europa, und Principien beseitigt man nie, indem man seine Träger malträtirt, denn man ertheilt dadurch denselben eine *unverdiente Weihe*. Das Kaiserthum, das romanistische Prestige war hin, man verbeugte sich vor ihm höchst artig und wendete dann den Rücken. — Jetzt ist der dritte Napoleon todt; er starb — zu vielleicht *verhängnißvoller Stunde* (12. Januar 1873)! — In seinen letzten Tagen, sagen öffentliche Blätter, soll er sein italienisch Einheitswerk *bedauert*, es *ungeschehen* gewünscht haben. Diese Nachricht glauben wir

absolut, schon um ihrer inneren Wahrscheinlichkeit willen. Sicher ist, wenn Eugenie und ihr Sohn je ans Ruder kommen sollten, dann wird sie Italiens größeste Gegnerin sein und Frankreich mit der Kutte zu regieren streben, wie Wittwe Scarron schon vor ihr gethan. Leider wird sie den „rothen Prinzen" zum Concurrenten haben, der auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Napoleons I. und III. mittels der Republik auf den imperialen Thron zu kommen hofft. Wir können es abwarten! —

Daß das Kaiserthum untergegangen war, bewies Paris sofort. In der Nacht vom 3. zum 4. September theilte Palikao in der Deputirtenkammer die Katastrophe von Sedan mit, Jules Favre beantragte: den Kaiser und seine Dynastie der Regierung verlustig zu erklären. Lautlos ging der Neffe dem Onkel nach! — Eugenie floh, am andern Tage war Frankreich eine Republik und Trochu ihr Präsident. Wie Spreu waren der Senat, der ganze Apparat des kaiserlichen Schein-Constitutionalismus verflogen. — Die im Chaos der Leidenschaften, unter dem Eindrucke grenzenlosesten nationalen Unglücks erstandene Republik trug und trägt in diesem Augenblicke noch allen Krankheitsstoff in sich, den sie in der Stunde ihrer Geburt überkam. Sie ist denn auch jeden Augenblick in der Gefahr, daß irgend wo bei ihr die Scrophulose ausbricht und ihr junges Leben endet. — Der „Kampf bis zum Aeußersten" wurde beschlossen, sämmtliche Pariser Abgeordneten zu Mitgliedern des Vertheidigungs-Comités ernannt. Die „Freischützen", bereits schon in Organisation begriffen, gaben der Sache eine bedeutende Romantik, so Etwas von Sport auf „prussiens". Die Lächerlichkeit paarte sich mit der Wuth, die Phantasterei mit der Gemeinheit, und aus diesem Conglomerat also bewegter Volksmaterie wähnte Frankreich jene Bataillone zu gebären, welche Ende des vorigen Jahrhunderts den Deutschen die nackte Brust entgegengereckt hatten, aus denen der erste Napoleon seine eisernen Colonnen schmiedete. — Der Krieg, das wußte Bismarck seit der Unterredung mit Napoleon zu Sedan, mußte fortgesetzt werden, der Gegner Deutschlands hatte nur seine Physiognomie, seine Firma und Kampfweise gewechselt. — Es scheint, daß sich damals die

Franzosen einbildeten, es genüge, die Dynastie Napoleons zu verjagen und die Republik zu proklamiren, um Frieden zu haben. Indem sie Napoleon als die Wurzel alles Uebels bezeichneten, auf ihn alle Schmach und Verantwortung des Krieges abwälzten, glaubten sie, daß sie nun aller Welt als Lämmer erscheinen müßten, wir uns daher beeilen würden, ehrfurchtsvoll „Kehrt" zu machen und den „heiligen" Boden vom Druck unserer unreinen Sohlen zu befreien. War doch schon die Frechheit, mit der Deutschland es überhaupt gewagt hatte, Frankreich zu besiegen, Grund genug für dasselbe zu ewigem Hasse, wie sollten wir uns erkühnen wollen, denselben ferner auf uns zu laden, indem wir die grande nation noch schwerer beleidigten. Deshalb erklärte auch Jules Favre in einem Rundschreiben: „Wenn Preußen, trotz seiner Erklärungen, nur die Dynastie, nicht Frankreich zu bekämpfen, den Krieg fortsetze, so werde man das acceptiren, aber weder einen Fuß breit Land noch einen Stein Festung abtreten. Paris, ganz Frankreich würde den Krieg fortführen." — Dieser Irrthum wurde Frankreich durch zwei Circular-Depeschen des Grafen Bismarck benommen, welche er an die norddeutschen Vertreter bei den verschiedenen neutralen Regierungen gerichtet hatte, die sich der Ansicht des Herrn Favre anzuschließen und die Meinung zu hegen schienen, daß der Krieg nun gegenstandslos geworden wäre. Der eine Erlaß ist aus Rheims vom 13. September, der andere von Meaux vor Paris vom 16. September datirt. Beide Schriftstücke ergänzen sich und kulminiren in dem Gedanken: Ganz gleich, ob Deutschland jetzt Frankreich räume und sich mit den mäßigsten Entschädigungen, mit Erstattung der Kriegskosten etwa begnüge, oder ob es den Krieg fortsetze, — in beiden Fällen würde es Frankreichs ruhelosen Haß und Begierde nach Vergeltung zu gewärtigen haben. Die Franzosen würden doch stets geneigt sein, derjenigen Regierung zu folgen, welche diesem Rachedurst genügen würde. Zur Sicherung Deutschlands sei es deshalb nothwendig, daß „wir unsere Forderung für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächsten Angriff auf die deutsche und namentlich die bisher schutzlose süddeutsche Grenze dadurch zu

erschweren, daß wir diese Grenze und damit den Ausgangspunkt der französischen Angriffe **zurücklegen** und die Festungen, mit denen Frankreich uns bedroht, **als defensive Bollwerke** in die Gewalt Deutschlands zu bringen suchen." — Als solche Bollwerke wurden Metz und Straßburg bezeichnet.

Diese Erklärung Bismarck's war natürlich wenig nach dem Geschmack des noch immer hochmüthigen Frankreich. Die Leiter der jetzigen Republik wollten vor der Nation keinesfalls mit dem Verlust der beiden Provinzen debutiren, welche der grand Louis vor 200 Jahren vom Herzen des ohnmächtigen Deutschland gerissen hatte. Diese Differenz der Ansichten konnte nur durch Fortführung des Krieges erledigt werden. — —

Am 20. September hatte Victor Emanuel Rom, die längst ersehnte Hauptstadt Italiens, erobert. Frankreichs Niederlagen zwangen dasselbe, die Occupationstruppen von der heiligen Stadt abzurufen, Emanuel trat Napoleons Erbschaft an und Papst Pius IX. besaß hienieden nichts mehr, als den Bezirk des Vatican. Das Schicksal wollte endlich der römischen Kurie klar machen, daß ihr Reich wirklich „von dieser Welt nicht" sein dürfe! — — Es ist nicht zu leugnen, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen war, wo das Mitgefühl verschiedener auswärtiger Regierungen — unter anderen Italiens und Englands — für Frankreichs Leiden erwachten, ja etliche derselben sich fragten, ob sie nicht durch bewaffnete Intervention dies erschöpfte Land vor völligem Ruin bewahren sollten. Um eine solche Intervention nun zu bewirken, machte Herr Adolphe Thiers seine bekannte diplomatische Rundreise an alle Höfe. Daß sie vergeblich war, wissen wir. — England war weniger geneigt, mit den Waffen, als diplomatisch für Frankreich einzutreten und einen Waffenstillstand zu erwirken, aus welchem der Friede hervorgehe. Mit dem Schwerte in der Hand hingegen für Frankreich einzutreten, war Italien geneigt. Die „Nazione" vom 9. März 1872 giebt über diesen Vorgang Licht. Nach ihr wünschte Victor Emanuel für Frankreich zu handeln, nachdem er die Minister und Generale zu einer Ver-

sammlung berufen hatte. Das Project war, „100,000 Mann über den Mont-Cenis auf Lyon zu dirigiren, Bazaine aus Metz zu befreien und ihm Gelegenheit zu geben, die französische Armee zu verstärken!" — An diesem königlichen Plane ist besonders interessant, dessen moralischer Ursache wie einem materiellen etwaigen Erfolge nachzuforschen. — Man hat gesagt, Frankreichs Unglück rührte Emanuel tief und dies sei der Grund besagten Planes gewesen, für welchen Thiers eifrig im Palazzo Pitti plaidirte. Wir glauben weder, daß es dies allgemeine humane Gefühl nur war, noch der Trieb generösen Dankes gegen Frankreich, was den König bewegt haben mag; sein sonstiger Charakter scheint nicht gerade für diese Annahme zu sprechen. Es ist aber bekannt, daß Victor Emanuel orthodox-fromme Anwandlungen hat, in ihm das ultramontan-klerikale Bewußtsein mit der Profitabilität liberaler Staatsmaximen in nicht immer glücklicher Ehe lebt. Damals mag ihm vielleicht die Erwägung gekommen sein, daß in diesem Kriege dem Romanismus durch den Germanismus der Untergang drohe und daß das Italien des Jahres 1859 wie dessen deutsche Allianz 1866 dies Geschäft wesentlich erleichtert habe! Uns scheint, daß er durch die Mont-Cenis-Expedition die römische Kurie mit Roms Verlust zu versöhnen und dem Hereinbrechen des deutschen „prestige" einen Damm entgegenzusetzen wünschte. — Es war die Frage nur, ob das gelinge und Bazaine wirklich noch zu befreien sei. Daß Thiers es für eine Kleinigkeit hielt, ist seinem patriotisch-schmerzvollen Eifer zu verzeihen, auch Emanuel glaubte, „das italienische Contingent werde keine äußerste Gefahr laufen." Der italienische Kriegsminister rechnete aber heraus, daß Metz fallen werde, ehe die italienische Hülfe ankäme, und der ganze Nerv des deutschen Heeres werde sich dann gegen die italienische Invasion kehren." — Sella, der Finanzminister wollte durchaus Nichts von der Sache wissen, er fürchtete den Staatsbankerott; Lanza selbst, welcher am wärmsten für Frankreich fühlte, zog sich von dem Project zurück, weil er die Verantwortung vor dem Parlament und der öffentlichen Meinung scheute, Visconti Venosta aber erklärte die Ausführung dieses

Projectes geradezu für einen politischen Fehler. Herr Thiers reiste unverrichteter Sache wieder ab. —

Seit dem 19. September war Paris von den deutschen Truppen umschlossen, die republikanische Regierung „der nationalen Vertheidigung" hatte sich in zwei Sectionen gespalten, deren eine in Paris eingeschlossen war, während die andere zu Tours die „défense à outrance" organisirte. Am 27. September war zu Deutschlands Jubel Straßburg wiedergewonnen worden und Deutschland in völligem Besitz des Elsaß. Alliirte hatte Thiers auf seiner Wanderung nicht gewonnen, nur England ließ sich den Abschluß eines Waffenstillstandes angelegen sein und zwischen dem 24. October und 4. November etwa war man wirklich nahe daran, die Waffen ruhen zu lassen und den Frieden mit Deutschland zu erreichen. Auf Grund der englischen Waffenstillstands-Vorschläge nämlich verhandelte Thiers mit den Regierungs-Delegationen von Tours und Paris, wie mit dem Grafen Bismarck, indeß die Belagerungsarbeiten vor Paris fortgesetzt wurden. Daß der Friede nicht zu Stande kam, waren lediglich die Männer des 4. September Schuld. Aus einem Pariser Bericht vom 2. November 1871 ist klar geworden, daß damals Graf Bismarck Nichts verlangte, als nur Straßburg und Elsaß und nur zwei Milliarden, Thiers dies Verlangen des deutschen Kanzlers aber eifrig befürwortete, weil er den ferneren Gräueln des Krieges ein Ende zu machen wünschte. Die September-Regierung der Herren Jules Favre, Ducrot, Gambetta u. s. w. aber wollte den Krieg um jeden Preis fortsetzen; man that also ihren Willen! — Frankreich wird sich wohl heute mit tiefer Bitterkeit fragen dürfen, ob es diesen Leuten für ihre patriotische Don-Quixoterie besonders dankbar zu sein hat. — Daß wir nicht ohne jede Entschädigung Friede machten, das heilige Paris mit unseren Eisenarmen umklammerten und uns anschickten, es die Folgen seiner arroganten Unvernunft schmecken zu lassen, hatte den Zorn der September-Männer, namentlich der „Außenregierung" von Tours geweckt. — — Wie der italienische Kriegsminister dem Könige Emanuel sehr richtig vorgerechnet hatte, am 27. October übergab Marschall Bazaine

das feste Metz an Prinz Friedrich Carl! Nimmt man selbst den kürzesten Zeitraum für Ausführung des italienischen Interventionsplanes an, so muß derselbe fünf Wochen beansprucht haben. Selbst wenn sofort nach Discussion dieses Planes Italien mobil gemacht hätte, — rechnet man die Zeit für Mobilisirung, Ausrüstung, Bildung der Transport-, Proviant- und Munitions-Colonnen, endlich den Marsch von 100,000 Mann im **Herbst** über die **Alpen** hinzu — so bedarf es wohl gerade keines militärischen Genies, um zu begreifen, daß **vor** dem 27. October kein italienisch Regiment in Lyon ankommen konnte und — kam es an, in **welchem Zustande!!** — —

Der Uebergabe von Metz waren verschiedene geheime Negoziationen vorher gegangen, in welche Bazaine, General Boyer und die Exkaiserin Eugenie in England verwickelt gewesen sein sollen. Wir haben dieser Episode unter dem Prinzen Friedrich Carl erwähnt, aber überlassen, deren Richtigkeit zu vertreten, ihrem ursprünglichen Berichterstatter*), zumal der jetzige Prozeß Bazaine's vor dem Kriegsgericht zu Paris für denselben sehr compromittirend zu werden verspricht. Nach welcher Richtung hin, wird sich zeigen, nur das möchten wir den Denunciationen seiner Untergebenen gegenüber vom sittlichen Standpunkte aus erwähnen, daß derjenige Officier, welcher es über sein Gewissen zu bringen vermag, gegen seinen Obergeneral in den Tagen seiner höchsten Noth wie ein Rebelle zu conspiriren, **jedes** Zeugeneides verlustig geht und Bazaine, wenn sonst mit Nichts, doch damit sich entschuldigen kann, daß er die Unterwerfung unter einen anständigen Feind einer Massacre durch die eigene bewaffnete Canaille vorzog. Sicherlich war der Spruch Goethe's:

„Jeder dieser — Biedermänner
Wird vom andern abgethan" —

selten **so** am Platze, als bei dieser Gelegenheit! — Die erste resultatlose Unterhandlung zwischen Jules Favre und dem Grafen

---

*) Professor Hassel: „Von der III. Armee", Band I. Seite 400—404.
D. V.

Bismarck zu Château de la Haute-Maison am 20. September übergehen wir, da sie weder ein besonderes psychologisches noch politisches Interesse beanspruchen dürfte. So viel stand fest, daß Favre noch sehr weit von derjenigen Stimmung entfernt war, welche einen Gegner friedlich zu machen pflegt. Wenige Tage vorher eben hatte ja Thiers seine Rundreise angetreten, von welcher man sich in Paris Wunderdinge versprach, Favre's Anwesenheit hatte also wohl nur die Pointe, uns hinzuhalten.

Am 5. October war das königliche Haupt-Quartier von Ferrières nach Versailles verlegt worden. Das Leben und Treiben in ihm haben wir geschildert. — Was das Bundeskanzleramt im Felde betrifft, so hatte dasselbe, seit es die Wilhelmsstraße 76 in Berlin verlassen, während der Campagne ganz wunderbare Quartiere gehabt, ehe ihm vergönnt war, zu Versailles in dem Landhause der Rue de Provence Nr. 12 ein Unterkommen zu finden. Es ist uns versichert worden, daß dasselbe sich während des ganzen Feldzuges selbst zu ernähren hatte und da, zu Requisitionen zu greifen, seine Kräfte nicht ausreichten, es meist schlechter soulagirt war, als irgend ein actives Corps. — Besagtes Landhaus in Versailles lag ziemlich entfernt vom königlichen Hauptquartier und dessen bewegtem Treiben; Graf Bismarck lebte hier fast ebenso eingezogen wie zu Varzin. Das Beamtenpersonal, welches ihn umgab und mit dem er gewissermaßen ein Hauswesen bildete, bestand aus dem wirklichen Geheimen Legationsrath Abeken, Geheimen Legationsrath von Keudell, den wirklichen Legationsräthen Grafen Hatzfeld und Bucher, dem Legationsrath von Bismarck-Bohlen, den Chiffreuren St. Blancard und Wiehr, wie den Secretairen Bölsing, Willisch und Dr. Busch. Mitunter gesellten sich zu diesem diplomatischen Stabe noch Hofrath Taglioni, des Königs Depeschen-Chiffreur, Feldpolizeidirector Geheimer Regierungsrath Stieber und Polizeilieutenant von Zernicki. Rechnet man hierzu noch den ab- und zueilenden Troß der Feldjäger, Cabinets-Couriere, Briefträger, Telegraphisten, Offiziere, Ordonnanzen und Stabswachen, so hat man ein Bild von Bismarck's Hauptquartier. — Der Graf steht gewöhnlich erst gegen 9 Uhr des Morgens auf,

da er meist über Mitternacht hinaus beschäftigt ist. Sein frugales Frühstück besteht aus Thee und Eiern, dann arbeitet er bis 3 Uhr. Sobald Veranlassung war, begab er sich um etwa 12 Uhr auf eine halbe Stunde zum Könige, machte dann gegen 4 Uhr mit seinem Vetter und Cabinets-Chef Grafen Bismarck-Bohlen einen Spazierritt in die Umgegend von Versailles, und die blaue Dragoner-Uniform mit dem gelben Kragen wurde in der alten Residenz des grand Louis bald nicht weniger historisch, wie in den Straßen von Berlin. Um 6 Uhr nahm er dann das meist einfache Diner in Gemeinschaft seiner Beamten ein, welches sein Koch zusammenstellte, wie eben Gunst des Zufalls und Gelegenheit verstatteten; der bekannte „Hammel" wurde diesen Herren so wenig wie den übrigen „prussiens" erspart. Nach dem Diner kam sein Plauderstündchen bei der Cigarre am Kamin, dann ging es bis 1 Uhr Nachts wieder ans Dintenfaß. Natürlich wurde dies Tagesprogramm oft genug unliebsam unterbrochen, wenn es plötzliche Ereignisse gab und man sich zu Pferde setzen mußte. — Bismarck's Arbeitszimmer in Versailles lag hinten heraus nach dem Grünen. Es war so bescheiden, wie ein kleiner Landpfarrer es irgend nur haben kann. — Depeschen, Relationen, Akten bedeckten da die Tische, aufgerissene Couverts, Zeitungsblätter und Papierschnitzel den Boden. Neben seinem noch winzigeren Schlafzimmer hatte man mit Mühe und Noth einen kleinen Salon eingerichtet, damit er die fremden Gesandten einigermaßen mit Anstand empfangen könne. Ein Vorzimmer war nicht vorhanden und der Kanzleidiener mußte auf dem offenen Corridor kampiren. — Das war der ganze Apparat, welchen der Mann aufzuwenden hatte, durch dessen Hände in dieser großen Zeit die Fäden der Weltgeschichte liefen. — So fruchtlose Hoffnungen man sich in Frankreich von den Verhandlungen zwischen Thiers und Bismarck gemacht hatte, eben so täuschte man sich im deutschen Hauptquartier über den baldigen Fall von Paris. Wie uneinig die Parteien der ungeheuren Stadt in sich auch immer waren, der Haß gegen uns, die eitle Verblendung der Uneinnehmbarkeit ihrer heiligen Stadt und die zäheste Ueberzeugung eines baldigen Entsatzes machten alle Welt gegen

uns einig und ließen Paris der steigenden Noth bis an die Grenzen der Unnatur trotzen. Gambetta hatte die Hauptstadt mittels Ballon verlassen und machte sich in Tours zum Kriegsminister, Schaaren von Brieftauben, ferner die Steenacker'schen Ballonposten unterhielten fortwährend den Verkehr der belagerten Stadt mit den Provinzen, und man muß billigerweise das Raffinement wie die Erfindungsgabe bewundern, durch welche die Pariser es ermöglichten, uns länger Trotz zu bieten, als der ganze bisherige Feldzug gedauert hatte. Eine Alternative allein gab's, sie mürbe zu machen, endlich Muthlosigkeit in ihre Reihen zu tragen, die Gewißheit, daß sie weder durch sich selbst, noch durch die Provinzen befreit werden könnten und daß sie einen Feind im eigenen Schooße trügen, der der Stadt schließlich fürchterlicher zu werden drohte, als die deutsche Belagerung. Dieser Feind war das Proletariat, verbunden mit der socialistischen Demokratie, war der Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden. Bereits waren Anzeichen dieses Kampfes verschiedentlich zu Tage getreten, seit dem 28. October aber, — als auch noch der Fall von Metz bekannt worden — erhob die Pöbelmeute offener ihr Haupt. Ueber das Wachsen dieses Aufstandes, seine Schandthaten, und wie durch eine nicht minder grauenvolle Reaction Paris den Händen dieser Banditenhorden entrissen werden mußte, ersparen wir uns für jetzt näheren Bericht. Wir wollen hier das nur anknüpfen, was den Grafen Bismarck betrifft. Nachträglich sind von französischen Blättern jene furchtbaren Erscheinungen aus der grenzenlosen Noth, zumal der der unteren Classen, während der Belagerung hergeleitet worden und daß Verzweiflung, Unbildung, mit Verführung vereint, die Ursachen dieser unnatürlichen Selbstzerfleischung von Paris gewesen seien. Das ist sicherlich nicht falsch, es mag äußerlich zwingend bei solchen Zuständen gewiß mitgewirkt haben. Sie völlig zu entschuldigen, vermögen diese Argumente indeß doch nicht. — Graf Bismarck war's, welcher die Commune nachmals in der Kammer —, ob auch nicht in Schutz nahm, so doch erklärte und zwar durch den schärfsten historischen Beweis, welchen man überhaupt zur Begründung einer Sache

antreten kann. Die Commune des Jahres 1870, wie die des Jahres 1794 leitete Bismarck von einem uralten **Fehler** der ocialen Einrichtungen Frankreichs, von dem gänzlichen Mangel eines Gemeindelebens daselbst ab! Ein freies Städterecht, wie es das deutsche Mittelalter kannte, hat Frankreich nämlich **nicht.** Daß das Wort „Bürger" ein rein städtischer, ein socialer Begriff bei uns sei, ist dem Franzosen völlig unfaßbar; „Citoyen" heißt bei ihm Staatsbürger, aber nicht Bürger der Stadt So und so; „bourgeoisie" ist ihm nicht etwa städtische Bürgerschaft, sondern die Consorterie der Geldbeutel! Für den Begriff „Bürgerschaft von Paris, Rheims u. s. w." giebt es in der ganzen französischen Sprache gar kein Wort, was den **localen** und **häuslichen** Eindruck desselben nach deutschen Begriffen wiedergäbe. In Frankreich ist „Bürger" sein ein politisch-abstracter Begriff, in Deutschland aber das concrete Recht des Individiums, eine locale Würde, eine Function. Bei uns ist die Commune der innigste und **friedlichste** Begriff für das **zusammengefaßte** Gemeindeleben! — Vor Ludwig XIV. gehörten die französischen Städte durchweg nämlich den großen Feudalen, die Vorsteher derselben waren Diener dieser hohen Barone und Ludwig XIV. trat nur die Erbschaft des decimirten Feudaladels als absoluter Monarch an. Von Selbstregierung, Freiheit der Gemeinde, von Gilden und Genossenschaften, von einem Patrizierthume, wie jede kleine Stadt in Deutschland sie besaß und heute noch besitzt, kurz von der **Vergesellschaftung** der Individuen war **niemals** in Frankreich die Rede. Das eben ist das ganze ungelöst gebliebene Problem der ersten französischen Revolution. Ihr eigentliches Ziel und Bedürfniß war das freie gesellige Bürgerthum, war, daß sie den Menschen als selbstständig, selbstthätig und selbstherrschend innerhalb des Gemeinwesens herzustellen trachtete, und dahin allein sind die Erklärung der Menschenrechte und Abbé Sieyes' „questions" zu verstehen. Die erste Republik konnte es nur bis zum Citoyen, dem Staatsbürger bringen; sie hüllte ihn in eine Theatertoga, der Mensch aber ging **leer aus.** Die ganze französische moderne Erziehung war aber nur geeignet, diese mensch-

liche **Leere**, dadurch aber eben das Bedürfniß nach Ersatz zu vergrößern, und so griff das hungernde Volk von Paris im Jahre 1870 in seiner Wuth wie Rathlosigkeit zu dem alten Mittel der Commune, ohne zu wissen, daß es das schlechteste war, um irgend ein anderes Bedürfniß, als — das der räuberischen Bestialität zu befriedigen. — Wir haben den Wortlaut der damaligen Explikation des Kanzlers leider nicht zur Hand, aber dieselbe machte uns zur Zeit den Eindruck, daß Bismarck ungefähr **so** bei derselben gedacht und gefühlt hat, als er selbst der höchsten Verirrung unserer Gegner hochsinnig Gerechtigkeit widerfahren ließ. — —

Die Art, wie England in diesem Kriege Neutralität beobachtete, gab zu diplomatischen Controversen Anlaß, aus denen das edle Albion mit ebenso wenig Ehre wie bei der Alabama-Frage, überhaupt allen Fragen hervorging, wo seine merkantilische Natur ins Spiel kam. — Die süddeutschen Staaten, im Kampf und Siege mit uns verbunden und wohl einsehend, welche Kraft in der Gemeinsamkeit deutscher Stämme liege, begannen eine solche für sich nun dauernd anzustreben und durch Verträge mit Norddeutschland sicher zu stellen. Baden und Hessen waren die Ersten, welche (15. October) diesen Schritt thaten, Bayern und Würtemberg folgten neun Tage später; Deutschlands politische Einheit war hergestellt. Es galt nur noch den Frieden, um das gemeinsame Haus so auszubauen, daß alle Stämme deutscher Zunge in ihm zu leben vermochten. Aber die eben erlangte politische Einheit genügte dem deutschen Sinne noch nicht, dieselbe sollte eine innere und noch innigere, eine ethische Einheit werden. König Ludwig II. von Bayern gab diesem Gefühle dadurch Leben, daß er am 3. December zu Versailles die Anzeige machte: daß er die alte deutsche Kaiserwürde für das Bundesoberhaupt anstrebe. Noch im Laufe des Decembers stimmten alle Fürsten und freien Städte, alle deutschen Volksvertretungen freudig bei. Am 18. bereits empfing König Wilhelm die Kaiser-Deputation des norddeutschen Reichstages. — Wir glauben annehmen zu dürfen, daß Graf Bismarck dieser Erhöhung seines königlichen Herrn **gänzlich** fern stand.

Der Gedanke zu ihr wenigstens entsprang einzig dem Enthusiasmus des feurigen **Bayernkönigs** und den Intentionen derjenigen Fürsten, welche sich mit demselben zunächst über die Angelegenheit vereinbart hatten. — — Der Schluß des Jahres brachte das Bombardement von Paris. — Wir sagten wiederholentlich, daß die Stimmen für und wider dasselbe im Hauptquartier wie in der Armee getheilt gewesen seien und gaben die Gründe an, welche sowohl bei König Wilhelm, dem Kronprinzen, wie Grafen Moltke anfänglich gegen diese schwerwiegende Maßregel bestimmend gewesen sein dürften. Wir glauben auch nicht ganz mit der Behauptung fehl zu gehen, daß, außer den schließlich veränderten militärischen Gesichtspunkten, die politischen des Grafen Bismarck für das Bombardement den Ausschlag gegeben haben dürften. Dieselben mochten sicher unabweisbarer Natur gewesen sein. — Der Friede konnte nur zu Paris geschlossen werden, das heißt mit der daselbst befindlichen eigentlichen Regierungsgewalt, nicht mit der derzeitigen Delegation, welche ohnlängst von Tours nach Bordeaux geflüchtet war. Derselbe konnte nur durch eine geordnete National-Vertretung und eine von **ihr** ermächtigte und erwählte Regierung vollzogen werden. Dies zu erreichen, war unmöglich, so lange nicht Paris in unseren Händen, kurz die vollendete Ohnmacht Frankreichs constatirt war. Wenn das Bombardement bisher unterblieben war, weil die Vorbereitungen nicht eher beendet werden konnten, die deutsche Armee erst die Provinzen unschädlich machen mußte, so trat die Nothwendigkeit, jetzt kurz und rasch zum Frieden zu kommen, um so gebieterischer auf. Alle vernünftigen Gründe, welche Graf Bismarck den Herrn Thiers wie Jules Favre in verschiedensten Conferenzen zu Gemüth geführt hatte, waren erschöpft, der vernunftlose Mund der Kanone sprach fortan mit niederschmetternden Gründen und seine Rhetorik bewies sich als die eindringlichere.

Am 18. Januar 1871, dem Gedenktage, an welchem vor 170 Jahren die Proclamation des Kurfürsten Friedrichs III. zum Könige Friedrich I. von Preußen stattfand, nahm König Wilhelm im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles die deutsche Kaiser-

würde an und schloß durch diesen Akt den Einheitswillen der deutschen Nation ab. — Die Gefühle, welche Bismarck an diesem Tage beseelten, ob sie vielleicht auch nicht ausgesprochen wurden, mögen wir ermessen, wenn wir auf seine Stellung wie seine Ideen im Erfurter Parlament, seine Bestrebungen während seiner Gesandtenzeit zu Frankfurt, auf die — man kann wohl sagen, geistigen Riesenkämpfe zurückblicken, welche ihm in einer Reihe von 24 Jahren beschieden waren, und wie nun doch der Ausspruch des todten, — verkannten —, bei allen Prüfungen so geistig klaren Königs Friedrich Wilhelms IV.: „Die deutsche Kaiserkrone wird **nur** auf dem Schlachtfelde erworben" so großartig sich bewahrheitet hatte! — —

Obwohl das deutsche Reich in seiner äußern Gestaltung Wesenheit gewonnen hatte, so fehlte doch zu seinem Ausbau noch sehr viel, und Jahre der Arbeit, vielleicht neue heiße Prüfungen gehörten dazu, das Werk zu vollenden. Was Bismarck zunächst lag, war der Friede, und wie sollte er erreicht werden? Das Bombardement ward fortgesetzt, St. Denis brannte, im Innern von Paris raste bereits der Aufruhr. Daß diese Zustände Frankreichs nicht halten konnten, die Regierung, welche die Republik sich gegeben, weder politisch zu Recht bestand, noch Consistenz hatte, ihr bereits der Zügel wieder entglitt, war zu gewiß. Mit Wem und Wie sollte ein haltbarer Friede geschlossen werden? Es bedurfte Bismarck's ganzer Meisterschaft und ernstester Vorsicht, damit Deutschland nicht um die Früchte seiner Siege sich betrogen sähe. —

Am 23. Januar hatte der Aufstand der Communards in Paris die Axt an die Wurzeln der öffentlichen Gewalt gelegt, Trochu war vom Obercommando in Paris zurückgetreten und Vinoy hatte es übernommen, mit diesem Chaos fertig zu werden. Paris stand vor dem Selbstmorde! Da erschien Jules Favre am 23. Abends zu Versailles, um wegen des Waffenstillstandes zu verhandeln und die Harpyen des Hungers von der einst so glücklichen Hauptstadt endlich abzuwenden. — Die letzte Aggression dieses Mannes, der als ein guter Patriot, aber als sehr unglücklicher

Staatsmann sich erwies, war mißglückt. Zehn Tage zuvor hatte er sich nämlich als Frankreichs Gesandter zur Pontus-Conferenz nach London begeben wollen und zu diesem Behufe von Bismarck einen Geleitschein aus Paris beansprucht. Diese Reise bei der jetzigen Lage Frankreichs war höchst auffällig! Sie hatte nur dann Sinn, wenn sie benutzt wurde, noch einmal das Ausland zu Frankreichs Gunsten gegen uns zur Intervention aufzurufen! Bismarck verweigerte diesen Geleitbrief mit dem Bemerken, daß es Favre's Pflicht sei: „Paris in seiner Krisis nicht zu verlassen und zur Lösung einer Katastrophe beizutragen, die zum großen Theil seiner Schuld zuzuschreiben sei." — Jetzt erschien der gebrochene Septembermann, um mit dem strengen Sieger zu unterhandeln. In einem Wagen des Commandanten von Versailles, General von Voigts-Rhetz, an den Linien abgeholt, stieg er auf dem Boulevard du roi Nr. 1 in demselben Hause ab, das — welche Ironie der Geschichte — Demoiselle Rachel, Frankreichs letzte Tragödin, vordem bewohnt hatte. Das Absteigequartier des Gesandten des Pariser Nationalcomités bestand in einem kleinen Salon und einem Schlafzimmer mit drei Betten. In ersterem Raume stand in der Mitte ein kleiner Tisch, den drei Sessel umgaben. An ihm wurden die Verhandlungen Bismarck's mit Jules Favre begonnen; er wurde der Altar, auf welchem das gedemüthigte Frankreich seinen Trotz und Uebermuth opferte, um — leben zu können. Noch spät Abends begab sich Bismarck zum Kaiser, und am Morgen fand eine Berathung zwischen dem Kaiser, dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke, Roon und den commandirenden Generalen statt. Nachmittags 3 Uhr kehrte Favre nach Paris zurück; um 12 Uhr bereits war das Feuer der deutschen Batterien eingestellt worden. Am 26., 27. und 28. Januar wurden die Berathungen zwischen Bismarck und Moltke einerseits, Jules Favre und General Beaufort andererseits fortgesetzt und an letztbenanntem Tage Abends die Waffenstillstands-Convention unterschrieben. Sie war ein Meisterstück Bismarck'scher Staatskunst, war die einzig mögliche Lösung des Gewirrs rechtloser Zustände. — Die Convention bestand aus 15 Artikeln, des Inhalts: daß Frankreich ein drei-

wöchentlicher Waffenstillstand (bis 19. Februar) bewilligt sei, dafür die Besatzung von Paris (Linie und Mobile) mit Ausnahme von 12,000 Mann für den innern Dienst, kriegsgefangen und in Paris zu interniren sei. Die garde nationale-sédentaire übernimmt die Wahrung der innern Ordnung, die Deutschen besetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt und darf sich verpflegen, wenn es die Waffen abgiebt; es zahlt 200 Millionen Francs Contribution. Eine Constituante wird binnen 14 Tagen nach Bordeaux berufen, welcher die Erwählung einer neuen Regierung und der eigentliche Friedensschluß obliegt. Die deutschen Armeen bleiben in den eingenommenen Stellungen und eine neutrale Zone wird zwischen ihnen und dem Feinde gezogen. Belfort und die Armee Bourbaki's sind von der Wohlthat der Convention ausgeschlossen. — — Der deutsche Kanzler sah sich in seiner Voraussicht nicht betrogen. Indem die Convention ausgeführt wurde, trat überall im Lande die Friedensliebe zu Tage, die conservativen Elemente erlangten gegen die Männer des äußersten Extrems das Uebergewicht. Selbst Paris zeigte sich gemäßigter, als man nach dem bisherigen wilden Treiben hätte vermuthen können. Leider war diese Versöhnlichkeit nur das vorübergehende Symptom der Erschöpfung und des Hungers; die Magenfrage siegte eben in den ersten Tagen über die politische. Leider zeigte auch bei dieser Convention Jules Favre seine alte unglückselige Kurzsichtigkeit. In gerechter Befürchtung kommender Uebel hatte Bismarck diesem Manne vorgeschlagen, die Nationalgarde zu entwaffnen. Verblendeter Weise hatte Favre dieselbe aber vertheidigt, und indem er seine Fiction durchsetzte, überließ er der kommenden Commune selber die Waffen gegen die französische Regierung, drückte den Mordbrennern die Fackel in die Hände! — Die Wahlen zur Constituante gingen ordnungsmäßig vor sich. Vergebens suchte sie Gambetta durch sein Wahlausschreiben zu irritiren, um sich am Ruder zu erhalten. Des eisernen Bismarck's Protest vom 3. Februar schlug diese seine letzte Hoffnung nieder und Prinz Friedrich Carl sorgte für die Sicherung der Wahlfreiheit. — Uebrigens handelte, zu seiner Ehre muß das eingeräumt werden, Gambetta mit seiner letzten Proclamation nicht

blos wie ein ehrgeiziger Egoist. Er stand verlassen und wußte sich nicht zu helfen. Man muß ihn milder beurtheilen, wenn man berücksichtigt, was Valfrey im dritten Bande der „Histoire de la défense nationale“ über den Conflict zwischen Gambetta und der Pariser Regierung mittheilt. Es ergiebt sich zum Beispiel aus dem Werke, daß Jules Favre in seiner Depesche an Gambetta über den Abschluß des einundzwanzigtägigen Waffenstillstandes des wichtigen Umstandes gar nicht erwähnt hat —, was doch **kaum** bloßer Leichtsinn sein konnte, — daß die Bourbaki'sche Ostarmee und Belfort von der Stipulation ausgeschlossen blieben!! Gambetta war sich selbst überlassen, und daß er die Anhänger des bonapartistischen Regimes ihres Wahlrechts für verlustig erklärte, das ist ihm unter den damaligen Umständen kaum zu verdenken. Jules Simon trug das Wahldecret der Pariser Regierung, durch das Gambetta annullirt wurde, tagelang mit sich herum, ohne den Muth zu haben, es Gambetta oder der Oeffentlichkeit zu übergeben!!

Die Majorität der Friedenspartei war für Bordeaux gesichert, Paris zahlte die Contribution, General Leflô wurde an Gambetta's Stelle Kriegsminister und Adolphe Thiers zum Chef der neuen Executive erwählt. Am 20. Februar bereits war Graf Bismarck im Stande, die Minister Bayerns, Würtembergs und Badens zur Theilnahme am Friedenswerke einzuladen. — Fünf Tage später erschien König Carl I. von Würtemberg zum Besuche in Versailles, und beim Festdiner des 26. Februar konnte Kaiser Wilhelm I. die eben unterzeichneten Friedens-Präliminarien seinen Gästen mittheilen. Elsaß und Lothringen mit Metz und Straßburg für Deutschland wiedergewonnen und 5 Milliarden Francs, binnen drei Jahren zahlbar, waren der Kaufpreis, für den die deutschen Sieger den französischen Boden verlassen wollten. — So lange es eine Kriegsgeschichte giebt, ist solch ein Friede nicht geschlossen worden und die riesige Dimension der Summe, mit welcher Frankreich seine Freiheit erkaufen mußte, bürgte dafür, daß dieselbe ein Pfand sei, den alten ruhelosen Feind durch Erschöpfung in der Friedensliebe zu bestärken. Es war ein Akt gerechten Fürstendankes,

daß Kaiser Wilhelm Angesichts dieser Thatsachen seinen „médecin“ Bismarck und den Schlachtenmeister Moltke tiefbewegt in die Arme schloß. Am 2. März, während wir Paris besetzten, ward der Friede von Wilhelm I. ratificirt, dessen Präliminarien Bismarck mit der goldenen Feder von Pforzheim abgeschlossen hatte. Als dieser merkwürdige Akt zwischen ihm und Thiers sich vollzog, äußerte Letzterer aufathmend: daß nun der Friede für immer gesichert sei. Bismarck entgegnete kalt: „Ich bezweifle das! Mein Geschlecht, so **alt** es auch ist, hat noch kein Jahrhundert erlebt, ohne daß nicht **eine** Generation desselben gegen Frankreich gekämpft hätte; ich fürchte, das wird auch künftig so sein!“ — —

Wenige Tage später löste sich der deutsche Cernirungsgürtel von Paris. Unsere Truppen zogen jubelnd ostwärts über die Seine, die Forts wurden den Franzosen wiedergegeben und — die Schreckensherrschaft der Commune begann! Sie dauerte zwei Monate. Abertausende verbluteten im Straßenkampfe und auf der Ebene von Satory, die schönsten Theile von Paris äscherten die Petroleure ein. —

Wir begeben uns aller Beschreibung des Jubels in Deutschland über die Beendigung dieses Krieges, der Bewunderung und Liebe, wie der Ehre, welche man den Männern entgegenbrachte, die wörtlich die Begründer der neuen deutschen Zeit geworden waren. Kaiser Wilhelm I. belohnte seinen Minister Bismarck mit dem Größten, Höchsten, was er zu vergeben hatte, — dem Fürstenrange. — —

Der goldene, selige Friede war gekommen, jeglichem Staate, jeder Familie ja so theuer! Der Krieger durfte endlich die blutige Wehr ablegen, die Wunden sollten sich schließen, die Thränen, — auf so viel tausend Heldengräbern geweint, — durch die heilende Zeit getrocknet werden. Wenn das kampfesmüde Deutschland aber glaubte, Ruhe zu haben, in Eintracht sein inneres Glück erbauen zu dürfen, dann täuschte es sich. Unser Volk hatte wohl den Feind, den es sah, bewältigt, aber den größeren **unsichtbaren**, den **eigentlichen** Feind deutscher Einheit und Größe, das von den Jesuiten regierte **Welschthum**, den Verderber im eigenen Schooße, **nicht**! — — —

Bisher hatten Katholiken und Protestanten friedlich neben einander gelebt, man hatte der Herrschaft Roms im blinden Vertrauen einen unheilvollen Spielraum gegeben, ihr verstattet, sich Rechte anzumaßen, durch welche sie sich zum Staat im Staate gemacht, ihm den wichtigsten Theil des Regiments über seine Angehörigen aus den Händen gewunden hatte. Das rächte sich bitter! Die römische Kurie hatte bisher zwar ihre Macht mit betriebsamer Heimlichkeit immer weiter ausgebreitet, aber doch so lange die loyale Unterstützerin der Autorität gespielt, als sie sich auf die beiden größten Militärstaaten Europa's, Oesterreich und Frankreich, stützen konnte; sie war sich noch der Majorität der Völker und der Bajonette bewußt! Frankreich, — seinen letzten Hort fallen, — das deutsche Reich in **nie** geträumter **Einheit** erstehen zu sehen, in den Hohenzollern eine neue Kaiserdynastie zu erblicken, das konnte die finstere Macht nicht ertragen, welche sich in unseren Gauen nur durch das „divide et impera" zu erhalten gewußt hatte. — Von diesem Augenblicke an erinnerte sie sich, daß dieselben Zollern, unter denen sich Jesuiten-Convicte und Missionen so lustig eingerichtet hatten, **Ketzer**-Fürsten seien, und die Infallibilität, die Verfluchung der neuen Zeit waren die Waffen, mit denen sie als Alliirte des Gefangenen von Wilhelmshöhe in die Arena getreten war. Bayern, der angreifbarste aller katholischen Staaten, Rhein und Schlesien waren ihre Heerlager geworden, um von dort aus der neugegründeten deutschen Eiche das Eisen ins Mark ihres Stammes zu schlagen. Wie im Kampfe der Schwerter, so auch im Kampfe der Geister, sollte Deutschland die Kraft seiner Einheit bewähren müssen. — Dieser Kampf aber sollte die Majestät des ersten deutschen Reichstages, die Gewalt und Erhabenheit deutscher Sitte und Rechtlichkeit gegen welsche Tücke und Verkommenheit glänzend darthun. Rüstig schritt derselbe zur That! — Der ultramontane Reichsfeind hingegen hatte in die sogenannte „Centrumsfraction" seine Champions gesendet, und das Gebahren dieser Leute, wie der Bischöfe daheim in den Bundesstaaten, that dar, daß die römische Kirche zu einer ganz gewöhnlichen politischen Partei herabgesunken sei. Schon

die Debatten über die Wahlbeeinflussungen enthüllten die klerikalen Umtriebe und als die Vertreter Bayerns, vorauf ihr wackerer Kultusminister von Lutz, die Initiative gegen dieselben ergriffen, mit schlagender Schärfe den Nothstand gerade der dortigen Regierung gegen den römischen Klerus nachwiesen und den Norden zum Helfer aufriefen, da eilte Alles zu der tönenden Redeschlacht, aus der der deutsche Geist und die deutsche Autorität des Rechts siegreich hervorgingen! — Wir unterlassen es, die wuchtigen Speerstöße alle wiederzugeben, welche Fürst Bismarck gegen die feindliche Hydra that.*) Der Kampf hatte zunächst die Folge, daß sich die conservative Partei und ein gut Theil alter Freunde von ihm loslöste, weil er ihnen zu liberal war, sie ihm das freimüthige Wort nicht vergessen konnten: „Nach jedem Kriege **constitutioneller!**" Sie begriffen nicht, daß, nachdem Bismarck „Deutschland in den Sattel gesetzt hatte", er es nun auch auf dem gepanzerten Rosse seiner Bundesverfassung der Sonne entgegenziehen ließ. „Reiten wird es schon können", hatte er prophezeit, und in der That, Deutschland lenkte über all das Gewürm den tönenden Huf und schmetterte es stückweis zu Grunde. — Die Freisprechungen, welche zu Melun und Paris von Geschworenen über Mörder deutscher Soldaten gefällt worden waren, gaben Bismarck zu der Drohnote vom 7. December Anlaß, durch welche sogleich angezeigt wurde, daß solchen Eventualitäten gegenüber die deutschen Befehlshaber in den occupirten Provinzen den Befehl erhalten hätten, durch Verhängung des Belagerungszustandes die Militärgerichtsbarkeit für Verbrechen gegen die Truppen zu sichern, und stellte bei ähnlichen

---

*) Wir verweisen betreffs dieser Debatten auf die Staatsschriften, welche im Verlage von Fr. Kortkampf, Berlin 1872, eben erschienen sind, nämlich: „Verhandlungen des Reichstags vom 24. Februar 1870", nebst Supplement: „Staat oder Geistlichkeit in der Schule"; ein stenographischer Bericht der Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses bei Gelegenheit der Unterrichtsdebatte (2 Bände); — „Für und wider die Jesuiten", stenographischer Bericht der Reichstags-Verhandlungen, erster Theil. — Wir glauben überhaupt die Pflicht zu haben, den Staatsschriften-Verlag der Firma Kortkampf Staatsbeamten wie Politikern jeglicher Richtung zu empfehlen. D. V.

Fällen in Aussicht, daß man sich französischer Geiseln versichern werde. Die Depesche ließ ferner auch die Möglichkeit durchschimmern, daß solche Akte des Hasses gegen Deutschland möglicherweise auch die Verlängerung der Occupation, sicher aber die Verschärfung der Beziehungen zu Frankreich zur Folge haben könnten! Das wirkte! Man war in Paris bestürzt und wurde etwas vorsichtiger in seiner Rechtsprechung. — Gegen Jahresschluß machten zwei Kundgebungen dem deutschen Reiche gegenüber Aufsehen, welche von Rußland und Oesterreich ausgingen; sie fanden in der öffentlichen Meinung indeß sehr verschiedene Würdigung.

In Petersburg beging man das St. Georgs-Ordensfest und der Czar hatte hierzu als Ordensritter den Prinzen Friedrich Carl, Herzog Paul von Mecklenburg-Schwerin, Grafen von Moltke, Major de Claer, die Generale von Alvensleben, von Werder, von Barnekow, von Budritzki, Oberstlieutenant Grafen Linar und andere Herren vom preußischen Heere eingeladen. — Man wird sich erinnern, was seinerzeit die In- und Auslands-Presse über die Bedeutung des Empfangs derselben, über den Toast des Kaisers, die Haltung des Czarewitsch und das Benehmen des Publikums wie der Zeitungen Rußlands gesagt hat. Im Allgemeinen war das Urtheil, wenn nicht gerade absprechend, so doch selbst von Berliner Blättern höchst zweiflerisch. War man auch geneigt, anzuerkennen, daß Kaiser Alexander Preußen und den neuen Verhältnissen geneigt sei, so sprach man dies dem russischen Thronfolger hingegen ab. Es wurde nicht nur des Letzteren bisheriges antideutsches Benehmen hervorgehoben und daß er, wohl nur „durch Befehl gezwungen", bei dem Feste erschienen sei, kurz der schon sonst gehegte Argwohn, uns blühe über kurz oder lang doch noch ein „russischer Krieg", wurde als durch dieses Fest keineswegs beseitigt erachtet. Seit der Drei-Kaiser-Zusammenkunft jüngst im September denkt man hierüber anders, dennoch könnte aber der Verdacht noch bestehen bleiben, daß, — wenn die Väter auch noch so einig seien, die Söhne deshalb künftig es doch nicht zu bleiben brauchten. — Wir maßen uns nicht an, den Zweifel hierüber zu lösen, obwohl sich, — vom Czarewitsch ganz abgesehen, — andere politisch beruhigende

Motive wohl noch anführen ließen. Wir erzählen hier indeß folgenden Hergang, welcher uns von einem Zeugen des St. Georgs-Bankets am 8. December 1871 mitgetheilt wurde, dessen Namen wir nur zu nennen brauchten, um jeden Zweifel auszuschließen.

Als Kaiser Alexander besagten Toast ausbrachte, befand sich unser Gewährsmann der Gruppe unmittelbar nahe, in welcher, — außer den preußischen Gästen, — der Kaiser Alexander, der Czarewitsch, und unter anderen hohen Damen auch Großfürstin Helene, die bekannte Freundin deutschen Wesens, sich befand. Kaiser Alexander hatte seinen Trinkspruch mit den Worten geschlossen: „Ich wünsche und hoffe, daß die innige Freundschaft, die uns (Rußland und Preußen) verbindet, auch bei den **künftigen Generationen** fortdauern wird, ebenso die Waffenbrüderschaft unserer beiden Armeen, welche aus einer ewig denkwürdigen Zeit datirt. Ich sehe darin die beste Garantie für Aufrechthaltung des Friedens und der gesetzlichen Ordnung in Europa!" Hierauf warf der Kaiser das Glas nach altrussischer Sitte hinter sich, damit Niemand mehr aus ihm trinken könne. Als es in Scherben splitterte, rief der Czarewitsch halblaut und erregt vor sich hin: „Das walte Gott!" Freudig neigte Alexander II. sich da zu Großfürstin Helene und sagte: „Er ist ein aufrichtiger Junge!!" — Unser Zeuge setzte dieser Erzählung noch hinzu: „Der Czarewitsch wurde eben nicht zum Thronfolger erzogen, und daß Prinzessin Dagmar uns nicht liebt, muß man ihr wohl verzeihen, aber der Thronfolger ist eine gerade, offene und durchaus treuherzige Natur!" — Eine andere, nicht weniger wichtige Thatsache war die durchaus versöhnliche, vom Geiste wahrer Staatsweisheit erfüllte Thronrede Kaiser Franz Josephs am Jahresschlusse, welche für Oesterreichs und Preußens freundschaftlich-brüderliche Beziehungen eben so frohe Aussicht bot, als für den innern Frieden und die Entwickelung des schönen und so gesegneten Oesterreich.

So hatte man denn, was Auslandspolitik wie innere Consolidirung des neuen deutschen Wesens betrifft, alle Ursache, mit Genugthuung in das Jahr 1872 zu treten. Es brachte des Neuen

und Besseren unendlich viel, aber auch den erhöhten Kampf mit Rom. — Freitag, den 12. Januar, gab der Kultusminister von Mühler seine Demission, für deren Annahme das Cabinet sich einmüthig aussprach. Mühler war bisher der Einzige gewesen, welcher sich in das Regenerationsbedürfniß Preußens, in die großsinnigen Ideen seiner Collegen nicht finden konnte. An seine Stelle trat am 22. Januar der Geheime Ober-Justizrath Dr. Falk. Obwohl nur als tüchtiger Beamter, politisch aber noch gar nicht bekannt, übernahm er sein Amt zu einem sehr schwierigen Zeitpunkt. Es galt die Schöpfung des neuen „Schulaufsichtsgesetzes" und den Eintritt in den Kampf gegen die klerikalen, immer maßloser wachsenden Gelüste. Wenn man jedoch ein Recht hat, von dem Vater auf den Sohn schließen zu dürfen, so konnten Diejenigen, welche den verewigten Ober-Consistorialrath Dr. Falk durch eine lange Reihe von Jahren in der reformirten Kirche zu Breslau predigen gehört und seine Seelsorge genossen hatten, gewiß die bedeutendsten Erwartungen von dem neuen Kultusminister hegen. Wenn der Kultusminister Nichts weiter in Zukunft thäte, als das kirchliche Lehramt überall durch Männer zu verjüngen, die seinem Vater geistig ähnlich sind, so würde er für den deutschen Gottesglauben unendlich Segensreiches gewirkt haben!! Als seines Vaters Sohn bewährte er sich denn auch von Anbeginn, und dem Gedanken eines bekannten Witzblattes: den Falken auf Bismarck's Faust zu setzen, stimmen wir aufrichtig bei. Möge der Falke ohne Unterlaß denn auf alles räuberische Gevögel unter dem deutschen Himmel stoßen, das wird die beste Falkenbeize sein, so je in unseren Gauen gehalten wurde! — Der Kampf, welcher mit Mühler's Fall begann und der Genehmigung des Schulaufsichtsgesetzes in der Zweiten Kammer endete, ging so zu sagen — „aufs Messer". Die katholische Centrumsfraction hatte sich durch die protestantische Reactionspartei verstärkt, welche Bismarck Rache geschworen hatte, ein Parteigänger des Welfenthums aber commandirte die Cohorte. Nicht genug! Bevor es noch an den eigentlichen Strauß gegangen war, wurde, wie berichtet wird, — auf einem Hofballe am 8. Januar geradezu für Bismarck's

Sturz intriguirt, und alle offenen, wie versteckten Pfeile des Parteiköchers auf den Fürsten entsendet!! Es hieß wahrhaftig doch einer Hohenzollernseele den sonderbarsten Undank, die charakterschwächste Inconsequenz zumuthen, wenn man glaubte, er werde den Schöpfer der größten Epoche, welche Deutschland je gesehen hatte, wegschicken, weil es den Muckern und den Kutten, den Spiritisten und Seelenschreibern so gefiel! Bismarck blieb, Mühler ging, mit ihm die katholische Schulabtheilung im geistlichen Ministerium, und als die Schulaufsichtsdebatte ihr höchstes Stadium erreicht hatte, soll, — wie verlautet, — der Fürst für alle Fälle sogar ein königliches Auflösungsdecret in der Tasche gehabt haben! Wenigstens trat er mit seinem „Falken" so auf, daß er es hätte bei sich gehabt haben können! — Bereis am 30. Januar, bei Gelegenheit der Etatsberathung für das Kultusministerium, erschienen die Herren Reichensperger (Coblenz) und Mallinckrodt gegen die Regierung in der Arena, ihnen folgte der größte der Matadore: Windthorst! — Fürst Bismarck erklärte, er würde einen katholischen Collegen mit Freuden im Ministerium begrüßen: „aber wie die Sachen augenblicklich liegen, — in einem constitutionellen Staate bedürfen wir Minister einer Majorität, die unsere Richtung im Ganzen unterstützt!" Er fragt darauf den Vorredner, ob er glaube, wenn das Ministerium aus seiner Fraction gewählt werde, daß demselben eine Majorität zur Seite stehen würde. „Ich habe es von Haus aus", fährt er fort, „als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen betrachtet, daß sich eine confessionelle Fraction in einer politischen Versammlung bildete." Mit drastischem Humor geißelt er das theologisch-politische Princip dieser Fraction, indem er ein Bild des Zustandes entwarf, der eintreten würde, wenn man in allen Verwaltungs-Kategorien, wie im Abgeordnetenhause, nun auch zu evangelischen, lutherischen, reformirten und jüdischen Fractionsbildungen schreiten würde, und bezeichnete die Bildung der katholischen Fraction für nichts Geringeres, als eine Mobilmachung der Preußenfeinde gegen den Staat! Wenn die Ministerberathungen von der Confession abhängig werden würden, so würde jede Ministerverant-

wortlichkeit unmöglich sein. Die katholische Abtheilung hätte fallen müssen, weil sie nicht mehr die Rechte des Staats in Bezug auf die katholische Kirche vertrat, sondern die **Rechte** der **Kirche** innerhalb des Staats und **gegen** den Staat! Ein päpstlicher Nuntius wäre ihm statt dieser Abtheilung immer noch plausibler gewesen, weil dann „Jedermann weiß: **Was** Der vertritt", und „man ihm gegenüber eben die Vorsicht beobachtet, die man Diplomaten gegenüber innehält." Bismarck versichert, die Regierung habe den Willen, daß jede Confession, besonders die durch große Volkszahl bedeutende des Katholicismus, innerhalb des Staats sich in voller Freiheit bewege, „daß sie außerhalb ihres Gebietes eine **Herrschaft** übe, **das** können wir in der That **nicht** zugeben, und ich glaube, der Streit liegt mehr auf dem Gebiete **der Eroberung** für **hierarchische Bestrebungen**, als dem der Vertheidigung!" Zündender konnte gewiß kein Wetterstrahl wirken, als diese Argumente, und das Centrum brannte lichterloh. Der große Streit des Tages war mit dem 8. Februar in sein zweites Stadium getreten, nämlich der Vorberathung des „Schulaufsichtsgesetzes". Fürst Bismarck überließ das Terrain den Parteien diesmal bis zum Schluß, wo er Windthorst erklärte, daß er eine lange Probe im monarchischen Dienste hinter sich habe; dem Herrn Abgeordneten für Meppen stehe diese Probe aber noch bevor. — Am 9., namentlich 10. Februar erreichte das Turnier den Höhepunkt und schloß mit der Abstimmung. Das Streitobject ward völlig ausgetragen, als neu aber kam hinzu, daß die polnische Sache ihre nähere Beleuchtung fand. Bismarck versicherte: „Meine nächste Aufgabe wird sein, die deutsche Sprache auch in jenen polnisch redenden Theilen Deutschlands mehr zu fördern, damit es der dortigen Bevölkerung möglich wird, sich eine Kritik über die Handlungen der Regierung selbst zu bilden. Von dieser Tendenz werden sowohl das Unterrichtsgesetz, wie alle Vorlagen der Staatsregierung ausgehen!" Er ergänzte später noch seine Meinung, daß er sich nicht über die unfreundliche Haltung der polnischen Bevölkerung, wohl aber die des polnischen Adels beklagt habe." Am Tage der ersten Ab-

stimmung war das Gefecht am bittersten. Mächtig ritt die Gegenpartei mit vollen Lanzen an. Der erste Kämpe von Mallinckrodt hatte indeß das Unglück, seinem sinkenden Freunde Windthorst dadurch beizuspringen, daß er sagte: „Wir (Centrumsfraction) sind stolz darauf, in unserer Mitte ein so hervorragendes Mitglied zu haben; man hat eine Perle annectirt und **wir** haben ihr die richtige Fassung gegeben!“ Nicht blos, daß dieser Auslassung stürmische Heiterkeit folgte, vollendete Fürst Bismarck die eingetretene Bügellosigkeit durch die sardonische Bemerkung: „der Herr Vorredner nannte den Herrn Abgeordneten (für Meppen) eine Perle; ich theile diese Auffassung in einem Sinne vollkommen. Für mich hängt aber der **Werth** einer Perle von ihrer **Farbe** ab; ich bin darin etwas wählerisch!“ — Damit war Alles aus; die Dioskuren des Centrums stürzten auf den Grund! Dem Ultramontanismus aber schleuderte Bismarck entgegen, was bisher derselbe gegen das Reich unternommen habe. Eclatant wies er nach, wie überall in Frankreich, Spanien, Italien die Geistlichkeit national sei, sie stelle immer den Patriotismus voran, „nur ganz allein in **Deutschland** tritt uns die eigenthümliche Erscheinung entgegen, daß die katholische Geistlichkeit einen entschieden **internationalen** Charakter trägt!“ — Bei namentlicher Abstimmung wurde das Schulaufsichtsgesetz mit 197 gegen 171 Stimmen in der Vorberathung, dagegen in der Schlußberathung, bei welcher Bismarck jeden Compromiß mit den Conservativen in dieser Sache zurückwies und erklärte, daß er gegen dieselbe **jedes** constitutionelle Mittel zur Anwendung bringen werde, mit 207 gegen 155 Stimmen angenommen! Die Niederlage der Klerikalen war vollständig! — Ueberall in Deutschland, sogar in Wien, ward sie mit Jubel begrüßt. Einen besonders gravirenden Nachklang fand dieselbe noch in dem romantisch-heitern Ende des Domherrn Kozmian zu Homburg.

„Si cum Jesuitis,
Non **cum** Jesu-itis!“

„So Ihr mit den Jesuiten seid, werdet Ihr **niemals** mit Jesu sein!“ Der alte Spruch fand seine glänzendste Beweisführung in

dem unchristlichen und rebellischen Benehmen der Ultramontanen gegen das neue deutsche Reich. —

Im preußischen Abgeordnetenhause war das Aufsichtsgesetz durchgegangen, es fragte sich nun, wie ihm vom Herrenhause mitgespielt werden würde. Nach den erlebten Debatten, dem unverhohlenen Bruche, welchen das alte Organ der Conservativen mit der Regierung proclamirt hatte, mußte ein neuer Kampf bevorstehen. Bismarck's Entschlossenheit in dieser Sache ließ jedoch vermuthen, daß er mit „allen constitutionellen Mitteln" sie durchzusetzen bei der Hand sei. — Am 6. März begann im Herrenhause die Generaldebatte. Nach dem Antrage des Grafen Brühl, welcher dahin ging, das Schulaufsichtsgesetz als Verfassungs-Aenderung zu betrachten, referirte v. Kleist-Retzow, daß Petitionen mit 18,000 Unterschriften gegen und 17,000 Unterschriften für das Gesetz eingegangen seien, in neuester Zeit aber mehrere Petitionen von Pastoren gegen das Gesetz **zurückgezogen** worden wären. Diese Thatsachen geben ein Bild der Tragweite, welche man dem Gesetze im Lande beimaß. — In einer Reihe stolzer und bekannter Namen traten unsere Peers für und wider auf. — Fürst Bismarck wendete sich zunächst gegen Graf Bninski. Indem er denselben von seinen übrigen polnischen Adelsgenossen trennte, setzte er auseinander, daß die Erlernung der deutschen Sprache in den polnischen Landestheilen Hauptziel des Aufsichtsgesetzes sei. Er theilte mit, wie elend die polnischen Schulen verwaltet würden, welchen Einfluß die Geistlichkeit übe, welche sociale wie politische Herrschaft sie sich über das Volk angemaßt habe. Er theilte Thatsachen über Agitationen mit, unter anderen aus einem ultramontanen Briefe den Passus: „Wenn wir auch von den deutschen Fürsten Nichts zu erreichen hoffen, so steht doch früher oder später mit Sicherheit in Aussicht, daß die katholischen Mächte zu **Gunsten Sr. Heiligkeit einschreiten** werden, und dann werden die deutschen Fürsten nicht wagen, dieses Einschreiten zu hindern, wenn sie durch die (polnischen) Petitionen den Eindruck bekommen, daß die katholische Bevölkerung damit sehr unzufrieden sein würde!" — Bismarck erklärte diesen Gedanken als den Versuch einer Anlehnung an

fremde Mächte. Auf den Conservatismus übergehend, sagt er: „Redner vor mir haben behauptet, dieser Gesetzentwurf sei so unerklärlich, daß man ihm nothwendig den Hintergedanken unterschieben müsse: wenn die Regierung den angebotenen Compromiß nicht annehme, müsse sie die Absicht haben, mit der conservativen Partei zu brechen. Keine Regierung hat je ein Interesse, mit einer conservativen Partei zu brechen, aber die Partei besorgt das mitunter selbst!" — Er deutete an, daß die Conservativen selbst Schuld hätten, wenn die Regierung sich mehr nach links anlehne, und welche Einflüsse im Conservatismus jetzt thätig seien, — geißelte die übertriebenen Argumente von Parteiblättern, wie der „Bayrischen Volkszeitung", der Berliner „Germania" und anderer Jesuitenblätter, und schloß: „Was uns bestimmt hat, dieses Gesetz vorweg zu nehmen aus dem Unterrichtsgesetze, und gerade jetzt die Geduld nicht mehr zu haben, die wir hatten, das war die Erwägung, daß wir früher in einem von ganz Europa beneideten confessionellen Frieden gelebt haben. Es war das ein Verdienst, welches die preußische Staatsregierung hatte, auch mit derjenigen Confession, mit welcher für eine evangelische Dynastie es am schwierigsten zu leben ist, mit der römisch-katholischen Confession in einem von dieser unumwunden anerkannten guten Vernehmen zu leben. Dieser Friede begann aber minder sicher für uns zu werden von dem Augenblicke an, wo Preußen mit seiner evangelischen Dynastie eine stärkere politische Entwickelung nahm. So lange neben Preußen zwei katholische Hauptmächte in Europa waren, von denen jede einzeln gedacht für die katholische Kirche eine stärkere Basis zu sein schien, als Preußen, das kleinere Land, da haben wir diesen Frieden gehabt; er wurde schon bedenklich und angefochten nach dem österreichischen Kriege, nachdem die Macht, welche in Deutschland eigentlich den Hort des römischen Einflusses bildete, im Jahre 1866 im Kriege unterlag und die Zukunft eines evangelischen Kaiserthums in Deutschland sich deutlich am Horizonte zeigte. Aber man verlor die Ruhe auf der andern Seite vollständig, als auch die zweite katholische Hauptmacht in Europa denselben Weg ging und Deutschland einstweilen anerkannt die größte Militärmacht und

einstweilen, und vielleicht, — je nachdem es Gott will, — auf längere Zeit hin die größte Schwerkraft in der politischen Waage wurde, ohne unter einer katholischen Dynastie zu stehen. Ich will den ganzen Causal-Zusammenhang nicht entwickeln! — Gleichmäßig mit dem Wachsen Preußens haben wir die Beeinträchtigung des confessionellen Friedens von Hause aus gespürt, und man hat nach vielen Mitteln gegriffen, um Waffen gegen uns in die Hand zu bekommen. Wie vom Standpunkte unserer Diplomatie die Sache sich verhält, das will ich Ihnen mit wenigen Worten aus einem Berichte darlegen, der mir gerade mit der heutigen Post hier zuging von einem unserer erfahrensten und angesehensten Gesandten. — Der Bericht ist frisch aus diesem Monat und ist mir, während ich hier eben die heutige Post durchsah, unter die Hände gekommen, aber er überhebt mich der eigenen Aeußerung. Der Herr Berichterstatter sagt: „Wenn ich meine persönliche Meinung aussprechen soll, so gestehe ich, daß ich keinen Augenblick daran gezweifelt habe, daß die in Frankreich gewünschte Revanche durch **religiöse** Zerwürfnisse in Deutschland **vorbereitet** werden soll und nur auf **diesem** Wege Hoffnung auf Erfolg haben kann. Man will die deutsche Einheit und Kraft auf dem Wege lähmen. Ein einflußreicher Theil des katholischen Klerus, der von Rom aus geleitet wird, ist der französischen Politik dienstbar, weil mit ihr die Hoffnungen auf die Restauration im Kirchenstaate zusammenfallen. In Frankreich ist vorübergehende Verschmelzung oder vielmehr gegenseitige Dupirung des klerikalen und republikanischen Elementes möglich, sobald der Klerus Rache an Deutschland und Wiederherstellung der französischen Hegemonie offen auf seine Fahne schreibt, unter welcher Regierungsform es sei. So hofft man wieder zu erstarken, während in Deutschland durch wohlorganisirte Arbeit des von Paris, Rom, Genf, Brüssel geleiteten Klerus kirchliche Zerwürfnisse mit aller Anstrengung vorbereitet werden." Es ist dies ein an Seine Majestät den König gerichteter amtlicher Bericht. — In einem andern Passus heißt es: „Man mache sich keine Illusionen darüber, daß gleichzeitig mit der Revanche gegen Deutschland der

Schlag gegen **Italien** vorbereitet wird, in der Hoffnung, daß Deutschland durch innere religiöse Wirren paralysirt werden soll, und daß das klerikale Element, während es in Deutschland und Polen langsam zerstörend wirkt, in Italien offen das französische Banner aufpflanzt und unter seinem Schutze das Land unter päpstliche oder vielmehr französische, durch den Papst repräsentirte Herrschaft zurückführen soll!" Das sind die Ansichten eines gewiegten und erfahrenen Diplomaten, der nicht für den Gebrauch parlamentarischer Debatten diesen Bericht geschrieben hat, sondern der seine auf lange Jahre gegründete Ueberzeugung seinem Könige und Herrn ausspricht!!" — — Fürst Bismarck hatte eine lange Reihe oratorischer Triumphe seit dem Jahre 1862 errungen, seine Gegner rechts wie links oft genug auf den Sand gesetzt, einschneidend und unwiderstehlich seine Handlungen dargelegt und vertreten. Geflügelte Worte ebenfalls genug, — in gutem, wie schlimmem Sinne — cursirten von ihm. Niemals indeß hat er so rückhaltlos offen gesprochen, wie an diesem Tage. Er schwang sich auf die Zinne des Jahrhunderts und pflanzte, ultramontanen Tücken zum Widerpart, das deutsche lichte Banner auf sie auf. Staunen und unendliche Freude Aller, die welscher Geist noch nicht verderbt hatte, antwortete ihm! Nicht preußische und deutsche Blätter nur, österreichische, wie englische und italienische Zeitungen, die „Indépendence belge" sogar, ergingen sich in lebhafter Bewunderung über die wahrhaft großartige Offenheit, mit welcher er die deutsche Stirn dem Welschthum entgegengewendet und seines Vaterlandes Herz wie Geist gegen dasselbe aufgerufen hatte. Nach dreitägigem Ringen ward am 8. März zur Abstimmung geschritten, das Herrenhaus nahm mit 125 Stimmen gegen 76 das Schulaufsichtsgesetz an! Damit war der erste wirkliche Schritt gethan, den pharisäischen Hochmuth einer politisch-hierarchischen Partei unter das Staatsgesetz zu bringen, welche Alles, was nicht jesuitisch dachte, für „Zöllner" ansah. — Zur Beruhigung der Gemüther aber, welche an diesen neuen Staatsakt Befürchtungen knüpften, erklärte Bismarck: „Wer behauptet, daß in Preußen das Volk des höchsten Gutes, der

Religion beraubt, die Freiheit des Glaubens beschränkt und die berechtigten Ansprüche der Kirche gefährdet wären, der verleumdet die Regierung Sr. Majestät!" —

Dem deutschen Reichstage lag nunmehr die Pflicht ob, auf dem Wege, welchen Preußen für sich betreten hatte, einen Schritt weiter fürs allgemeine deutsche Wohl zu thun; es galt, den Orden der Jesuiten unschädlich zu machen. Die Klagen der Süddeutschen, die Sturmfluth der Petitionen gegen diese Leute, welche sich selbst die „Miliz der streitbaren Kirche" nannten, wurden wesentlich durch die kopflose Wuth noch unterstützt, mit welcher der Episkopat in den Streit eintrat. Der Kampf ward von Seiten Roms geradezu provocirt! Der Versuch des Fürsten Bismarck, den Cardinal von Hohenlohe als Deutschlands Gesandten am Vatican zu accreditiren und durch ihn die Möglichkeit einer Versöhnung anzubahnen, war in einer Art abgewiesen worden, welche — des Herrn Benedetti's Emser Besuche etwa abgerechnet, der diplomatischen Sphäre völlig fremd war. Am 14. Mai gab Bismarck vor dem Reichstage diesem Vorgange die gebührende Würdigung. „Die letzten, von dem Papste ausgesprochenen Dogmen" sagte er, „machen es jeder Regierung unmöglich, auf dieser Grundlage zusammen zu gehn; die deutsche Regierung wird dieses nicht, **ein neues Canossa ist nicht zu befürchten!**" — — Die Folge dieser Debatte mit war die Einbringung des Jesuitengesetzes. Bei der Berathung über dasselbe glauben wir hier nicht verweilen zu brauchen. Das im Princip Bedeutsamste war bereits durch Bismarck ausgesprochen worden. Nachdem das Welschthum im offenen Felde unterlegen war, nahm es thörichterweise den Kampf mit schwächeren, schimpflicheren Waffen auf. Derselbe ist nunmehr die große Schlußkatastrophe des Jahrhunderts geworden! — Seine Anzeichen sind wundersam und lehrreich zugleich, sie enthüllen den Schlachtplan unserer Gegner. — Ein bedenklich Zeichen der Zeit war die nun hervortretende Versöhnung und Allianz der Klerikalen Frankreichs mit den Bonapartisten! Thiers, für sich Gefahr witternd, begann, — Louis Napoleon nicht ganz unähnlich, — sich einerseits mehr auf die

liberalen Elemente der Republik zu stützen, andererseits dem Ultramontanismus möglichst entgegenzukommen. — Eben so auffällig ist, daß seit dem Kriege eine Menge französischer Offiziere, namentlich in **höheren** Chargen, sich klerikalen Gesinnungen zugewendet haben und unlängst erst 117 junge Leute direct aus Jesuiten-Erziehungs-Anstalten in die école de St. Cyr aufgenommen wurden. Frankreich will seinen nächsten Rachekrieg zugleich also zum „Kreuzzuge" gestalten! — Sehr unbequem mußte der Schaar des Pater Beckx das letzte Bekenntniß des Grafen Montalembert, eines ihrer ältesten Freunde, gegen den Jesuitenorden kommen. Italienische wie belgische Stimmen erhoben sich gegen ihn, und die Thatsache ließ sich nicht länger leugnen, daß der König von Italien in diesem Kampfe, in welchem es sich ja um die Integrität seiner Staaten zunächst handeln mußte, — nur der natürliche Liirte Deutschlands sein konnte. Am 24. Juni hatte Pius IX. an den deutschen Leseverein zu Rom eine Ansprache gehalten, in welcher er sich direct gegen Deutschland und Bismarck wendete, von dessen „Erfolg ohne Mäßigung" sprach und schließlich in Gebetsform die Hoffnung ausdrückte: **es werde sich bald das Steinchen von der Höhe loslösen, das den Fuß des Kolosses zerschmettere!!** — Deutschlands Zerschmetterung!! — Wir wollen hier nicht fragen, ob das eine christliche Drohung ist, welche dem Statthalter Dessen besonders wohlansteht, der da gelehrt hat: „Liebet Eure Feinde!" Erwägen können wir aber doch, ob Pius IX., als er das sagte, Herr seiner selbst gewesen sein kann! Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß die ultramontane Partei das heiligste Symbol, was sie kennt, den Stuhl Petri, durch schamlosesten Mißbrauch selber geschändet hat, und der „Stein", wenn er rollt, auf seinen Sisyphus schließlich ebenso gut zurückfallen kann, als wo anders hin! — Auf diesen Stein erfolgte am 4. Juli die Antwort. Das vom Reichstage angenommene Jesuitengesetz ward durch kaiserliches Rescript von Ems aus publicirt, am 15. Juli erfolgte schon der Erlaß des Gesetzes durch den Kultusminister von Falk für Preußen! — Inzwischen bewegte ein andres, viel

materieller scheinendes Factum die Welt, — die französische Milliardenanleihe. Die Börsen von Europa stürzten sich auf dieselbe; sie wurde, glauben wir, vierzigmal überzeichnet. Frankreich war wieder stolz auf dies „prestige“ und um dasselbe zu decken, griff Adolphe Thiers zum Schutzzoll in exorbitantester Form, zu seiner alten Lieblingsdoctrin. Welche Folgen dieses „prestige“ und diese Doctrin haben werden, dürfte Deutschland ruhig abwarten können. — Zum Schlusse des Sommers bildeten, während der Jesuitenkampf die In- wie Auslandspresse erfüllte, namentlich die Optionsfrage in Elsaß-Lothringen und die Drei-Kaiser-Zusammenkunft Haupthebel für die Conjecturalpolitik. Erstere anlangend, ist wohl schon jetzt klar, daß eine sehr große Zahl Bewohner der neuen Reichslande dieselben verlassen und sich zu Franzosen erklären werden. Viele ziehen fort, um nicht mehr wiederzukommen; an ihnen hat, glauben wir, Deutschland Nichts verloren! Die Mehrzahl geht aber wohl in der Meinung, diese Formalität genüge, sie zu französiren und für das deutsche Gesetz unantastbar zu machen, sobald sie wiederkämen. Daß diese Leute zu ihrem eignen Schaden sich täuschen, liegt auf der Hand. — Wir haben unlängst selbst Straßburg und Elsaß gesehen und gestehen, daß uns diese Optionsepoche als eine schwere, für die Bevölkerung aber sehr gesunde Krisis erscheint. Es ist wahr, der Haß gegen die „prussiens“ ist noch sehr groß, von politischer Gemeinschaft mit uns will man Nichts wissen. Es ist nichts Seltenes, in Straßburg diesem Groll und Widerwillen in den Gassen in offener Roheit zu begegnen. Die Zöglinge der geistlichen Schulen traten im Sommer noch ziemlich kampfslustig auf, die Bauernweiber kommen mit trikoloren Schleifen an der Schürze zu Markte, eben solche Kokarden, die sogenannten „espérances“, werden stark gekauft und deutsche Studenten hatten auf ihren Vogesenausflügen manche Unbill zu ertragen. Das ist indeß die natürliche Nachwirkung der letzten Ereignisse. Entscheidender ist Rede und Art des Landes. Man spricht überall ganz gut deutsch, aber ein sehr merkwürdiges Französisch. Männer, namentlich Frauen tragen den großen und schönen Typus des Germanenthums und es wird,

meinen wir, — bei richtiger Behandlung nicht den dritten Theil der Zeit erfordern, Elsaß aufrichtig deutschgesinnt zu machen, als es gekostet hat, es zu gallisiren. Dieser Versuch, noch so eifrig von Napoleon und den Pfaffen betrieben, ist nur unvollkommen geglückt. Ein nicht übles Wetterzeichen ist übrigens ein Bericht, welchen von Belfort aus ein Herr Alfred d'Aunay dem Pariser „Figaro" schickte über die Eindrücke, welche die elsässische Bevölkerung jetzt auf ihn gemacht hatte. Dieser Bericht schließt: „Ich kann Sie versichern, daß sie sich mit demselben Eifer, wie ehemals, nur um ihre Geschäfte und ihr Vergnügen kümmert. Elsässisch war sie, elsässisch ist sie geblieben! Als Dienstbote geboren, hat sie nur ihre Herrschaft, aber nicht ihren Stand gewechselt!" — Wenn Herr d'Aunay auch gerade nicht sehr viel französische Galanterie besitzt, so wissen doch durch ihn die Elsässer wenigstens jetzt, daß, falls die Franzosen etwa siegreich wieder zu ihnen kommen sollten, sie eine noch ärgere **Dienstbotenbehandlung** zu gewärtigen haben, als ihnen seit **Ludwig XIV. schon** fühlbar gemacht worden ist! —

Auf die Drei-Kaiser-Tage im September war vorwaltend die Welt gespannt und seltsame Versionen liefen um. Eine derselben war, daß „die alte heilige Allianz" erneuert werden solle. Im Allgemeinen war aber die Presse Oesterreichs, Rußlands, wie Deutschlands in dem Gedanken einig: daß diese Zusammenkunft der Häupter der drei mächtigsten und an einander grenzenden Staaten Europa's ein freudebringendes Ereigniß sei, das den Völkerfrieden fortan verbürge. Die Antwort, welche Fürst Bismarck der städtischen Deputation Berlins bei Ueberreichung des Ehrenbürgerbriefs ertheilte, gab diesem Gefühle Gewißheit. — „Nach allem Großen," sagte er, „was wir erlebt, würde ich Nichts dagegen haben, wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben schiene! Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind, werden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. **Keiner** ist mit einem Wunsche gekommen, auf den von anderer Seite **nicht** hätte eingegangen werden können. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine

Macht, gegen irgend eine Richtung hat die Zusammenkunft hervorgerufen! Die freundschaftliche, persönliche Begegnung der drei Kaiser wird bei unseren Freunden die Zuversicht in Erhaltung des Friedens stärken, unseren Feinden aber die Schwierigkeit, ihn zu **stören, klar** machen!" — — Daß diese Feinde, namentlich die Jesuiten, das bitterlich fühlten, bekundete die von Rom aus inspirirte „Genfer Correspondenz" sogleich, indem sie nach wenig appetitlichen Winken nach München und Stuttgart für nöthig hielt: „Oesterreich aufzufordern, **sich selbst** und die ganze Christenheit vor der Invasion der Atheisten **Italiens** und **Preußens** zu erretten, deren Lebensfrage **sein** Untergang sei! Wir registriren diesen Unsinn hier nur, weil er wirklich unsterblicher ist, als die Söhne des heiligen Ignazius. — — —

Werfen wir noch einen Blick auf den Fürsten Reichskanzler und seine Umgebung selbst. Bismarck's Person ist so bekannt, daß wir uns und dem Leser eine Beschreibung derselben erlassen; nur ganz kleine, vielleicht charakteristische Pinselstriche seines Portraits möchten wir nachtragen. Ebenso unterbleibe eine Schilderung der Räume in der Wilhelmsstraße 76; ein anderer Autor hat ihrer minutiös genug gedacht. — Der Unterschied, den der geistige Eindruck Bismarck's in der Nähe auf uns machte, ist von jenem Moltke's ganz verschieden. Obwohl Beide in dem Hervorbringen eines Gefühls der Ehrfurcht sich gleichen, so ist diese Ehrfurcht bei Moltke mehr mit Bewunderung, mit dem Bewußtsein von der geistigen Ueberlegenheit des Mannes verbunden, bei Bismarck ist sie mehr einem Gefühl von — Furcht und Staunen verwandt. Letztere beide wachsen aber in dem Maaße, in welchem wir ihm nahe sind, ihn in diesen und jenen Kleinigkeiten erlauschen oder beurtheilen können. Es ist uns bei ihm etwa so, als ständen wir voll Neugier, vor einem riesigen blitzenden Waffenschranke, einer Armatur-Gruppe wundersamer Geschosse, und wüßten nicht, welches wir anfassen sollen, weil wir nicht wissen, welches gerade geladen ist. Manchmal kracht's bei leiser Berührung auf, manchmal können wir dreist den außerordentlichen Organismus besehen.

— Bismarck hat ganz wunderbare Augen, und wenn in den Augen das Herz und der Geist sich spiegelt, so ist dies Bismarck-Auge für den Seelensucher vielleicht das interessanteste aller unentdeckten Länder. Es blickt unendlich ruhig und gerade seinen Mann an. Die buschigen Brauen hängen wie ein Halbschleier, ein Schattendach über den Blick her und mildern sein Leuchten. Um die großen Thränendrüsen und in den Winkeln scheint ein halb schalkhaft, halb drohendes Lächeln zu schlummern, in der Secunde bereit zu kommen und — wieder zu gehen. Sein Auge und sein Mund correspondiren merkwürdig. Der Grad des Redetons und der Grad der Sprache seines Blickes nämlich decken sich **so**, daß — wenn er einen plötzlichen Gedanken **unterdrücken** will, er im Stocken des Worts auch gleich mit der Hand übers Auge fährt, oder es niederschlägt, um sich zu verschleiern. Es giebt Momente, da spricht er rasch, da phosphoreszirt sein Blick, — man denkt ans Wappen der „Kattes“, — doch er kalmirt sich plötzlich! Der Ton wird eben und heiter, treuherzig wie immer geht sein Auge ruhig über die Anwesenden hin. — Wir sagen treuherzig, denn das ist so zu sagen der Normalzustand von Bismarck's wohlwollender Seele, ja sein Benehmen hat eine unverkennbare Herzlichkeit. Aber dieselbe wird nur gewährt, wenn man ihm gegenüber sich bewußt ist, was Einem gegönnt wird. Formlosigkeit, Mangel an Rücksicht hat er als junger Mann schon nie verziehen und eine gewisse wachsame Strenge verläßt ihn nie ganz. Seine Hauptfeinde sind Schlaflosigkeit und Nervosität; es sind eben seine alten Uebel. „Die Unregelmäßigkeiten, zu denen mein Beruf mich zwingt“, sagte er, „sind nicht allein Schuld, sondern alte Angewöhnung. Schon als Deichhauptmann in Schönhausen konnte ich nicht schlafen und ritt oder ging dann in der Nacht spazieren. Ich bin immer zu neugierig, zu wissen, **wann's Tag wird!!**“ —

Der Verkehr in seiner Häuslichkeit ist ein vollendet liebenswürdiger, von der Grandezza kleiner Höfe findet sich keine Spur. Nach dem Diner ist die rechte Plauderstunde, welche der Fürst bei seinen drei Pfeifen und leichtem Gespräche liebt; dann packt ihn

der Strudel der Geschäfte wieder bis in die Nacht. — Begreiflicherweise ist der Kreis der Leute überaus groß, mit denen er verkehren muß; der Kreis, mit denen er verkehren will, desto gemessener. Das Geheimniß seiner staatsmännischen Kunst beruht besonders auf vollendetster Menschenkenntniß und er hat sein Urtheil über seinen Mann sehr bald fertig. Wo er keine Umstände zu machen nöthig hat, bedient er die Menschen, wie sie es verdienen; wo er Rücksicht nehmen muß, bedient er sie, — wie er sie brauchen kann. — Wir kommen da auf ein wunderlich Capitel! — Es heißt im Publikum, er gehe mit seinen Untergebenen inhuman um; das ist falsch! Man sagt auch, er ge- und verbrauche die Parteien; — — das ist nicht unmöglich! Beide Vorwürfe beseitigt, meinen wir, derselbe Grund. — Wer sich so aus innerstem Gewissen und Wollen zum Diener, Kämpfer und Träger seiner Sache gemacht hat, so den **Staats**begriff in sich aufnahm, wie Fürst Bismarck, der verlangt auch von Jedem, daß er Diener **dieser selben** Sache sei. Der Werth des Menschen für Bismarck wird durch die Kraft, Vernunft und Treue **bedingt,** mit welcher derselbe in seiner Art und nach seinen Fähigkeiten sich zum Ausdrucke und Factor des Vaterlandes macht! In der Gemeinschaft seiner Mitmenschen leben, heißt für Bismarck: seinem Platze im Staate mit **äußersten** Kräften genügen! Zu diesem Zwecke allein sind ihm die Menschen und die Parteien auf der Welt, sie sind für ihn nur um des **Vaterlandes** willen, **nicht** um ihretwillen vorhanden! Der beste Freund selbst verliert bei ihm sofort an Werth, wenn er in ihm den Egoisten anstatt des Patrioten entdecken muß, und jeder Gegner wird ihm werth **werden,** sobald er in ihm einen nationalen Charakter erkannte, der seinen Baustein **ehrlich** zum Gefüge des Ganzen beiträgt. — Um über die Fürstin zu sprechen, müssen wir bekennen, daß es wohl selten eine Frau in dieser Sphäre geben dürfte, welche so sichtbar mit dem Gatten in geistiger Solidarität sich fühlt, welcher man es so ansähe, wie sie durch Lust und Leid, durch Haß und Ehre als ein deutsches, echt nordisches, herzensstarkes Weib Gefährtin ihres „Otto“ gewesen ist. Wer

die Briefe gelesen hat, welche Bismarck als Gesandter zu verschiedensten Zeiten und unter nicht rosigen Umständen an seine Johanna geschrieben hat, unter anderen den bekannten: „Mein liebes Herz" aus Sedan, — ein Schreiben, das authentisch ist und das der Pariser „Figaro" veröffentlich hat, — der sieht leicht ein, daß die Ehe dieser Beiden ein immerwährender seelischer Austausch war. Giebt es einen höheren Begriff auf Erden denn als den? — Die Fürstin, ebenso Prinzeß Marie, Bismarck's einzige Tochter, machen einen durchweg schlicht-traulichen Eindruck, erzeugen jenes Gefühl der Heimatlichkeit im Besucher, das man in solchen Kreisen nirgend wiederfindet, als auf altbrandenburgischen Edelsitzen; jene vornehme Jovialität, die man auch einst in England pries, als es noch das „stolze und lustige" England der großen Elisabeth gewesen. —

Fürst Bismarck ist jetzt 57 Jahr und — trotz grenzenlosem Kraftverbrauche — doch noch leiblich wie geistig der Alte. Wohl wünscht er, daß die „Weltgeschichte eine Weile stille stände", und es ist wohl kein Redlicher, der nicht mit ihm den Frieden hoffte und glaubte. Ob die Stille, welche sich Bismarck ersehnt, ihm für den Rest seiner Tage beschieden sein wird?? — Er hat Deutschland in den Sattel gesetzt und es reiten lassen! Wollen unsere Feinde ihm das **verwehren?** — Nun denn, Fürst Bismarck wird dann des Spruches seiner Familie auch gedenken:

„Noch lange nicht **genug!!**"



JOHANN
König von Sachsen.

VIII.

Johann,

König von Sachsen.

„Herr, Deine Hand ist verherrlicht in Kraft!
Deine Rechte hat den Feind zerschlagen!" —
(II. Mose 15. 6.)

Wer das alte Halle nordwärts verläßt, um einen Streifzug längs der vielgewundenen Elbe durch das Albisland der altdeutschen Mythe zu thun und den Giebichenstein begrüßt hat, wo vordem Gübich, der Zwergkönig, sein zauberhaft Wesen trieb, der erreicht nach etwa 3½ Meile Wegs am linken Ufer das kleine Städtchen Wettin. Es wird überragt von grauen, modernen Ruinen mit zerklüfteten Thorbogen und Fenstern, die hohläugig in die stille Landschaft hineinschauen. — Der Ort zählt nicht ganz 4000 Einwohner, die Chaussee führt mehr denn eine halbe Meile weit an ihm vorbei und das rascher fluthende Leben des 19. Jahrhunderts berührt nur mit leisen Wellen jene kleine, in sich versunkene Welt, die dort in grünen Matten unter Weidenbüschen am funkelnden Albis zu träumen scheint von vergangenen Herrlichkeiten. — — In der Vorzeit allerdings ging es stolz und hoch her in dem Städtchen! Hier war der Sitz altsächsischer Größe; denn von Wettin oder Wittin aus soll jener gewaltige Wettinkind (Wittekind, Widukin) sein riesig Sassenreich regiert haben, das vom Erzgebirge hinab bis zu den Holsten und Friesen ans Gestade der Nordsee reichte, und welches erst Carolus magnus mit Kreuz und Schwert bezwang! Mag's wirklich Fabel sein, daß Wittekind jemals Wettin entstammte und hier Hof hielt, das alte Sachsenvolk aber war sicher seiner Zeit die mächtigste, größte aller mitteleuropäischen Nationen, und ohne die Sachsen würden wir Deutsche wahrscheinlich merkwürdig wenig Ursache haben, auf unser Deutschthum uns Etwas einzubilden! Unsere erste deutsche Schriftsprache ist ja die ober- und niedersächsische, aus ihr ist jenes Hochdeutsch erwachsen, dessen erste edle Blüthe Marthin Luther und

seine Zeitgenossen uns spendeten. Diesem Stamme verdanken wir im Sachsenspiegel und dem sächsischen Städterecht die erste Aufrichtung deutscher bürgerlicher Ordnung und socialer Wohlfahrt; Schwabenspiegel wie Magdeburger Recht waren erst dieses Vorgangs unmittelbare Folgen. — Handel und Gewerbe kamen frühe schon durch die Sachsen zur Blüthe, da sie sich im Besitze des meist befahrenen, die Mitte Deutschlands durchziehenden Stromes befanden, nebst den Mainfranken also die Verbindung der Nordsee mit dem Mittelmeer, den Transitohandel, in die Hand nahmen. Sachsen wurde dadurch die Mutter der mächtigen Hansa, die Gründerin der Städtefreiheit, zugleich aber lenkte sie durch die Lausitz den Verkehr aus dem slavischen Osten an den goldigen Rhein und Niederland, machte sich selber zum Kreuzungspunkte der continentalen Kultur. Dieses Volkes Energie entriß zugleich den Wenden wie Slaven einen Landstrich nach dem andern, staute sie weiter nach dem Osten zurück, und noch heute zeigen zahllose wendische und slavische Namen sächsischer Ortschaften, — Dresden zum Beispiel, das alte Drorsdzian, zu deutsch „ich trotze", — vom rastlosen Umsichgreifen altsächsischen Bildungseifers! — — —

Dieses kleine, zum Landstädtchen herabgesunkene Wettin ist der Stammsitz des alten Hauses der Wettiner, welchem die heutige königlich sächsische Familie nebst allen thüringischen Dynastengeschlechtern entsprossen ist. Hier war's, wo Conrad der Große, der erste Graf von Wettin, auszog in den Streit, und als Wahrzeichen ewigen Hoffens um seinen schwarz- und gold-gestreiften Schild den Kranz von grüner Raute schlang! — Die Raute!! — Sie ist ein inhaltschweres Symbol und war eines der schätzbarsten Heilmittel mittelalterlicher Therapie, denn die Raute (ruta graveolens) „ist ein bitter Kraut vor Den, so es essen muß, hält aber Leib und Seel' gesund!" — War's denn nicht, als habe der erste Wettiner, als er dies Heilkraut in seinen Schild nahm, mit ihm zugleich auf sein Geschlecht und Volk die Bitterniß des Lebens genommen, das schwere und dennoch nicht hoffnungsarme Loos: in der Bitterkeit irdischen Ringens dennoch zu gesunden, unter Trümmern neu zu

wuchern, unter Thränen um so fröhlicher zur Gottessonne wieder aufzublühen?? — — Kein deutscher Fürstenstamm ist so, wie der der Wettiner, durch Unglück verfolgt worden, kein Volk wie das sächsische von Verlusten so dauernd heimgesucht worden, kein deutsches Land so das Streitobject aller seiner Nachbarn, der beständige Tummelplatz und Durchgangspunkt jeglicher Kriege gewesen, welche deutsche Fluren von Anbeginn verwüstet haben! Es gehörte wahrlich der zähe Charakter des Sachsenvolkes, das Insassenthum, das Sitzenbleiben, Festhalten, diese unendliche Geduld im Leiden, diese glückliche Mischung von Trotz und Biegsamkeit dazu, um unter allem Gram stets neu und energischer sich wieder aufzuraffen. Der oft und hart, und mit Unrecht verpönte Partikularismus rettete den sächsischen Stamm, wurde von demselben geradezu zu einem tugendhaften Laster erhoben! — Trotz dieser seiner Eigenheit und Selbstreue ist es dennoch aber auch das Sachsenvolk wieder, was vorwaltend zur Förderung germanischen Lebens beigetragen hat, von dem der Anstoß zu unserer modernen Weltordnung ausging und unter dem der deutsche freie Gedanke zuerst erblühte. Darum war ihm trotz alles Leides aber auch beschieden, heute dennoch glücklicher und geehrter als je, trotz seines Alters in frischester Jugendkraft dazustehen — gleich wie Johann, sein königlicher Greis! — —

Wenn es für ein Volk und seinen Herrscher ein großes Glück zu nennen ist, weiten Länderbesitz zu haben und mittels Einigung aller seiner Theile das größte Maaß von Kraft zu entfalten, so hatte Sachsen 1314 unter Friedrich dem Gebissenen und 1445 unter Friedrich dem Streitbaren das erreicht. Ganz Thüringen und Herzogthum Meißen waren mit den Kurlanden vereint worden, und vom Hartenfels zu Torgau aus regierte das wettinische Geschlecht über alles Land vom schlesischen Bober bis zum Eichsfelde, vom Erzgebirge und Bayreuth an bis Magdeburg und Trebin. Betrachtet man die Configuration dieses alten Gebiets aber, dann muß auffallen, wie dasselbe außerordentlich langgestreckt war und ganz Mitteldeutschland von Schlesien bis Hessen in sich begriff, verhältnißmäßig aber sehr wenig Breite besaß und rings

von großen, höchst kriegerischen Völkerschaften umgeben war, die nicht einmal immer dieselbe Abkunft mit ihm gemein hatten. Sachsen hatte somit dem Norden sowohl wie Süden vorkommenden Falls nicht **Körper** genug entgegen zu stemmen, es mußte — in jenen Zeiten zumal — ebenso schwer zu vertheidigen, wie zu verwalten sein! — In dieser Gebietsgestaltung zunächst und hauptsächlich ist Sachsens vielfaches Unglück zu suchen! Eine zweite Veranlassung zu demselben und daß der Besitz des streitbaren Friedrich schon unter seinen Enkeln auseinanderriß, war die leidige Maxime der Erbtheilungen. Man brauchte in jenen Tagen nur als dritter oder vierter Prinz eines deutschen Dynasten geboren zu werden, um sein Stück Land zu erben und gewiß zu sein, dasselbe, — wenn man drei Söhne hatte, — werde nach dem eigenen Tode wiederum in drei Stücke zerschnitten werden. Abgesehen, daß diese ewige Ländertheilung weder human noch politisch war, sie wurde auch die Quelle schlimmsten Familienhaders im Herrscherhause selbst. In Sachsen besonders verfiel man in eine solche Theilungsmanie, derselben hatte Thüringen namentlich eine so grenzenlose Zerstückelung zu verdanken, daß man noch heute innerhalb zweier Meilen in Letzterem gewärtig sein kann, vier verschiedene „souveraine Staaten" zu berühren. — Auf den Streitbaren folgte der sanftmüthige Friedrich, und die Erbtheilung hatte bereits zwischen ihm und Wilhelm III. jenen heillosen sächsischen Bruderkrieg zur Folge, der erst durch kriegerische Intervention der Nachbarn gestillt wurde. Nach Wilhelms Tode fiel Thüringen abermals an die Kurlinie zurück, doch unter des sanftmüthigen Friedrichs Söhnen fand nicht nur eine neue Erbtheilung dergestalt statt, daß der älteste, Ernst, die Kur und Thüringen, hingegen Albert (der Beherzte zubenannt) Meißen erhielt; in ihnen trennte sich auch die Dynastie selber fortan in die Ernestinische und Albertinische Linie, um sich nie wieder zu vereinen! Das Schicksal sorgte leider dafür, daß heute selbst noch von der Harmonie aller Theile des alten wettinischen Herrscherstammes wenig genug zu berichten sein dürfte. —

Die Söhne Ernsts, des Aeltesten, welcher zu Torgau residirte,

waren Friedrich, der Weise zubenannt, und Johann, der Beständige geheißen. Unter ihnen fing eine religiöse Bewegung der Geister an, die erst ganz Deutschland, dann das übrige christliche Europa, mit ihrer Fluth erfaßte. Gab's ein Volk, wo diese neue Geistesflamme kräftig sich entzünden durfte, so war es das der spirituellen Sachsen, gab's einen Ort, der geschickt war, dem Feuer eines geläuterteren Glaubens zum Herde zu dienen, Wittenberg vor allen, die glänzendste Alma mater der Wissenschaft in ganz Deutschland! — Friedrich der Weise hatte die Universität 1502 gegründet, fünf Jahre später war sie schon Zielpunkt der studirenden Jugend aus allen Gauen des Reichs. Vom Allerheiligen-Tage 1517 jedoch ab, wo Doctor Martin Luther die 95 Theses an die Pforte der Schloßkirche schlug, wurde die Stadt des „weißen Berges" zum Zion der Geister, wohin die wissensdurstige Jugend aller Nationen strömte. Ihr Ruf wurde so unbezwinglich, daß noch am Schlusse des Jahrhunderts William Shakespeare derselben als weltbekannten Sitzes der Wissenschaft im Hamlet durch den König also gedenken ließ:

— — — „Was Eure Rückkehr
Zur hohen Schul' in Wittenberg betrifft,
So widerspricht sie höchlich unserm Wunsch!" —

Vor ihrem Glanze also mußten selbst Oxford und Cambridge im patriotischen Herzen des Schwan vom Avon erbleichen! — Den Gang der Reformation schildern wir nicht, nur die thatsächlichen Folgen desselben für Sachsen und das Haus der Wettiner. Als Johann 1525 in der Kur folgte, war die neue Lehre schon so fest begründet, daß derselbe sich ihr offen anschließen, sie als zu Recht bestehend sanctioniren konnte. Damit begann der Kampf, welcher bisher rein theologischer Natur gewesen war, sich aufs politische Gebiet überzuspielen. Mit diesem Kampfe vollendete sich auch der moralische Riß der Albertinischen und Ernestinischen Linie! — Alberts ältester Sohn nämlich, Georg der Bärtige, Herzog von Meißen, stemmte sich als orthodoxer Katholik mit aller Wucht seiner leidenschaftlichen Natur gegen die reformatorische Bewegung. Die Strenge, welche er gegen sie in seiner Residenz Dresden übte, die schreckhaften Leipziger Executionen zu-

mal, machten die ohnehin kühlen Vettern zu Feinden. Seitdem wurde durch das: „cujus regio, ejus religio“ — „Wessen das Land ist, Dessen der Glaube“ — bei beiden Parteien politischer Grundsatz und das Lutherthum „Staatsreligion“ aller protestantischen Länder. So lange die Reformation nur die anmaßliche Herrschaft Roms über die Gemüther bekämpfte, sah Kaiser Carl V. ihr ruhig zu, ja gönnte Papst Paul III., der als **Leugner** des Heilands starb, das Entsetzen, welches Luther ihm bereitete, von ganzem Herzen. Als er aber gewahrte, daß die Reformation zugleich die Entfesselung deutscher Unabhängigkeit von welschem Druck beförderte, also ihre entschieden politische Seite hatte, wie gar die protestantischen Fürsten das Bündniß zu Schmalkalden schlossen, das „cujus regio“ ihnen zugleich also Handhabe wurde, sich souverainer und unabhängiger von der alten Reichsbotmäßigkeit zu machen, da nahm er den Interessen des Hauses Habsburg zu Liebe den bisher nicht bekannten Grundsatz, daß der Herr des Landes dessen Religion bestimme, das placetum regium zuerst für sich als Staatsraison in Anspruch und alle katholischen Dynasten folgten ihm. Der erste deutsche Bruderkampf entbrannte, der beklagenswerthe schmalkaldische Krieg, der mit dem Trauerspiel zu Mühlberg und in der Lochauer Haide endete! — Das war die Todesstunde des alten Hauses Wettin! Keine Stammesgemeinschaft sächsischer Dynasten bestand von nun ab mehr, nur zwei Geschlechter, welche einander haßten bis auf den Tod! — — Ein Trauerspiel war's mit drei tragischen Helden; Jeglicher von ihnen war groß an Eigenschaften und groß durch sein Verschulden. Johann Friedrich (der Großmüthige) aus Ernestinischem Geschlecht bot, eigenwilliger und kühner als klug, dem Kaiser ganz zur Unzeit den Kopf, um nach dem Tage von Mühlberg Kurhut wie Land zu verlieren und nach langem Gefängniß mit Thüringen depossedirt zu werden. Herzog Moritz von Sachsen, der Albertiner (Neffe des bärtigen Georg), welcher, ob auch selbst Protestant und am Hofe Johann Friedrichs erzogen, seinen Ohm dennoch an den Kaiser verrieth, in Kursachsen einfiel und sein Fürstendiadem gewann, um es nur kurze Zeit zu tragen. Kaiser Carl V. endlich, in dessen

„Reich die Sonne nicht unterging", welcher von dem nochmals abgefallenen Moritz zu Innsbruck überfallen und an der Ehrenberger Klause zum Vertrag von Passau gezwungen ward, in Brüssel dann alle Erdenherrlichkeit abthat, um in einem spanischen Kloster, vergessen von der Welt, zu sterben. —

1553 bereits fiel Moritz von Sachsen bei Sievershausen ohne Erben. August, sein Bruder, folgte ihm, setzte sich mit der älteren Ernestinischen Linie im Naumburger Vergleiche auseinander und wurde Begründer des heutigen sächsischen Königshauses. Unter ihm legten sich allgemach die Wirren, schlossen sich die Wunden, bauten die neuen Verhältnisse organischer sich aus. Unter Kurfürst Augusts zweitem Enkel Johann Georg I., der 1611 seinem Bruder Christian in der Kur folgte, brach jedoch, nachdem er sich kaum sieben Jahre des ruhigen Besitzes seiner Lande erfreut hatte, der heillose dreißigjährige Krieg (1618) los und mit ihm Sachsens größte Unglückszeit. Die protestantischen Fürsten im Norden, an ihrer Spitze Gustav Adolph, „der Leu aus Mitternacht", — von Süden her die katholische Liga unter Wallenstein und Tilly, — überschwemmten die Sachsenlande. Das Elb- und Saalthal, dieselben beiden großen Flußdefileen nach dem deutschen Norden und Westen, welche bereits die Hunnen sengend durchzogen hatten, waren ja wie gemacht zum Truppeneinmarsche und boten zahlreiche Debouchés. Hier wurden die Schlachten von Leipzig und Lützen geschlagen und an Sachsens Bevölkerung wie Wohlstande ließ jede Partei ihre namenlose Wuth aus. Religiöser Fanatismus gattete sich da mit Raubsucht, die thierischsten Triebe einten sich zu blutigen Orgien unter dem Banner der Religion! Wenn man erwägt, daß allein auf dem hohen Fläming, also dem Striche Seyda-Jüterbog-Belzig die Hälfte aller Ortschaften damals von der Erde verschwunden sind, wird man sich von der grenzenlosen Wüstenei einen Begriff machen können, zu welcher gerade dieses fleißigen Volksstammes blühende Fluren auf Menschenalter hinaus verwandelt wurden! Dieses Schicksal war unverschuldet, ebenso daß die Weißenfels-Merseburger Linie des Albertinischen Geschlechts gleich einem todten Reis binnen einem Jahrhunderte abstarb. — Bereits

der westphälische Friede brachte Kursachsen um das Erzbisthum Magdeburg. Johann Georg hingegen war es gelungen, die Lausitz wieder zu erwerben, und unter dessen Nachfolgern erholte sich langsam wieder das vom Schicksale so mißhandelte Volk. Mit Friedrich August I. (des Starken) Regiment aber begann leider die unglückliche Politik, welche zu Verkürzung und innerm Ruine des Landes führte. —

Ludwig XIV. hatte nicht blos den modernen Staat, die absolute Monarchie, geschaffen, den übrigen Dynasten ein blendendes Beispiel von Herrschergröße gegeben, er hatte sie auch die prunkvollen Laster eines Sardanapal gelehrt und wie man Kunst wie Wissen, Geist wie Schönheit gebrauchen müsse, um seiner Krone ein Lüstre zu geben, sich selber aber die Unsterblichkeit. Seine fürstlichen Nachahmer in Deutschland übersahen völlig, daß zu solchem Thun eines Frankreich Macht, Lage und Reichthum gehöre; August der Starke gerade übersah dies am meisten! — Gewiß führte er Wunderwerke der Renaissance in Dresden auf, welche uns heute noch entzücken, namentlich erschloß er zuerst den Deutschen den Sinn für französischen Esprit und italienische Kunst, aber über diesem gewaltigen Streben verkleinerte sich sein eigenes Land; über der Eitelkeit, den glänzendsten Hof in Deutschland zu halten, vergaß er den Ruhm, sein — bester Fürst zu sein! Landverpfändungen mußten Augusts Bedürfnisse decken, der Verkauf von Provinzen, die dem Sachsenlande für immer verloren gingen. — Es war immerhin noch nicht das Schlimmste! Die Erwerbung der polnischen Königskrone aber verwickelte ihn in den nordischen Krieg und Karl XII. erschien als Sieger in Dresden. Durch unheilvolles Festhalten an Polen machte August II. ebenfalls sich Frankreich wie Spanien zu Feinden, der österreichische Erbfolgestreit aber führte ihn anfänglich auf die Seite der Feinde Maria Theresia's, die Siege Friedrichs II. in Schlesien hingegen wieder in die Arme Oesterreichs! Der siebenjährige Krieg!! — Wie die Kriegsvölker aller Parteien als Sieger Sachsens Fluren bald zerstampften, bald unterliegend mit ihrem Blute düngten, beweist der grauenvolle Reichthum an Schlachtfeldern, den das arme Sachsen-

land vor allen anderen deutschen Ländern gewann. Den traurigen Ausgang seiner Politik aber verdankte es zumeist einem Manne, dessen Geist damals Sachsens ganzes öffentliches Leben geradezu vergiftet hat, Heinrichs Grafen von Brühl. Es giebt kein Bild, welches frappant genug wäre, ihn zu bezeichnen, man müßte ihn denn den „Seiltänzer" unter den Diplomaten nennen; er nahm leider Sachsen zur Balancirstange! — Das Jagdschloß Hubertusburg, $1^1/_2$ Meile von Oschatz, war der denkwürdige Ort, wo endlich diese Kette langjähriger, namenloser Leiden sich schloß und August II. sein Sachsenland zurückerhielt. Wenige Monate nur überlebte er den Frieden. Sein Sohn Friedrich Christian hielt gleichfalls das Scepter acht Wochen nur in den Händen; ihm succedirte sein Sohn Friedrich August, als der Dritte seines Namens, unter Vormundschaft seines vortrefflichen Oheims, des Prinzen Franz Xaver, bis er 1768 selbst das Regiment ergriff. — Kurfürst Friedrich August war gewiß ein guter und vortrefflicher Fürst, seiner Einsicht verschloß sich die Quelle aller Uebel in Sachsen nicht, die polnische Politik. 1788 wies er denn auch die unselige, feilgebotene Krone dieses dem Verfalle entgegeneilenden Staates ab und sein ganzes Dichten und Trachten war auf die Wiedergenesung seiner schwer leidenden Lande gerichtet. — Es glückte ihm! Bewundernswerth zu neuem Leben hob des Volkes angeborne Energie Sachsen wiederum zur Blüthe; Handel und Gewerbe kamen in ungeahnten Flor, Leipzig als Universitätsstadt und Welt-Meßplatz ward

„ein klein Paris
und bildet seine Leute."

Endlich aufathmen zu ruhigem Glücke durften die fröhlichen Ufer der Elbe, Pleiße und Saale und —, **doch** noch nicht genug! Vergebens war das vernünftigste, väterlichste aller Regimente gewesen! Das Schicksal schien sich einmal vorgesetzt zu haben, dies Land noch mehr zu prüfen, härter als je vorher zu schädigen. Der corsische Eroberer kam bis in Deutschlands Herz! Jena und Auerstädt!! — —

Abermals bewahrheitete sich die unglückliche Lage Sachsens,

welche ihm eine Politik des Lavirens aufnöthigte, bei welcher völlig unmöglich war, es Jedem recht zu machen und den eigenen Staat nicht zu gefährden. An den Kämpfen gegen die französische Republik hatte Friedrich August III. als deutscher Reichsfürst Theil genommen, hatte bis 1795 strenge Neutralität beobachtet, 1806 sich aber mit Preußen verbündet. Die Schlacht von Jena zwang ihn, am 11. December mit Napoleon zu Posen nicht nur Frieden zu schließen, sondern — um den Sieger gegen sein ewig gequältes Volk milde zu stimmen, trat auch er dem Rheinbunde bei. Dieser Akt trug ihm das neu gestiftete Großherzogthum Warschau, die Anwartschaft auf die Krone des wieder aufzurichtenden Polens und die Königswürde ein, die Treue aber, welche er Napoleon im Unglücke selbst bewahrte, verflocht ihn in der Schlacht bei Leipzig auch in das furchtbare Schicksal des Cäsaren. — Das Schlimmste geschah, der Wiener Congreß nahm ihm die Hälfte seiner Staaten und — im tiefsten Unglücke wenigstens ein Glück noch! — ließ ihm die größte Hälfte seiner Unterthanen, den betriebsamsten, dicht bevölkertsten Theil seiner Lande! Sachsen wurde damals auf den heutigen Umfang des Königreichs reducirt! — — — —

Licht und dunkel, leidenreich und hoffnungskräftig und dabei ewig bewegt, — das war Sachsens Loos bis zu König Johanns Geburt gewesen, und auch er in seiner Zeit sollte jenes „bittere Kraut" schmecken, das dennoch „Leib und Seele gesund" macht. — König Friedrich August hatte zwei Brüder, die Prinzen Anton und Maximilian; von Prinzessin Marie von Zweibrücken, seiner Gemahlin, besaß er nur eine Tochter. — Prinz Anton, der Thronerbe, war kinderlos, die Geschlechtsfolge im sächsischen Königshause ging somit auf Prinz Maximilian, den dritten Bruder, über. Derselbe besaß von seiner Gemahlin Caroline Prinzessin von Parma zwei Söhne, Friedrich August und Johann, jetzigen König von Sachsen, wie eine Tochter Prinzessin Maria. —

Johann, der greise Herrscher, welchem diese Blätter geweiht sind, erblickte 1801 am 12. December das Licht der Welt, zu einer Zeit also, wo die Kriegswetter von Westen bereits finster

über das deutsche Land daherzogen. Fünf Jahre alt war er, da das deutsche Elend zu Jena besiegelt wurde und mit seinem zwölften Jahre mußte er die schweren Folgen empfinden, welche der Befreiungskrieg seinem Hause und Volke auferlegte. Auf das tiefe und sinnige, jeder Zwietracht und Gewaltthat völlig abgeneigte Gemüth des jungen Prinzen Johann mußten wohl diese Eindrücke schwersten häuslichen Unglücks um so erschütternder und nachhaltiger wirken, als sie ihm schon in so zartem Alter zu Theil wurden, ihm, ehe er zu leben recht begann, des Lebens Wandelbarkeit nur zu deutlich machten! Frühe schon wendete sich sein Herz also den Gefühlen, sein Geist der Erlangung jener Besitzthümer zu, die unverlierbar sind und die rechten Tröster des Lebens, dem Glauben und dem Wissen! — Seine Neigung galt zeitig dem Umgange mit geistreichen Männern und ernstesten Studien, besonders historische, juristische und linguistische zogen ihn an. Seine erste Bildung erhielt er durch den Prinzen Maximilian, seinen Vater selbst, welcher mit strengen religiösen Grundsätzen jene milde Gesinnung verband, die das schätzbarste Gut Johanns wurde, welche ihm über die Schwierigkeiten der Zeit starkgläubig hinweghalf und die ihn, als Gott ihm den nie erhofften Thron beschied, so tief geliebt und verehrt bei seinen Unterthanen machen sollte. Später übernahm ein alter katholischer Schweizer, General Freiherr von Forell, seine wie seiner beiden Brüder Erziehung. Außer demselben war bei den drei Prinzen noch Domherr Ignaz, Freiherr von Wessenberg, Bruder des österreichischen Ministers, der bekannte Generalvicar von Constanz, als Studiendirector und Lehrer angestellt. Dieser seltene und geistesgroße Mann, das wahrhaftige Vorbild eines rechten Priesters der katholischen Kirche, des berühmten Kanzlers von Dalberg Freund, war es, welcher für Diöcesaneinrichtung, Pastoralconferenzen, Bildung des jüngeren Klerus, Schulunterricht, Verbesserung des Rituals, Einführung der **deutschen** Sprache in die kirchliche Liturgie, namentlich aber auf eine **katholische deutsche Nationalkirche** unter einem **deutschen** Primas alle seine Bestrebungen richtete und natürlich —

wie derlei immer — dabei in Rom verunglückte! Dieser vortreffliche Mann leitete besonders des Prinzen historische und geographische Studien. — 1814, also in seinem 13. Jahre, kam Johann ferner unter die Leitung des protestantischen Generals von Watzdorf, auf seine spätere Entwickelung aber hatte der bekannte Criminalist Hofrath Stübel, als sein juristischer Lehrer, den entschiedensten Einfluß. Von ihm schreibt sich besonders des nachmaligen Königs besondere Vorliebe für dieses Fach her. —

Möge hier gleich einer Angelegenheit erwähnt werden, welche in Sachsen als Anomalie erscheint, wenigstens als solche mehrfach, obwohl mit Unrecht, bezeichnet wird. — Die Reformation und der Vertrag zu Passau hatten sowohl seitens der katholischen wie protestantischen Staaten, wie schon gesagt, das placetum regium und den Grundsatz: „Wessen das Land, dessen der Glaube“ aufgestellt und die Regenten somit auch zu religiösen Häuptern und Wächtern ihrer Nationen gemacht. Der Begriff einer Staatskirche war dadurch zuerst festgestellt worden. — Sachsen war seit Luthers Tagen durchweg protestantisch, seitdem August der Starke aber die Krone Polens genommen hatte, war die Albertinische Linie indeß katholisch geworden. Unter jedem andern Dynastengeschlecht hätte dies von höchster Gefahr für den Gewissensfrieden des Landes werden können, aber nicht blos die Geschichte strafte in Sachsen solche Furcht Lüge, es hat sich auch bis diese Stunde niemals ernstlich fühlbar gemacht, daß Herrscherhaus und Volk Gott auf verschiedene Weise verehren. Niemals haben die Könige von Sachsen die humanen Grundsätze Friedrichs des Weisen verleugnet, und des Prinzen Johann Gesinnung zumal war eine so von Toleranz und geistiger Freiheit durchleuchtete, daß sich hierdurch schon die Harmonie zwischen ihm und seinem Volke in diesem zarten Punkte selbst erklärt. — Wissenschaftlichkeit war die bewegende Kraft in Johanns Seele! Nicht nur, daß er einzelne Zweige der Naturkunde pflegte, seine Lust an höherer Sprachvergleichung ihn selbst die Schwierigkeiten des Sanskrit überwinden ließ, sein Verlangen, die alten Quellen unserer Religion in der Ursprache lesen zu können, trieb ihn zum Studium der griechischen Literatur

und machte Homer, Plato und Thukydides, — seine lebendige Theilnahme aber an der Gesetzgebung des Staats und der Ergründung des Geistes althellenischer Staatsweisheit machte auch Aristoteles zu seinem Freunde. Mit nicht geringerer Vorliebe wendete er sich endlich der italienischen Poesie zu und versenkte sich in den hohen Geist eines Dante Allighieri.

Am 21. November 1822 vermählte sich Prinz Johann mit Prinzessin Amalie Auguste von Bayern, Zwillingsschwester der Prinzessin Elisabeth, welche ein Jahr später (29. November) des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen Gemahlin wurde. — Ueber das Glück und die Harmonie dieser Ehe ein Wort verlieren zu wollen, ist völlig müßig; das Leben und häusliche Glück seines Herrscherpaares kennt jeder Sachse genau genug. Durch diese Heirathen beider bayrischen Prinzessinnen wurden die Höfe von Dresden und Berlin inniger verknüpft, und diese hohen Frauen zumal dürften wesentlich dazu beigetragen haben, die schmerzlichen Wunden vernarben zu lassen und eine Entfremdung zu verbannen, welche Sachsen bisher nicht ohne Grund gegen seinen nordischen Nachbar gehegt hatte. Vergesse man nur nicht, daß die Tage Friedrichs II. im Sachsenvolk wie seinen Herrschern sehr unsympathische Gefühle zurückgelassen hatten, daß durch den Wiener Congreß nicht nur die reichen nördlichen Provinzen des alten Kursachsen, mit ihnen auch die alten Stammsitze der Wettiner und die Orte, an welche ihr historischer Ruhm sich knüpfte, — Halle, Torgau, Wittenberg, — in Preußens Besitz gelangt waren. Es heißt nur gerecht sein, offen zu bekennen, daß die Sachsen Preußen nicht liebten, es nicht lieben konnten und das Gefühl des Widerwillens und der Besorgniß, nachdem es längst vom Hofe zu Dresden gewichen war, noch in der Bevölkerung bis weit in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hinein rege blieb; — Erinnerungen lassen sich eben nicht über Nacht bannen! Viele Factoren kamen indeß hinzu, die bestehenden Vorurtheile wesentlich zu mildern. Erstlich war der sächsische Volkscharakter wesentlich mehr nordischer als süddeutscher Natur. Böhmen und Czechen, seine Nachbarn, waren sicher die Menschenrace nicht, Sachsen dem Süden zu assimiliren.

Schon die Tradition dieses fleißigen Handelsvolks verband es mit Preußen. Die alten nordischen Straßen über Magdeburg und den Fläming, die östliche durch die Lausitz, die westliche durchs Saalthal, führten ja in preußisches Gebiet und durch tausendfältige Lebensberührungen, erleichtert von der fröhlichen Gutmüthigkeit der Grün-Weißen und der Schwarz-Weißen, machten Schmerzen milder, welche die Völker doch nicht selber, sondern das leidige Kriegsfatum und eine begrabene Politik verschuldet hatten. — In den Anfang der zwanziger Jahre fiel die Demagogenperiode, welche sich in Sachsen nicht minder fühlbar machte und die erste politische Erregung in gewissen Schichten der Bevölkerung Deutschlands verursachte. — Der Zauber, den Dante's Kunst je länger desto stärker auf den Prinzen Johann ausübte, hatte ihn 1826 endlich zu dem Entschlusse gebracht, die ersten zehn Gesänge in reimfreien Elfsylben zu übersetzen und mit einer wissenschaftlichen Erklärung zu versehen. Wer da weiß, wie in dieser gigantischen Schöpfung der Patriot Dante die Anschauungsweise der damaligen Welt in politischer wie kirchlicher Hinsicht niederlegte, wie er dem damaligen düstern Treiben in Rom gleich Gegner, der Kraft und Einheit seines Landes gleich schwärmerischer Freund war, wird leicht einen Blick in die mitempfindende, lichte und reine Seele des Prinzen Johann zu thun vermögen, wer aber berücksichtigt, wie derselbe die verschiedensten Scholastiker jener Periode, die damaligen gesammten politischen Verhältnisse Italiens studiren mußte, um zum Verständnisse seines Autors zu gelangen, wird ermessen, welchen umfänglichen Vorarbeiten der Prinz sich hinzugeben hatte, ehe er an die Uebertragung des Werkes selbst zu gehen vermochte. So ward denn erst 1839 das deutsche Publikum durch dieses namhafte künstlerische Geschenk überrascht, das Prinz Johann unter dem Pseudonym „Philalethes" zu Dresden und Leipzig erscheinen ließ. Daß es im Laufe der Zeit sehr viele Auflagen erlebte, beweist wohl zur Genüge seinen inneren Werth und den Dank, welchen die gebildete Welt dem fürstlichen Gelehrten zollte. — Am 5. Mai 1827 hatte König August III. sein schwerbewegtes Leben geschlossen, sein Bruder Anton folgte ihm. Das

Jahr darauf, am 23. April, ward Prinz Johann durch die Geburt seines ersten Sohnes Prinz Albert erfreut, den die Vorsehung bestimmt hatte, als Kriegsheld dieses Jahrhunderts in Deutschland das alte Rautenbanner zum Ruhme seines Volkes jauchzend wieder zu erheben. Seine Geburt wurde vom Volke mit heißem Dank und Freude begrüßt, denn die Dynastie stand nur auf wenig Augen, hatte im letzten Jahrhundert nur zu sehr die Symptome jener Lebensermattung gezeigt, welche der Weißenburger Linie ein so schwermüthiges Ende bereitet hatte. Am 4. Februar 1830 wurde Prinz Johanns zweites Kind, Prinzessin Elisabeth geboren, welche nachmals die Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Sardinien geworden ist. — König Anton, stets von schwächlicher Gesundheit, sah sich am 13. September genöthigt, seinen Neffen Prinz Friedrich August, Johanns älteren Bruder, zum Mitregenten zu erwählen, nachdem dessen Vater, Prinz Maximilian, zu seinen Gunsten auf die Thronfolge verzichtet hatte. Das folgende Jahr (5. April) beschenkte Prinz Johann mit seinem zweiten Sohne Ernst Ferdinand, während 1832 am 15. Mai der Kronprinz und Mitregent Friedrich August seine Gemahlin Caroline, Erzherzogin von Oesterreich, verlor, ohne Leibeserben von ihr zu besitzen. Dadurch war die Geschlechtsfolge allein nur auf die Maximilianische Familie noch gestellt und um so mehr gewährleistet, als 1832 am 8. August Prinz Johann in Friedrich August Georg noch einen dritten Sohn erhielt. — Am 6. Juni 1836 segnete König Anton das Zeitliche und Johanns ältester Bruder, als König Friedrich August IV., bestieg den Thron. — Zwei Jahre später (am 3. Januar) starb auch Prinz Maximilian, der Vater des damals regierenden Königs und des Prinzen Johann, nachdem ihm seine Gemahlin bereits vorangegangen. Er muß ein stiller, sinniger und höchst einsichtsvoller Mann nach Allem gewesen sein, was man heute noch von ihm weiß. Die Erziehung seiner Söhne, zumal die kraftvolle geistige Richtung, welche er besonders dem sächsischen Königshause zu geben gewußt hat, scheint darauf hinzudeuten, daß, obwohl selbst ohne Regentenehrgeiz, er doch sehr wohl wußte, wie Sachsens wesentliches

Heil und sein Flor hauptsächlich auf intellectuellem Gebiete liege! —

Seit 1830 und der Juli-Revolution waren inzwischen wichtige Veränderungen in Europa vorgegangen. Die alte Stille war dahin, die socialen Doctrinen flatterten ins deutsche Land herein, ein erhöhteres Pulsiren und Regen war bemerkbar, der Individualismus schlüpfte aus dem Ei! — Die folgenden zwanzig Jahre waren für Sachsen unbedingt segensreich. Den Anstoß, welchen die Zeit erst leise, aber immer deutlicher gab, wurde von der sächsischen Betriebsamkeit wohl verstanden. Immer mehr wuchs Leipzigs Handel, des Erzgebirges Schätze schlossen sich auf, der Segen, welcher in aller Noth dem kleinen Königreich verblieben war, trieb jetzt seine quellenden Blüthen, die Kraft des fruchtbaren Bodens und eine unzerstörbare, rührige Arbeitslust seiner Einwohner. Sachsen, verengt, schien gerade alle seine Eigenschaften jetzt comprimirt zu haben und die Eisenbahnen (seit 1837 die Leipzig-Dresdener) waren so recht eine Erfindung nach sächsischem Bedürfniß; sie vollendeten den Umschwung, welcher sich in den Handels- und Productions-Verhältnissen bereits bemerkbar machte und die Sachsen im eminentesten Sinn des Worts zu einem Industrie-Volke erhob. Alle Weltgegenden standen ihm fortan offen und sein verständiger Sinn, dem der Engländer in sehr Vielem verwandt, nutzte die Zeit als Geld und verzehnfachte das Leben, indem er ihm erhöhteren Pulsschlag gab! Es war indeß nur zu natürlich, daß auch hier wie überall, wo der Mensch sich der Wichtigkeit seines Daseins für das Ganze durch thatsächliche Erfolge bewußt wird, der Freiheitstrieb des Individuums um so stärker, rücksichtsloser erwachte und Ansprüche machte, die früheren Zeiten völlig unbekannt waren. —

Das Jahr 1848 kam über Sachsen so gut, wie alle anderen Länder. Seine Erscheinungen sind überall zu sehr dieselben gewesen, um die speciell sächsischen noch hervorzuheben. Bei vielem Schlimmen hatte diese Zeit dennoch das Gute, Sachsen zu der wesentlich liberalen Verfassung zu verhelfen, welche es heute noch besitzt. Ursprünglich mit den Ständen vereinbart, war sie im

Jahre 1849, namentlich aber durch das Gesetz vom 5. Mai 1851, wesentlich verändert und den neueren politischen Anschauungen gemäß gestaltet worden. Christen und Juden waren gleiche staatsbürgerliche Rechte gewährt, außer den bestehenden Klöstern neue zu errichten, wie die Zulassung des Jesuiten- und anderer geistlicher Orden verboten worden. Durch das Zweikammersystem hatte man aber wie in Preußen die Staatsgewalt unter drei gleichberechtigte Factoren getheilt und Sachsen trat somit in den Vollgenuß des bürgerlich freien politischen Lebens, durch welches die heutigen Völker allein noch zu gedeihlicher Entwickelung kommen können. — Der schleswig-holsteinische Krieg, an sich fruchtlos, berührte Sachsen nur als Sache deutscher Sympathie. Um so mehr waren die nächsten zwei Jahre für die Politik Sachsens entscheidend und nicht gerade vielleicht in durchaus glücklicher Art. — Wir haben mehrfach schon geschildert, wie das Jahr 1848 mit dem Thronwechsel in Oesterreich und Metternich's Rücktritt der stabilen alten Politik ein Ende machte und die aggressionslustigen Schwarzenberg-schen Maximen aufbrachte, den diplomatischen Individualismus und den politischen Egoismus. Ferner dürfen wir wohl erwähnen, daß den Hof von Dresden sowohl alte Freundschaft wie manche Gesinnungsähnlichkeit damals mit der Hofburg verknüpften. Dies Alles, scheint uns, wäre aber nicht gerade angethan gewesen, Sachsens Beziehungen zum deutschen Norden zu verschlechtern und Antagonien neu zu erwecken, welche weislich begraben worden, hätten sich leider nicht die Hände gefunden, — um Knoten zu schürzen, wo sie hinderlich waren, Fäden zu verwirren, wo sie verbinden sollten, die sächsische Politik aber in ein unruhiges Fahrwasser zu leiten und eine Parteimaxime dem Wohle des Landes voranzustellen. Diese Hände gehörten Niemand sonst als dem königlich sächsischen Kammerherrn Friedrich Ferdinand Freiherrn von Beust!

Wir haben weder im Sinne, diesen Staatsmann zum Objecte einer Kritik zu machen, noch weniger sind wir in der Lage, organisch seinen Wegen als Staatsmann zu folgen, selbst wenn das hierher gehörte. Aber immerhin wird doch, um Sachsens edlem Herrscher und

seinem wackern Volke gerechte Würdigung zu zollen, nicht zu verschweigen sein, daß alle bis dato offenkundigen Amtshandlungen Beust's als Minister des Aeußern wie des Innern Zeugniß ablegten, daß er immer ein besserer Oesterreicher als **Sachse** gewesen ist und ihm, so lange er die Angelegenheiten zu Dresden leitete, der objective Blick für die äußeren Verhältnisse, der historische Sinn für Sachsens vergangene Prüfungen und Gefahren vollständig gemangelt haben dürfte. Mag sein, daß er — 1834 mit fünfundzwanzig Jahren schon von Sachsen abwesend, Diplomat an den verschiedentlichsten großen Höfen zu London, Paris und München gewesen war — eher an den Verhältnissen von aller Herren Ländern, als an denen seines Vaterlandes sich gereift und dessen Lebensbedingungen erkannt hatte, wie er das Ministerportefeuille Anno 1849 übernahm. Er mag als Gesandtschaftssecretär zu Berlin 1835—1838, wie 1848 daselbst als Gesandter von dem Staate Preußen auch die kläglichsten Begriffe mit sich genommen haben, wie das ja sehr möglich*) gewesen ist, — Weltpolitik zu treiben konnte aber schwerlich Sachsens Sache sein, und gab es eine haltbare Politik für dies Königreich, so konnte sie damals nur auf der Solidarität der deutschen Bundesstaaten im alten Sinne Metternich's beruhen, nicht in einer politischen Concurrenz, die, wenn sie erhöhte Macht eintrug, so gewiß doch auch erhöhte Gefahr. Der Sinn der gesammten Beust'schen Politik war vom Jahre 1849 ab bis 1866: entweder mit Oesterreich und den Anderen, oder ohne Oesterreich mit den Anderen, jedenfalls aber immer **gegen** Preußen zu operiren! — Wenn wir auf die Tage Kurfürst Augusts II. zurückblicken, dann muß uns nothwendig die Aehnlichkeit der Brühl'schen Taktik mit der des nachmaligen österreichischen Reichskanzlers überraschen. Hiermit ist keinesfalls aber gesagt, daß die Politik Sachsens vor 1866 etwa von Gewissenlosigkeit oder persönlich schlechten Beweggründen, wie jene Brühl's, geleitet gewesen sei. Beust's staatsmännisches Benehmen also dürfte lediglich so nur zu erklären sein, daß er in Anschauungen und Ideen

---

*) Bei Roon und Bismarck nachzulesen.

befangen gewesen war, welche, seinem Dafürhalten nach, zum Heile Sachsens führen mußten, aber eben das Gegentheil zur Folge hatten. Seine Täuschung über Preußen theilte er überdem mit allen Anderen. — —

Graf Beust übernahm Sachsens auswärtiges Amt gerade in dem schwierigen Augenblick, wo die Frankfurter Kaiserdeputation in Berlin Fiasko gemacht hatte, Radowitz seine Unionsbestrebungen ventilirte und die beiden deutschen Parlamente fruchtlose Versuche zu einer Reichseinheit machten. Oesterreich und Preußen waren aufs Aeußerste gespannt, da Letzteres die Gleichberechtigung bei der Bundesführung verlangte. Die allgemeine Conjunctur der Cabinete war gegen Preußen gerichtet und daß Beust ebenso dachte, ist anzunehmen. — Sachsen trat dem Vier-Königs-Bündnisse bei. Dasselbe ging aber an dem Widerstande Oesterreichs wie Preußens zu Grunde; Beiden war eine dritte Staatengruppe eben nicht genehm. Die deutschen Cabinete mehrentheils und auch Sachsen gravitirten nun zu Oesterreich und constituirten sich zu einem neuen Bundestage. Wie Preußen nach dem Tage von Olmütz demselben gezwungen beitrat und welcher Unterschied zwischen ihm und den übrigen Staaten bei dieser deutschen Neugeburt obwaltete, ist bereits geschildert worden. Dies Bundesverhältniß konnte seiner ganzen Natur nach Nichts weiter als ein fortdauernder, stets wachsender Rivalitätenkampf der beiden deutschen Großmächte und eine Kette zweckloser Versuche der kleineren Cabinete sein, durch verschiedenartige Gruppirungen bei diesem Kampfe zu interveniren oder für die eigene, größere Selbstständigkeit dem geeigneten Augenblicke Zugeständnisse abzuringen. Letzteren Bestrebungen verdankte auch die Triasidee von der Pfordten's ihre Entstehung, bei welcher Herr von Beust Pathe stand, und der Frankfurter Fürsten-Congreß, welcher, wie uns ausdrücklich — und zwar in Süddeutschland — versichert worden ist, eine Geburt Beust's und eines kleinen mitteldeutschen Dynasten gewesen sein soll! — Die alte gefährliche Lage Sachsens, welche ihm so viel Leid schon eingetragen, hätte gerade bei einem Rivalitätsstreit zwischen Oesterreich und Preußen den sächsischen Staatsmann sehr

bedenklich machen sollen. Sobald man die Feder wegwarf, um zum Schwerte zu greifen, war Sachsen eben ein beiden Theilen offenes Land. War es ohnehin schon traurig genug daran, ob es nun zu der einen oder zu der andern Partei hielt, oder aber auch beiden seine Grenze verschloß, so war es doch sicher dann erstes Angriffsobject, wenn es den blutigen Austrag des Streits gar noch beförderte, statt alle Mittel aufzubieten den Frieden zu erhalten. Brach der Kampf los, so mußte, falls der Bund sich gegen Preußen erklärte, Sachsen unbedingt zu ihm stehen, denn es war freiwillig zu demselben, wie er nun eben war, beigetreten, konnte eben nur durch einen Bruch der Bundestreue neutral bleiben. Deshalb aber war um so mehr zu beklagen, daß Beust, dies wissend, nicht der Eifrigste war, einen Conflict unmöglich zu machen, da von seiner persönlichen Haltung*) wesentlich der Friede abhing. Wir haben dies gleich hier erörtert, um zu constatiren, daß die auswärtige Politik Sachsens nicht erst unter König Johann, also 1854, inaugurirt worden ist, sondern dieselbe mit allen ihren Beziehungen damals bereits bestand und auf der allgemeinen Annahme der meisten deutschen Cabinete beruhte: daß Preußen ohnmächtig und Oesterreich, wenn irgend Jemand, zur Führerschaft Deutschlands allein berufen sei. — Napoleon III. hatte den Kaiserthron bestiegen und mit ihm kam eine neue und die schwerste Wolke an Europa's politischen Horizont; man hatte alle Ursache, sich vor ihm in Deutschland durch größte Einigkeit zu sichern. — Man that es nicht! — — Im Jahre 1853 vermählte sich des Prinzen Johann ältester Sohn, Albert, der präsumtive Thronerbe, mit Carola, Prinzessin von Schweden aus dem Hause Wasa. — Ein Jahr später brach der Krimkrieg los, durch welchen Oesterreichs Haltung auch Deutschland affizirte, und unter diesen Sorgen starb (9. August) König Friedrich August und Prinz Johann, sein Bruder, folgte ihm. — —

Bis zu dem Augenblicke, wo König Johann den Thron seiner Väter bereits in einem Alter von 53 Jahren bestieg, hatte der=

*) Fürst Bismarck S. 131, Bd. II.

selbe nur seinen Studien gelebt. Dieser stillen Welt des Gelehrten-Daseins ward er wider Willen entrissen und fand die Zustände wie die Zeit, — wie sie eben lagen, das heißt: sehr bewegt. Mit der ihm eigenen regen Sorgsamkeit und Hingabe widmete er sich seiner schweren Pflicht unter Verhältnissen, welche Jahr für Jahr peinlicher und sorgenvoller werden sollten. Gerade ihm, dem friedlichsten aller Monarchen, war der Austrag der ernstesten aller Zeitfragen aufbehalten, aber — als ob Gott ihn auch belohnen wolle, der Aufgang einer schöneren, großen und erhabenen Ordnung! — Mit dem Ausgange des Krimkrieges war Europa's bisheriger Schutz, die heilige Allianz, zerrissen und der Beweis geführt, Napoleon III. sei ein ewiger Unruhestifter und werde die Zeiten seines Oheims nach Kräften erneuern; schon hatte derselbe die Verträge von 1815 als defect erklärt und — sie waren es eigentlich auch! Ob Herr von Beust sich vielleicht demselben stillen Gedanken hingab, wissen wir nicht, obwohl er ohngefähr so handelte. Daß König Johanns Seele jeglichen Aggressionen gänzlich fern war, ihm seines Landes Frieden theurer war als Alles, ist gewiß. Ihn verband ferner eine brüderlich herzliche Freundschaft mit seinem Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. Beide hatten sehr viel geistige Eigenschaften gemein, und die alljährlichen Besuche des Preußenkönigs auf Schloß Pillnitz gaben ihrer Zuneigung eine immer steigendere Innigkeit. Bei einem dieser Besuche im Jahre 1857 war's, daß am 13. Juli Friedrich Wilhelm IV. von seinem ersten, fast tödtlichen Schlaganfalle heimgesucht wurde, welcher seiner Regentenwirksamkeit für immer ein Ziel setzte. Die Regentschaft wurde provisorisch in Preußen eingesetzt; als sie definitiv wurde, fiel das Ministerium Manteuffel-Westphalen und die Politik von Olmütz; Preußen begann sich — obwohl unter schweren inneren Kämpfen — an der kraftvollen Hand Wilhelms I. wieder aufzurichten. Daß es dies ernstlich je vermögen könne, bezweifelte man überall in Deutschland, somit auch in Sachsen. — 1859 am 11. Mai vermählte sich Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, mit Marie Anna, Infantin von Portugal. In demselben Jahre brach auch der italienische Krieg

aus, dessen Bedeutung und schwere Folgen bereits erörtert sind. Daß sie von Herrn von Beust noch weniger begriffen wurden als von Herrn von der Pfordten, bewies, daß derselbe nachmals weit weniger vorsichtig auftrat, als Letzterer. Im Gegentheil schien die verschärfte Haltung der beiden deutschen Großmächte zu einander und der anbrechende Reorganisationsconflict in Preußen Herrn von Beust in seiner Politik gegen letzteres nur zu bestärken. Dazu kamen Oesterreichs Differenzen mit Preußen wegen Schleswig-Holstein und wegen Reform der Bundeskriegsverfassung. — Einen nicht zu unterschätzenden Grund für Beust's Argwohn und erhöhtere Abneigung mag im Herbste 1862 auch Bismarck's Eintritt ins Berliner Cabinet abgegeben haben und daß dieser Mann Inlands- und Auslandspolitik in seiner Hand vereinte. Daß Preußen seine Rolle der Abhängigkeit satt habe, war ja ersichtlich genug; wie Bismarck über den Bund und Oesterreich aber dachte, konnte man wissen. Man mochte denselben für sehr geneigt halten, bei erst-bester Gelegenheit den Bund zu sprengen und eine selbstständige preußische Politik zu inauguriren, welche der Stellung der Mittelstaaten bedrohlich war. Das Mißbehagen derselben mag auch erklärlicher Weise durch das Zerbrechen des Vier-Königs-Bündnisses wie der Pfordten'schen Trias-Idee gewachsen sein. Im italienischen Kriege wie in der Neuenburger Affaire, im Guten wie im Schlimmen hatte Oesterreich bereits über die Köpfe der Bundesregierungen **hinweg** mit wie gegen Preußen operirt und sich der Kleinstaaten immer nur dann bedient, wenn es galt, die Majorität des Bundes gegen seinen Gegner im deutschen Norden zu vereinen. Sicher war Sachsens Stellung zwischen ihnen am unleidlichsten und der Wunsch seines Staatsmannes gewiß nur zu gerecht, es aus dieser seiner Lage herauszubringen. Seine Voreingenommenheit ließ ihn aber gerade leider das falsche Mittel ergreifen. Um die Mittelstaaten aus ihrem Adhäsionszwange herauszubringen, Deutschlands Geschicke fortan durch ein höchstes Forum bestimmen zu lassen und jedem deutschen Dynasten einen directen, ebenbürtigen Einfluß auf dieselben zu verschaffen, gerieth eben Beust auf die sublime Idee des Frankfurter Fürsten-Congresses,

welcher schreiender denn je die unlösbaren Dissonanzen darthat, an denen das deutsche Gemeinwesen litt. Daß dieses Project durch Preußens Wegbleiben scheiterte, war wohl der stärkste Grund für Beust, bei erster Gelegenheit Regreß zu suchen. — Oesterreich und Preußen standen so bitter einander gegenüber, daß jede fernere Gemeinschaft unmöglich schien. Blieben beide auf diesem Fuße, so wäre vielleicht doch nicht unmöglich gewesen, durch ein drittes Bündniß in einer compacten mitteldeutschen Staatengruppe eine dominirende Macht zu gewinnen! Nicht unmöglich, meinen wir, wahrscheinlich aber, — wenn wir auf deren damalige Wehrkraft blicken, — gewiß nicht.

Die beiden großen Gegner vertrugen sich indeß zu allgemeiner Ueberraschung plötzlich, allerdings nur, — um sich später desto sicherer zu trennen und eine Katastrophe in Deutschland zu beschleunigen; der schleswig-holsteinische Krieg kam! — Als Christian IX. den dänischen Thron bestiegen hatte und die Einführung der Gesammtstaatsverfassung in den Herzogthümern gewiß war, hatte der deutsche Bund die Execution beschlossen. 12,000 Sachsen und Hannoveraner unter dem Commando des General von Hake, als Bundesoberbefehlshaber, rückten in Schleswig-Holstein ein. Aber ohne sich an den Bund zu kehren, hatte sich Oesterreich mit Preußen verständigt, den Krieg mit demselben allein zu führen, hatte Preußen — horribile dictu — das Obercommando überlassen und am 19. Januar 1864 verlangte Preußen darum also, daß sich General von Hake unter das Obercommando Wrangels stelle. Hake weigerte sich, die preußischen Truppen rückten in die Herzogthümer ein, die Bundesstaaten remonstrirten theilweise und — erfolglos! — Oesterreichs Beweggründe haben wir nicht zu erörtern, doch daß dies Vorgehen der Großmächte in der Sache weder bundesfreundlich noch courtoisievoll gewesen ist, kann man wohl zu behaupten wagen. Preußen hatte die Olmützer Politik offen und ein für alle Mal desavouirt, hatte den Zwang des Jahres 1850 zerbrochen. Sind wir gerecht und sehen wir auf jene tristen Zeiten zurück, wo die Reichskriege in der Art geführt wurden, daß jeder Oberbefehlshaber operirte wie er **Lust** hatte und der Sieg un-

möglich gemacht wurde, weil keine Einheit der Leitung vorhanden war, so werden wir zugeben, daß das Uebereinkommen beider Großmächte an sich nur vernünftig war. Eben so gewiß ist aber auch, daß Oesterreichs Benehmen den von ihm selbst geschaffenen Bund negirte, sich über dessen Rechte wegsetzte. Damit war die Rolle des Bundes eigentlich bereits ausgespielt. Er mußte sich unterordnen, — das „Wem“ war nur noch die Frage! Das Moment seiner Auflösung, der große Wendepunkt deutscher Geschicke lag damals mithin schon auf der Hand. — Des Krieges Verlauf und wie sich aus dem österreichisch-preußischen Siege der eigentliche Zwiespalt, der deutsche Bruderkrieg entspann, übergehen wir hier. — Der Friede war mit Dänemarck ohne den Bund geschlossen worden, Oesterreich und Preußen allein waren Genossen im Besitz der Herzogthümer, die übrigen deutschen Cabinete hatten betreffs ihrer Nichts dreinzureden! — Billig gehandelt war das vielleicht nicht! Doch jedenfalls ist zu erwägen, ob es politisch richtig von Seiten des Bundes gehandelt, ob es seinerseits wohl gerechtfertigt war, dagegen so ernstlich, wie im November geschah, aufzutreten und diejenigen Lande besetzen zu wollen, zu deren Befreiung das Blut seiner Truppen nicht geflossen war. — Hannover wie Sachsen nahmen drohende Haltung an; ersteres fügte sich zwar, aber Beust schien durch das Schwert schon jetzt das deutsche Problem lösen zu wollen. Der Bundesbeschluß vom 5. December machte, Gott sei Dank, dem drohenden Unheil ein Ende. Welcher Freund deutschen Gemeinsinns und Namensverbrüderung muß heute nicht bei dem Gedanken beben, was geworden wäre, schlugen diese beiden Staaten damals wirklich gegen Preußen los! — Das Wetter war vorüber, Bismarck's Erklärung an die Mittelstaaten vom 15. December aber konnte ihnen, konnte jedem Staatsmann in Deutschland wohl klar machen, daß in Berlin das Bewußtsein eines sehr ernsten großen Ziels und die feste Ueberzeugung seiner Kraft, es zu erringen, obwalten müsse, um eine so kategorische Sprache zu rechtfertigen. Man wird wohl nicht fehlgehen, zu meinen, daß Beust diese Sprache so wenig wie andere Bundesdiplomaten verstand, daß er diese Expectoration vielmehr für den

jugendlichen Stolz eines kleinen Siegers hielt, der von den Höhen von Düppel Jeglichen ankrähe, aber verstummen müsse, sobald ein großer, honetter Tanz losgehe. — Diese Vermuthung wird wenigstens durch die Kundgebungen der officiellen wie officiösen Presse im Frühjahr 1866 erhärtet. —

Der deutsche Bruderkrieg! — Es ist nicht zu erörtern, Wer ihn hätte vermeiden können, wie — und ob er überhaupt für die Dauer völlig zu vermeiden war. Letzteres wird wohl Jedermann verneinen. Bei König Johanns mildem Sinne, bei seiner nichts weniger als kriegslustigen Natur, ja daß er unter allen deutschen Dynasten gerade Derjenige ist, welchem schon aus persönlich herzlichen Beziehungen eine dauernde und wahre Freundschaft zwischen den Häusern Habsburg und Hohenzollern erfreulich sein muß, mußte er in der Seele tausendfältigen Schmerz empfinden, als er sich der Nothwendigkeit zu beugen hatte, mit Oesterreich und dem Bunde gegen Preußen das Schwert zu ziehen. Diese Nothwendigkeit war unerbittlich und eisern! Nachdem Oesterreich zum Bundesstandpunkt zurückgekehrt war, man in Frankfurt am 14. Juni 1866 den Krieg gegen Preußen beschlossen hatte, gab es für König Johann nur noch die Wahl: die Bundestreue, welche Sachsen freiwillig gelobt hatte, zu brechen, oder Front gegen Preußen zu machen.

Er wählte blutenden Herzens das Letztere. — Das königlich sächsische Heer, von dem reckenhaften Kronprinzen Albert in Person commandirt, — mit ihm das königliche Haus, verließen Sachsenland und zogen gen Oesterreich, mit seinem Schicksale das ihre vereinend. Das Verhängniß hatte einmal die alte ungelöste deutsche Frage unserer Zeit zum Austrage aufgezwungen, man ließ es denn — gesenkten Hauptes gewähren. — Leicht könnte man hier die Frage aufwerfen, weshalb man Sachsen schutzlos sich selber überließ, das eigene Heer vielmehr, statt das Vaterland zu vertheidigen, als Contingent Benedek's Armee in Böhmen verstärkte? Zweifellos war dies politisch wie strategisch richtig gehandelt, die geographische Lage Sachsens bedingte es. Widerstand das sächsische Heer, sei's mit oder ohne Oesterreich, dem preußischen Gegner in

Sachsen selbst, so wurde dies Land wie immer der Tummelplatz des Krieges und ging darüber vielleicht völlig zu Grunde. Andererseits war auch wahrscheinlich genug, daß Preußens Gegner, wenn sie ihm in Sachsen selbst die Entscheidung boten, durch Schlesien und die Lausitz von einer dortigen preußischen Armee leicht abgeschnitten werden konnten. Wurde Sachsen hingegen entblößt, dann war es immer nur Durchgangsstation, kam im Kampfe selbst außer Spiel. Der Gegner mußte das österreichisch-sächsische Heer im böhmischen Kessel aufsuchen, in einer heillosen Mausefalle, wo man hoffen konnte, Preußen zu packen und zu Boden zu werfen!

Dies Argument —, etwa so war es ohngefähr wohl vorhanden, — war nur zu richtig. Daß es nicht wirksam in Scene gesetzt wurde, Oesterreich das brave sächsische Heer aufs Unverantwortlichste opferte und die treuesten seiner Freunde in sein Verderben riß, das war für Sachsens greisen König und sein schuldloses Volk eine so erschütternde Erfahrung, daß sie ihm wohl unauslöschlich im Herzen haften blieb. — König Johanns Prüfungen waren unendlich schwer, und dies wie manch anderes Familienleid beugte die hohe Seele des Dante-Dichters, das Herz, welches nicht für Eroberung, Macht und Gewinn, sondern für die friedlichen, geistigen Güter im Erdenleben allein schlug! — Der Friede von Nikolsburg legte Sachsen keine Beeinträchtigung auf, wahrte völlig seine Integrität und souveraine Freiheit, er bedingte nur König Johanns Beitritt zu dem neu constituirten Norddeutschland.

Als der greise Sachsenkönig an der Spitze seiner heldenmüthigen Truppen Ende 1866 in Dresden wiederum einzog, so war sein erstes Wort: „Mit **derselben Treue,** wie ich zu dem alten Bunde gestanden, **werde ich zu dem neuen halten!!**" — — Mit derselben Treue! Wahrlich, ein goldenes Königswort, ein feierlich ernstes Gelübde, gesprochen über Tausende sächsischer Heldenleiber, die, — schlechten Danks, in Böhmens Erde sich gebettet als heilige Opfer des Gehorsams und der Pflicht! Alle die Thränen, welche ihrem Andenken im Sachsenland geflossen, sind kostbare Pfänder dieser Königstreue und eingelöst, versöhnt und verklärt

worden auf den siegreichen Gefilden jenseits des Rheins im großen Ringkampfe unseres Jahrhunderts!! König Johann besiegelte damals in Person zu Berlin seine Ueberzeugung und mit offenen Armen als ein alter wiedergewonnener Freund ward er empfangen. Deutschlands Völker wie Fürsten waren durch eine schreckliche, beweinenswerthe, aber doch durch eine Bluttaufe gegangen, die sie von den Irrthümern einer vergangenen Zeit, von den Banden befreit hatte, die Jeglicher gleich stark und widerwillig empfunden hatte. —

Was war für Sachsen nach 1866 gewonnen? Wie war seine Lage? — Wir sagen wohl mit der Behauptung nicht zu viel, daß, nachdem durch den Frieden Oesterreich gänzlich aus Deutschland geschieden war, der Uebelstand der Configuration der alten Sachsenlande gänzlich aufgehört hatte! Fest mit dem Norden zusammengeschlossen, bildete es gegen Oesterreich hin die deutsche Südmark, war mit Schlesien im Osten in natürlicher Solidarität. Sein schönster naturgemäßester Beruf im Frieden war ihm, wie vor Alters, zurückgegeben, der Handel und Verkehrs-Vermittler mit dem blühenden Oesterreich, der Knoten- und Durchgangspunkt socialen Lebens Mitteleuropa's, kurz das Herz Deutschlands zu sein, von und zu dem alle die reichen Lebensquellen des gemeinsamen Daseins strömen! Niemand ist wohl fähig, in seinem Umfange und voller Bedeutung das gerade zu würdigen und auszunutzen, als das sächsische Volk und sein einsichtsvoller Monarch. Wenn wir allein den Unterschied der Regsamkeit im Lande, des Aufschwungs in Dresden betrachten, welcher heute allda gegen 1864 etwa — also trotz dreier, alle Verhältnisse erschütternder Kriege — zu finden ist, können wir uns eine ohngefähre Vorstellung von Dem machen, was dies rührige Land sein wird, wenn ihm — selbst nur zehn Friedensjahre fortan gegönnt sein sollten. Gott schenke ihm deren zehn mal zehn, gebe ihm blühenden Frieden für immer! Er würde wahrlich doch nur der sauer und redlich verdiente Lohn für Jahrhunderte langer Schmerzen sein! — — Sogleich nahm Sachsen auch an der Organisation des neuen Bundes regen Antheil, seine Vertreter im Reichstage, seine Staatsmänner

im Bundesrathe waren gleich eifrig, um den gemeinsamen Bau aufzuführen. Eine der ersten und wichtigsten Sorgen aber war das Heer, und dem General-Lieutenant von Fabrice, der im October 1866 bereits das Kriegsportefeuille übernahm, ist die Reorganisation der sächsischen Armee und deren Conformität mit der preußischen zu verdanken, Kronprinz Albert aber und Prinz Georg belebten durch ihr eifriges Beispiel den Sinn für die neue Ordnung. Das deutsche Gemeinwesen erweiterte sich durch das Zollparlament und befestigte sich; ein unwillkürlicher, ganz unverkennbarer Sehnsuchtszug nach Gesammteinigung machte sich bemerkbar und spottete selbst des süddeutschen partikularen Widerwillens, immerhin fehlte indeß noch viel, um den Main zu überbrücken, den Groll und das Mißtrauen zu überwinden, welche der eben beendete Krieg in den Herzen zurückgelassen hatte. Seit demselben war ferner die religiöse Frage aufgetaucht, das Römerthum rüstete gegen das beginnende deutsche Staatswesen, um es an allen Ecken zu hindern, ihm überall Feinde zu machen. Das entthronte Welfenthum spann seine Intriguen, und auch in Dresden saß eine gewisse Partei, die, um den neuen norddeutschen Bund zu untergraben, vielleicht mit Louis Napoleon ganz gern gemeinschaftliche Sache gemacht hätte. Graf Beust, den seine Politik im eigenen Vaterlande unmöglich gemacht hatte, war in österreichische Dienste getreten. Von ihm konnte schwerlich erwartet werden, daß er in Wien weniger feindselig gegen den deutschen Norden operiren werde, als er es vorher zu Dresden gethan hatte. Die Versuche der Bildung eines Südbundes, die Intriguen, welche dem Falle des Ministeriums Hohenlohe in Bayern vorhergingen, deuten genugsam darauf, daß die ruhelose Aggressionslust dieses Mannes den sehr verzeihlichen Wunsch der österreichischen Regierung nach Rache möglichst unterstützen werde. Allen diesen Machinationen innerhalb wie außerhalb Sachsens gegenüber aber hielten König Johann, wie seine edlen Söhne an der Spitze des Heeres treu, wie sie es einmal ausgesprochen, an den norddeutschen Verträgen fest. Sachsen hatte nun eine stabile Politik gewonnen, wie sie seiner Lage am natürlichsten, seinen historischen Erinnerungen und der Entwickelung seines reichen Kultur-

lebens gemäß war; der Mißbrauch, den man mit seinem reinen opfergroßen Muthe getrieben hatte, war zu tief ins Bewußtsein des Volkes und seiner Leiter gedrungen, als daß je wieder von jener Rolle die Rede sein konnte, zu der man es so oft genöthigt hatte. — In Dresden waren ebenso wenig wie zu Berlin die Versuche unbekannt, welche Napoleon III. machte, einen Krieg in Deutschland anzuzetteln, oder aber Preußen zu Concessionen und Abtretungen zu zwingen, welche den deutschen Namen für ewig schänden mußten. Bei guter Zeit waren Verabredungen getroffen worden, den französischen Anmaßungen äußersten Falls mit der Waffe gemeinsam entgegenzutreten. Mit Mühe war es geglückt, die Klippe der Luxemburger Frage zu vermeiden und Napoleon selbst den leisesten Rechtsgrund zu entziehen, gegen Deutschland zu marschiren. Man konnte sich mit gutem Gewissen der Ueberzeugung hingeben, daß jede Möglichkeit einer kriegerischen Eventualität gehoben sei; in ihrer Friedensliebe waren wohl sämmtliche deutsche Cabinete einig. — Die Tage zu Ems vernichteten diese fromme Illusion, sie erweckten aber auch unglaublichen Zorn und Empörung gegen die französische Ruchlosigkeit! Fast auf dieselbe Stunde mit Bayern erklärte Sachsen, an Preußens Seite zu marschiren, König Johanns ritterliche Söhne voll Feuereifer waren vorauf und riefen zu den Waffen! Mit unglaublicher Schnelligkeit und Glätte ging unter Kriegsminister von Fabrice die Mobilisirung und Marschbereitschaft vor sich, ganz Sachsenland stand auf! Die grüne Raute, hoffnungsreich für Deutschland, für den Feind ein „bitter Kraut", wehte leuchtend im Felde, die Raute der alten Wettiner, und in die Söhne des Elbthals fuhr der alte Geist der Wittekindsmannen, der deutsche Stolz gegen welschen Uebermuth! Galt es auch ihnen doch, wie Allen, die Fehler des Jahres 1815 nachzuholen, im Neffen den Onkel zu züchtigen und mit dem eigenen Herzblut die Einheit deutscher Stämme zu kitten für immer! —

Das königlich sächsische Heer, unter dem Obercommando des Thronfolgers Prinz Albert selbst, — enthusiastisch geliebt vom Volke wie seinen Soldaten, — ward als 12. Armeecorps in die Ordre de bataille der sogenannten II. norddeutschen Armee rangirt,

welche Prinz Friedrich Carl von Preußen als Centrum der gesammten deutschen Streitmacht führte. Nach den siegreichen Kämpfen um Metz übernahm als Oberstcommandirender der sächsische Thronfolger die selbstständige Leitung der neugebildeten IV. (Maas-Armee), um sie zu neuen Siegen zu führen; sein Bruder, Prinz Georg, commandirte als Generalmajor die königlich sächsische 23. Infanterie-Division. Der glorreiche Gang des Krieges 1870/71, was die besonderen Leistungen der ruhmvollen sächsischen Truppen betrifft, soll unter ihren hohen Führern*) gegeben und zugleich das bisher dem Verfasser etwa unterlaufene Irrthümliche berichtigt werden. Die Bravour der Sachsen, die Energie und Entschlossenheit ihrer fürstlichen Leiter, der rücksichtslose Opfermuth, den das zähe Volk der Elbe wie immer in der Stunde der Entscheidung an den Tag legte, umgaben das greise Haupt König Johanns mit dem lichten Eichenkranze deutscher Ehre. Die Vorsehung hatte endlich nach Prüfungen und Herzweh der Treue und Beständigkeit Johanns des Gerechten den Ruhm am Lebensabende gegönnt, eine machtvolle Säule deutscher Einheit und Größe, der Miterbauer einer neuen Weltordnung sein zu dürfen, die Europa's Frieden und Kultur zum einzigen Zweck hat und welche Sachsens dauernde Blüthe verbürgt, das Einzige, wofür das landesväterliche Herz des Königs von Anbeginn seines Lebens geschlagen. — Der Main war überbrückt, das alte deutsche Kaiserthum neu aufgerichtet, Sachsen hatte demselben am 8. December 1870 nach Bayerns Vorgange fröhlich zugestimmt. In den Fluthen der Seine hatten sich die sächsischen Helmbüsche gespiegelt, auf den Ostforts von Paris hatte die Raute geweht, in Blut und Pulverdampf war das Bruderthum aller Stämme geknüpft worden, und als Sieger im größten Kriege dieses Jahrhunderts durfte das sächsische Heer nach den alten Auen des funkelnden Albis wiederkehren. — Sein Einzug in Dresden war ein Jubelrausch. Zu ihm war König Johann am 11. Juli 1871 früh von Pillnitz gekommen, um mit seiner Suite im großen Garten

*) Unter den Prinzen Albert und Georg von Sachsen, wie General von Schlotheim.

seine sieggekrönten Söhne zu empfangen, Angesichts allen Volkes den Sieger von St. Privat, Beaumont, Sedan und Paris mit dem Edelsten zu belohnen, was er außer seiner Vaterliebe besaß. Der deutsche Oberfeldherr und Kaiser hatte dem Kronprinzen Albert die Marschallswürde zugedacht und dessen königlichem Vater die Verleihung übertragen. Da harrte der greise Johann unter den Seinen hoch zu Rosse auf dem Plan und hielt den güldenen Commandostab Johann Sobiesky's in den Händen. Der große Türkenbezwinger hatte 1683 ihn getragen, als er in das befreite Wien einzog! — Mit welch süßen Vatergefühlen mag er dies Kleinod dem geliebten Sohn und Erben überreicht haben, welche Empfindungen mochten der edlen Amalie Herz bewegen, da sie so ihrer Kinder und Sachsens Ehre erschauen durfte? Solcher Augenblicke unauslöschliche Gewalt entzieht sich der Beschreibung, sie wird zu einem flammenden Dankgebete nur. — „Herr, Deine Hand ist verherrlicht in Kraft! Deine Rechte hat den Feind zerschlagen!" tönte es in Johanns von Sachsen Herzen wieder, und als Erinnerung dieser hohen Stunde schrieb er diesen Ruf zu Gott ins Album des germanischen Museums zu Nürnberg ein, — ein Zeichen, wie er sein Herz im höchsten Glücke allein zu dem großen Völkervater erhob, dessen Weisheit, allliebend und gerecht, für die Ordnung dieser Erde sorgt! —

Eine Feier nicht weniger tief und erhebend folgte am 18. October desselben Jahres zu Dresden, ein Dank- und Ehrentag für ganz Deutschland, der das goldene, freudenreiche Heute mit den ernsten Manen der Vergangenheit verknüpfte. Am Tage der Schlacht von Leipzig, am 18. October 1871, ward Theodor Körner's Standbild enthüllt, des deutschen Helden und Sängers, Dresdens Sohn und sein Stolz! Das war der würdige Schlußstein unserer Siege! Wie tragisch ernst, und doch wie zu innerlichster Freude und starkem Vertrauen erweckend, ziehen nicht die Weiheklänge des Märtyrers von Gadebusch erinnerungsvoll durch unsere Seelen? — „Vater, ich rufe Dich!" — So lange deutsche Begeisterung und deutsches Lied noch leben, wird Theodor Körner auch das Ideal unserer Jugend sein, daß sie

streite mit Leyer und mit Schwert für die ewigen Güter der Menschheit! —

Das deutsche Reich der neuen Zeit fügte sich durch einhellige Mitwirkung der Fürsten wie der Völker jetzt zusammen und erhielt in der Reichsverfassung gesetzliche Befestigung und organischen Ausbau. Der alte Traum, an welchem seit der Hohenstaufen Fall so viele Generationen vergeblich gehangen, über dem so viele Geister sich ins Grab gebrütet hatten, war Wirklichkeit geworden. — — Wie nun alle Ideale, sobald sie in die Erscheinung treten, auch ihren irdischen Tribut, den der Unzulänglichkeit, entrichten müssen, wie das Beste hienieden, eben weil es da ist, seine Schattenseite haben muß und ewigen Wandlungen unterliegt, so auch hier. Daß das deutsche Reich Gegner haben würde, war wohl Jeglichem gewiß. Sein erster wird das Welschthum sein, Alles was in der eigenen Existenz sich bedroht glaubt, je mehr die deutsche Sache Platz in der Welt gewinnt. Ein anderer Gegner wird eine — dem Deutschen angeborene — locale Engherzigkeit, der Sonderwille der einzelnen deutschen Stämme bleiben müssen, welcher sich möglichst geltend zu machen liebt. Diesen Sonderwillen hat der Sachsenstamm auch, und mit Recht. Es ist bereits genügend ausgesprochen worden, daß es fortan stets Aufgabe einer gesunden deutsch-nationalen Politik wird sein müssen: „dem naturgemäßen Partikularismus und Selbstbewußtsein der einzelnen Bundesstaaten nach Kräften insoweit förderlich zu sein, oder ihn gewähren zu lassen, als das gemeinsame Wohl Aller nicht dadurch alterirt wird, — daß andererseits alle Theile des Reichs sich aber dem gemeinen Wesen dann unterzuordnen haben, wo der Bestand der errungenen Einheit die Opfer einzelner Interessen nöthig macht." Die Geschichte der neueren Zeit, wie die Erfahrungen der constitutionellen Praxis haben schon genügend dargethan, daß die Blüthe großer Reiche nur durch zweierlei noch zu ermöglichen und zu wahren ist, nämlich durch die Conföderation und den Compromiß. Wenn Streit sehr leicht den Krieg gebiert, ist billige Vergleichung immer die Mutter des Friedens! Diese Ueberzeugung, welche bei allen Einsichtigen sich mehr und mehr klärt und be-

festigt, ist auch die sicherste Gewähr, daß wir Einer für Alle stehen werden. —

Der Streit zwar ist noch nicht aus! Die Schwerter ruhen, aber die Geister erheben sich in bitterem Ringen. Der Austrag des religiösen Conflicts scheint den Schluß des Jahrhunderts bilden zu wollen! — Dieser Streit ist für Sachsen von weit weniger Gewicht, als andere deutsche Staaten, und eine kleine rührige Partei, welche im „katholischen Kirchenblatt für Sachsen" ihr Wesen treibt, für die Gewissensruhe des Landes wahrscheinlich von keinem Belange. Die Herrscher vom Hause Wettin und das Sachsenvolk wissen zu genau, daß historische Erinnerungen mächtiger sind, als die Maulwurfsbestrebungen von Leuten, welche nur an den Umsturz alles modernen Daseins allein ihre traurige Hoffnung knüpfen. — „Nach Canossa gehen wir nicht!" — —

Wie König Johann selbst denkt, bewies er, indem er, als ältester deutscher Fürst nach dem Kaiser Wilhelm, des 75jährigen Geburtstages des Reichsoberhauptes gedachte und bei dieser frei dargebrachten Huldigung wieder die treuen, edlen und brüderlich fürstlichen Gefühle bethätigte, welche in Freude wie Leid er immer sich bewahrt hat und denen er die sonnenhelle Ruhe seines Alters, das Glück seines Volkes verdankt. Ganz Sachsen feierte den Tag mit ihm in innigstem Verständniß. —

In dieser Ruhe, diesem Glücke, geht König Johann mit seiner hohen Gemahlin einer seltenen Feier am 21. November 1872 entgegen, seinem goldenen Hochzeits-Jubiläum. Nicht in Sachsen blos, überall in Deutschland wird es Wiederhall und Mitfreude finden! Wenn das greise Königs-Brautpaar von jenem Tage dann auf das Jahr 1822 zurück- und den Schicksalswechsel blicken wird, welchem Fürstenhäuser und Völker seitdem unterworfen gewesen, sich erinnert, wie viel des Stolzen, Glänzenden gefallen ist, was sie in ihrer Jugend als festgegründet sahen, — wie Vieles unter ihren Augen sich aber auch zu reichem Leben entfaltete, das vordem kümmerlich nur gedieh und wie die Welt in Sturm und Drang doch neu, das Sachsenland und das Haus Wettin unter allen Orkanen der Zeit nur kraftvoller, reicher sich entwickelt haben, sie dann auf

die ruhmreichen Söhne und blühenden Enkel blicken, dann werden ihre Herzen jugendfrisch in dem Gedanken schlagen, daß „des Herrn Hand verherrlicht ist in Kraft!“ — Mögen sie lange noch in den Segnungen dieser Kraft in Mitte der Ihren leben, der Blüthe, wie der Liebe ihres Volkes und des Völkerfriedens sich freuen an „Leib und Seel gesund!!“ Möge die königliche Raute im schwarzgoldenen Schilde **ewig** prangen in deutschen Landen!!! —



ALBERT
Kronprinz von Sachsen, General-Feldmarschall.

IX.

Albert,

Kronprinz von Sachsen, General-Feldmarschall.

„Der Ritter muß zu blut'gem Kampf hinaus,
Für Freiheit, Ruhm und Vaterland zu streiten!"
(Theodor Körner, 1813.)

Das Fürstengeschlecht der Wettiner hat in der neueren Geschichte, besser gesagt von dem Zeitpunkte ab, wo das rohe Kriegsgewerbe des Mittelalters sich zu einer Wissenschaft und Kunst erhob, nur vier Helden besessen, welche, wiewohl in sehr verschiedener Art, von Mit- und Nachwelt bewundert wurden. Ihnen Allen war es aufbehalten, in den schwersten Kriegsepochen, welche, außer dem Kampfe gegen Napoleon I., — Deutschland je überstand, sich unverwelklichen Ruhm zu erwerben und ihr Schwert tönend in die Waage der Völkergeschicke zu werfen. Aber das Wie, — die Art und Mittel, den Lorbeer zu erreichen, unterscheidet sie wesentlich, trennt sie besonders von ihrem jüngsten noch unter uns in voller Manneskraft lebenden Genossen durchaus. —

Kurfürst Moritz von Sachsen war der zwiefache Held des schmalkaldischen Krieges gewesen, im guten, — noch mehr im schlimmen Sinne. Durch Verrath an seinem Ohm und Religionsverwandten Johann Friedrich hatte er dessen Kurhut und die altsächsischen Erblande gewonnen, durch Verrath an Kaiser Carl V. hatte er den Passauer Vertrag erzwungen, aber nur indem er 1552 Frankreichs Allianz erkaufte, Metz, Toul und Verdun aber damit dem deutschen Erbfeinde preisgab.

Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar dagegen war Gustav Adolfs Schwertgenosse und der Erbe seiner Aufgabe. Er eroberte Elsaß zurück und **deshalb** — sagt man — starb er am Giftgebräu der schönen — tückischen, von Richelieu erkauften Bürgermeisterstochter von Breisach, am 8. Juli zu Neuburg am Rhein! —

Der dritte, Moritz, — der Graf von der Raute, der glän-

zende Bastard August des Starken und der Königsmark, war jener grand maréchal de Saxe, welcher sich zum Partisan Frankreichs in allen Kriegen des 17. Jahrhunderts gemacht hat und, gehaßt, ja verflucht in Deutschland, vergöttert zu Paris, — auf Chambord sein ruheloses Leben schloß. — Zu Straßburg in der Thomaskirche ruht sein Gebein; von seinem Marmorsarkophage blickt er noch drohend in stolzer Schönheit zu uns herab, vornehm den Tod abweisend, als wäre derselbe nur ein elender Supplikant! — —

Der letzte dieser Helden ist Kronprinz **Albert**, König Johanns ältester Sohn! Er hat von ihnen allen den schönsten Ehrenpreis erlangt, den sittlichsten. — Seine Vorgänger waren doch eigentlich Nichts, als glänzende Egoisten, er aber hat sich **nur für** sein Vaterland geschlagen, hat **nur für** die deutsche Sache gesiegt!! Er hat sich zum treuesten Diener seines Volks gemacht in trüben wie guten Tagen und keusch in seinen treuen Händen blieb das altwettinische Banner. Darum wird er auch länger, fröhlicher leben im Herzen deutscher Patrioten, als jene verklungenen Heroen, welche den Fürsten vom Glücks-Soldaten und Abenteurer niemals zu trennen vermochten! — — —

Friedrich August Albert wurde am 23. April 1828 als Erstling des jetzt regierenden Königspaares geboren und um so froher vom Lande begrüßt, als mit ihm eine große Sorge des Königshauses und Volks geschwunden war. — 1830 und 1838 erhielt der junge Prinz, auf welchem Sachsens Hoffnung allein bisher beruht hatte, in den Prinzen Ernst Ferdinand und Georg indeß Brüder und Jugendgenossen. — Bei der ganzen Geistes- und Gemüthsrichtung der Eltern wurde die Entwickelung dieser drei Prinzen besonders sorgfältig geleitet und frühzeitig schon darauf gehalten, daß ihre Seelen nach allen Richtungen sich weiten, ihr Gemüth von dem Ernst des Lebens, der Würde ihres künftigen Berufs und ihren Pflichten gegen die Nation erfüllt würden, der sie einst vorzustehen, ihr auf dem Wege des Guten und Gerechten voranzugehen hatten. Das Auge des Vaters wie der Mutter nicht allein, auch das des einsichtsvollen, scharfsinnigen Großvaters, Prinzen Maximilian, wachte über ihrer Entwickelung,

und sie erhielten als erstes kostbarstes Erbgut des Charakters Milde, sinnigen Ernst und doch dabei jenen echt menschlichen Frohsinn fürs Leben mit, welcher Geist und Herz frisch erhält. — Der Prinzen erste gemeinschaftliche Erziehung im Elternhause war unter specieller Leitung des damaligen Oberstlieutenant von Minckwitz, vom Jahre 1843 ab aber, — Prinz Albert war 15 Jahr geworden, — dem Generalmajor von Engel anvertraut. Außer diesen Offizieren bewirkte namentlich der spätere Präsident des Ober-Appellationsgerichts, Wirkliche Geheime Rath Dr. Chr. von Langern ihre wissenschaftliche Ausbildung. Derselbe war nicht blos ein tüchtiger Jurist, sondern auch Geschichtsforscher von Ruf, und sein Beispiel wie seine Lehre machten die Geschichte sehr bald zur Lieblingswissenschaft des Kronprinzen. Auch begann derselbe frühzeitig bei demselben Lehrer wie dem nachmaligen Minister Schneider juristische Studien und zwar mit solchem Erfolge, daß, als er 1847 die Universität Bonn bezog, die sogenannten Brotstudien schon hinter ihm lagen. — Von klein auf wendete sich des Kronprinzen Sinn mit ganz besonderer Vorliebe aber dem Militärwesen zu. So werth ihm die Wissenschaften des Friedens waren, der gelehrte Hang und Forschereifer des Vaters, die Lust am Meditiren, die Freude an der Wissenschaft um ihrer selbst willen wohnten ihm in dem Grade doch nicht bei, daß sie den ihm angeborenen chevaleresken Geist, sein früh schon ausgesprochenes militärisches Talent beeinträchtigen konnten. Von 1835—45 hatte der Kronprinz vorwaltend Langern's Unterricht genossen, war aber bereits 1843 Lieutenant in der Artillerie geworden. 1845 erhielt er den späteren General von Mangoldt zum Lehrer in den militärischen Wissenschaften und derselbe begleitete ihn auch nach der Universität Bonn. Prinz Albert hörte dort unter Anderen Dahlmann und Perthes, doch blieb er der Wirren 1848 wegen daselbst nur ein Semester. Oberst von Stieglitz, der jetzige Kriegsminister von Fabrice, wie die Hauptleute von Montbé und Abendroth dürften ebenfalls, wenigstens indirect anregenden Einfluß auf des Prinzen militärische Ausbildung geübt haben. Schon während des Revolutionsjahres rückte derselbe mit dem sächsischen Contingent in

Schleswig ein, befand sich als Ordonnanzoffizier während der Campagne im Hauptquartier des preußischen Generals von Prittwitz, machte am 13. April 1849 die Wegnahme der Düppeler Höhen, — (noch Anno 1864 von den Preußen in der Erinnerung das „Blutloch" genannt) — mit und soll —, wie verlautet, unter heftigem Kanonenfeuer mit größter Unerschrockenheit eine Batterie so sicher geleitet haben, daß man derselben einen erheblichen Theil des Erfolges zuschrieb; ferner wohnte er einigen Gefechten in Jütland bei. — Durch solch ein Debut war die Lebensrichtung des Kronprinzen Albert entschieden, der gelehrteste aller lebenden Könige sollte durchaus einen Kriegshelden zum Sohn und Nachfolger haben! In Anerkennung seiner militärischen Verdienste ward derselbe auch mit dem St. Heinrich-Orden, dem ältesten für kriegerische Ehren (1736) gestifteten sächsischen Orden, geschmückt. — Der Prinz blieb seiner Lieblingswaffe treu, ward 1849 Major, 1850 Oberstlieutenant und Commandeur der dritten Infanterie-Brigade, 1851 Generalmajor, das Jahr darauf aber General-Lieutenant und Commandeur der ersten Infanterie-Division. Am 18. Juni 1853 verheirathete sich Prinz Albert mit Gustav Wasas von Schweden Tochter, Prinzessin Carola. Diese Ehe blieb bisher zwar kinderlos, aber ihre ungetrübte glückselige Innigkeit ist in Dresden als schönes Vorbild eines eben so schlichten wie innigen und freudevollen Gattenlebens bekannt genug. Weibliche Liebenswürdigkeit, Schönheit und tiefe Empfindung gatteten sich hier mit heiterer Ritterlichkeit und treuester, festester Mannesgesinnung; die Gatten waren zwei Naturen, wie gemacht, um Vater und Mutter zu werden, wenn nicht den eigenen Kindern, so doch dereinst dem Sachsenlande. — Ein Jahr nach Prinz Alberts Verheirathung segnete sein Oheim König Friedrich August das Zeitliche; sein Vater kam auf den Thron und er selbst als nunmehriger Kronprinz in nähere Beziehungen zum politischen Leben des Staates, zugleich wurde er Befehlshaber der gesammten sächsischen Infanterie. Von wann ab des Thronfolgers Freundschaft mit Kaiser Franz Joseph von Oesterreich datirt, ist nicht genau ersichtlich, aber sie wurde bald überaus herzlicher

Natur und überdauerte nicht nur alle kommenden schweren Wechselfälle, durch das Unglück wurde sie vielmehr nur noch fester und wärmer! Diese Freundschaft gab jenen schwermüthigen Tagen gerade die Würde und Weihe, in welchen Kronprinz Albert die Pflicht zu üben hatte, zum ersten Male Führer des Sachsenheeres — und noch dazu in einem unglücklichen Feldzuge zu sein! — Demselben gingen übrigens Thatsachen voraus, welche als psychologische Momente für den Kronprinzen wie seine Braven bedeutend in Rechnung gezogen werden müssen, um die herben Gefühle jener Tage aufrichtig zu würdigen. — Ehe wir dieser Thatsachen erwähnen, darf ferner nicht unberührt bleiben, daß Kronprinz Albert als Zeuge und Gratulant der Krönung König Wilhelms I. zu Königsberg 1861 beiwohnte. Unter den zahlreichen Gästen, die jene festlichen Tage verherrlichten, lernte er einen Mann kennen, der erst unlängst den leuchtenden Lorbeer um seine Stirn gewunden hatte und, als Repräsentant der drohenden Machtfülle seines Gebieters, schimmernd, bewundert von aller Welt, ihm entgegentrat, — Mac-Mahon, Herzog von Magenta! — Albert von Sachsen sollte ihm neun Jahre später in einem nicht minder feierlichen, aber zugleich — tief erschütternden Augenblicke gegenübertreten. Zwischen beiden Begegnungen lag der Untergang und die Neugeburt einer Weltordnung!! — —

Der schleswig-holsteinische Krieg Anno 1864 stand insofern zu Sachsen in directer Beziehung, als laut Bundesbeschluß ein Theil seines Heeres in Gemeinschaft mit den Hannoveranern unter General von Hake als Bundesoberbefehlshaber in die Herzogthümer zu rücken hatte, der Bund den Executionsbeschluß aber auf Forderung Oesterreichs und Preußens widerrufen und letzteren den gemeinsamen Austrag der Sache überlassen mußte. Die Sieger und Condomini verwehrten ferner nach dem Frieden den Bundestruppen die Besetzung der Fürstenthümer. — Wenn das politisch auch ganz logisch gewesen sein mag, für den Bund wie die von ihm entbotenen Truppen war es gerade nicht schmeichelhaft. Mit einigem Rechte wohl konnte der sächsische Soldat erbittert sein, daß, — nachdem man ihn für die erste

nationale Sache, in der Deutschland einmal moralisch einig war, hatte marschiren lassen, — er, als es zur That kam, von ihr excludirt wurde. Ein kritischer Fall sowohl des Rechtes wie der Ehre war geschaffen worden, und daß er nicht jetzt schon zu blutigem Austrage kam, zum Kriege innerhalb deutscher Gauen, bewirkte nur ein abermaliger Bundesbeschluß, der den Streit als erledigt erklärte und die Herzogthümer den Siegern einräumte. Seitens des sächsischen Heeres und seiner Führer war somit wohl Anlaß vorhanden, mit sehr subjectiven Empfindungen in den Krieg von 1866 einzutreten, welcher nur durch die Tugend höchster staatsmännischer Objectivität — wenn nicht zu vermeiden, so doch zu vertagen war. — —

Dieser Kampf kam leider doch! Ueber ihn sprach sich sechs Jahre später Kronprinz Albert dahin aus: „Bundestreue mußte unsererseits gehalten werden, ganz gleich wie die Dinge lagen. Jeder, der den Verhältnissen auf den Grund schauen konnte, mußte zu der Ueberzeugung gelangen, daß einmal die Entscheidungsstunde für die deutsche Frage doch schlagen müsse. Daß sie erledigt wurde, wie geschehen ist, war **nicht** erwartet, — aber **so** wurde sie's am besten!“ — — Das Vertrauen seines königlichen Vaters stellte den Prinzen in diesem Feldzuge an die Spitze der sächsischen Armee. Die Zuversicht der ihm untergebenen Offiziere, von denen er längst als hochgebildeter und energischer Militär geschätzt wurde, wie die große Zuneigung der Soldaten waren gute Prognostika für sein Debut als Heerführer. Albert von Sachsen bestand diese erste Probe seines militärischen Talents auch um so glänzender, als gerade der unglückliche Ausgang des Krieges die Ehre sächsischer Waffen, den Opfermuth der Armee nur um so heller ins Licht setzte. —

Die königliche sächsische Armee zählte damals etwa 60,000 Streiter. Sie bestand aus den zwei Divisionen von Stieglitz und von Schimpff, zu je zwei Infanterie-Brigaden, der Corps-Artillerie und einer Reiterdivision. — Vom 30. Mai bis 15. Juni stand das sächsische Heer im Lande selbst concentrirt. An diesem Tage aber, nachdem Preußens Sommation abgelehnt

und der bekannte Bundestagsbeschluß gefaßt worden war, rückte der Kronprinz nach Böhmen und traf am 22. und 23. Juni beim Corps Clam-Gallas ein. — Auf eine Besprechung, ob diese Defensive militärisch gerathen war, haben wir uns nicht einzulassen. Daß des Kronprinzen Albert Lage jedoch eine höchst schwierige und peinliche war, ist nur zu gewiß. Das Isar-Gebiet war das von der Natur schon gebotene Kampfsobject, diese Linie zu halten mithin absolute Nothwendigkeit. Die ohnehin nicht gerade sehr glücklichen Feldherrnqualitäten des General Clam-Gallas, verbunden mit den unbestimmten widerspruchsvollen Ordres Benedeck's machten den Feldzug für die sächsische Armee jedoch von vornherein unheilvoll! — Aber wie schlug sie sich nicht!? — Gitschin war ihrer Thaten Zeuge! Bei Diletz allein verlor sie 27 Offiziere und 566 Mann. Stirn an Stirn kämpfte sie da mit Löwengrimm und Todesentschlossenheit. Ob auch nicht Sieger, zu werfen waren die Sachsen nicht und die Glückswaage schwankte wechselnd nach beiden Seiten. Da kam Benedeck's Befehl: das Gefecht **abzubrechen!** Ohne Entscheidung mußten die Sachsen zurück und nutzlos hatten sie das Blut ihrer Brüder geopfert! War es ein Wunder, wenn ihnen die Galle ins Herz trat, da sie nach verzweifeltem Ringen Jicin (Gitschin) doch lassen mußten, den Ort, an welchem die preußische Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld sich alsbald mit der I. des Prinzen Friedrich Carl vereinen konnte? — — Eine siegreiche Armee mag zu bewundern sein, aber wahrhaft verehrungswürdig ist ein Heer, das unglücklich und dennoch tapfer ist, in die Märtyrerkrone seiner Entsagung den Lorbeer todesmuthigen Widerstandes zu flechten weiß! Die Art, wie die Sachsen den ersten Angriff der Preußen auf Jicin zurückgewiesen hatten, war über alles Lob erhaben und heftete die höchste Kriegerehre an die mißbrauchte Rautenfahne und ihre getreuen Bataillone. An diesem Tage und darauf bei Königgrätz waren es die Sachsen allein, welche dem Kaiserheere den eigentlichen Halt gaben, die einzigen Soldaten, welche Zähigkeit und Sicherheit unter verständiger Führung zeigten. — Es sollte ihnen doch Alles Nichts helfen!

Der Tag von Königgrätz! — — Die Sachsen hatten den äußersten linken Flügel bei Nechanitz-Lubno-Prim. Ihnen gegenüber entrollte die Elbarmee ihre funkelnden Reihen. Bei Albert von Sachsen hielt als sein erster Adjutant Prinz Georg von Schönberg-Waldenburg, neben General Herwarth von Bittenfeld drüben dessen Stabschef, Freiherr von Schlotheim. Wer diesen Männern in dieser Stunde gesagt hätte, einst würden sie siegreiche Waffengefährten im größten Streite unseres Jahrhunderts sein, sie hätten ihn hohnlachend als einen Träumer von sich gewiesen; dennoch hatte die Vorsehung beschlossen, daß sich in Hingebung und Treue einhellig Die vereinen sollten, welche jetzt eine Kluft voll Blut und Haß trennte. — Der Ausgang jenes traurigen und doch so großen Tages ist schon geschildert worden. Der amtliche Kriegsbericht des preußischen Generalstabs selbst erhob die taktische Gewandtheit, Präcision und den Todesmuth hervor, mit welchem die Sachsen in das Gefecht immer neu wieder eingegriffen hatten. Der strategische Blick, die Energie wie der Heroismus, mit dem Albert von Sachsen seine Getreuen geführt hatte, war doppelt bewundernswerth gewesen, da der Prinz doch blutenden Herzens sah, daß er für eine verlorene Sache streite. — Vorbei!! — Die sächsische Armee zog sich über Rosnitz und Briza zurück, nachdem ihre Artillerie nicht blos den Feind in höchstem Respect gehalten und die eigenen Verluste gemildert, nein, auch die Flucht des zerschlagenen Kaiserheeres mit unnachahmlicher Selbstverleugnung **gedeckt hatte.** Das erste sächsische Jäger-Bataillon war's, das seinen geliebten Kronprinzen, der immer noch nicht vom Felde seiner trüben Pflicht weichen gewollt, in die Mitte nahm und ihn, Mann an Mann gedrängt, aus dem rasenden Getümmel riß und glücklich nach Pardubitz brachte! — — Albert von Sachsen verweilte mit der königlich sächsischen Familie bis zum Friedensschlusse in Wien. — Wenn irgend eine Thatsache Zeugniß ablegt für des Kronprinzen Herz, so ist's, daß er gerade in dieser Schwermuthszeit sich enger als vordem mit Kaiser Franz Joseph befreundete, obwohl er sehr gut wußte, wodurch Sachsens Unglück herbeigeführt

worden, sehr klar einsah, daß man sich mit dem Unabänderlichen nicht aus bloßem Zwange abfinden, sondern das Heilsame der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland redlich anerkennen müsse. —

Aus dem tiefen Leide des Krieges gebar sich auch eine andere christlich hohe, menschlich schöne Errungenschaft. Als die sächsischen Krieger in Böhmen bluten und leiden mußten, aller physische Jammer über dieselben hereinbrach und nicht Hände, nicht Mittel genug vorhanden waren, diese grenzenlose Noth zu lindern, hatte sich unter der Aegide der edlen Kronprinzessin Carola von Sachsen ein internationaler Frauenverein auf Grund der Genfer Convention zur Unterstützung verwundeter Krieger in ganz Sachsen gebildet. Die hohe Frau hatte voll Samariterliebe selber an den Krankenbetten der internationalen Kriegshospitäler Böhmens und Oesterreichs als Pflegerin Theil genommen, und hier den Beschluß gefaßt, schon in den Zeiten des Friedens für kommendes Kriegswehe zu sorgen. —

Friede war! Die königliche Familie kehrte nach Dresden zurück; Sachsen war ein Glied des norddeutschen Bundes geworden. Während Carola von Sachsen eifrig beflissen war, die Folgen des Krieges im Lande zu lindern, war ihr Gemahl der Erste, welcher, die Aufgaben Sachsens in Zukunft klar erkennend, frei von Vorurtheil und nachtragendem Grolle, bei der Neugestaltung der sächsischen Armee als Theil des norddeutschen Bundesheeres energisch eingriff, so daß König Wilhelm I. von Preußen, hocherfreut über dies fürstliche Beispiel, ihm das selbständige Commando des 12. Armeecorps des norddeutschen Bundes sogleich übertrug. — Wie Deutschland seit 1866 gegen Frankreich auf dem qui vive zu stehen hatte, wie sehr der norddeutsche Bund Veranlassung fand, rasch zu innerer Consolidirung zu kommen, wie sehr die Welfenwühlerei zu Dresden und die alte Beust'sche Partei in Sachsen die redlichen Entschlüsse des Königshauses zu durchkreuzen oder abzuschwächen suchten, ist öffentlich genügend erörtert worden. Das gelang diesen, im Dunkeln arbeitenden Coterien indeß nicht und gerade ihr Bemühen, einen Krieg mit Frankreich zu beschleu-

nigen, hatte nur die Folge, daß dieser Krieg sie **selber** vernichtete, ihre ganze Ohnmacht vor der Welt entblößte. Neben dem Kronprinzen war bei Neubildung der sächsischen Armee ganz besonders Kriegsminister von Fabrice thätig, und die verschiedenen drohenden Aggressionen, wie unter anderem in der Luxemburger Frage, beflügelten nur das Bemühen eine erhöhte, eng gegliederte norddeutsche Wehrkraft zu schaffen, erleichterte nur die Verständigung aller politischen wie militärischen Factoren des neuen Bundes, während Minister von Friesen die politische Assimilation Sachsens mit dem Bunde als sein besonderes Verdienst beanspruchen darf. — Der 14. September 1867 hingegen wird, so lange es ein Königreich Sachsen giebt, so lange noch der leidige Krieg die ultima ratio der Völker bleibt und das Unglück unter tausend Gestalten auf Erden haust, eine Erinnerung an Prinzessin Carola sein. An diesem Tage gründete sie jenen segensvollen Verein, dessen einziger Zweck und Ruhm ist: „werkthätige **Menschenliebe in** höchster Lebensnoth zu üben." Alle Frauen Sachsens rief sie zum Beitritt auf und nannte diese Gemeinschaft edler Samariterinnen nach dem Manne ihrer Liebe den — Albert-Verein. Bald genug wurden dessen Mitglieder nur noch als „Albertinerinnen" bezeichnet und nie hat sich thatsächlicher des Dichters ideales Wort bewährt: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan*)!!" — — Aehnliche Frauenvereine in wie außerhalb Sachsens reichten dem Albert-Verein binnen seiner dreijährigen Entwickelung schwesterlich die Hand, so daß mit Schluß des Jahres 1869 die Organisation der Krankenpflege eine so kraftvolle, weitverzweigte geworden war, daß vor ihr der Krieg wenigstens einen Theil seiner Schrecken und der Bitterkeit seiner Folgen verlor. — —

*) Die liebenswürdige Freundlichkeit des Schriftführers dieses Vereins, Herrn Majors Dr. Naundorf in Dresden, hat uns umfängliches Material, die Organisation des Albert-Vereins betreffend, zur Verfügung gestellt. Leider müssen wir an dieser Stelle verzichten, näher auf dasselbe einzugehen, werden aber auf den Albert-Verein am Schlusse des Werks zurückkommen können, wo nicht nur von der Krankenpflege im Kriege, sondern allen den Organismen die Rede sein wird, welche daheim wie im Felde für die vorsorgliche Liebe des deutschen Volkes nach jeder Richtung Zeugniß ablegten. D. V.

Der Krieg! — Der Krieg mit Frankreich kam wie eine furchtbare und unabweisliche Nothwendigkeit! Obwohl wegen einer Lappalie vom Zaun gebrochen, war er, wie erörtert ist, für das „empire" eine Existenzfrage geworden. Die Weltherrschaft durch die Unterjochung Deutschlands gewinnen oder zu Grunde gehen wurde Napoleons III. verderbliche und verzweifelte Parole, einen dritten Ausweg für ihn gab es nicht. — Der 15. Juli war der Wendepunkt! Die Trompeten gellten von Memel bis zum Schwarzwald, von der bayrischen Alp bis gen Friesland. Da fuhr's wie ein Blitzschlag durch alle Sachsenmannen! Da erhob leuchtenden Auges sich Kronprinz Albert! Der Geist Widukinds, der Furor Bernhards vor Lützen kam über ihn, die großen, ernsten Erinnerungen der vielbewegten Geschichte seines Hauses! — Das Rautenbanner wehte zum deutschen Streit gegen Galliens Frechheit und jauchzend eilte Alles in die Glieder! Die Universität Leipzig, das Erzgebirge entvölkerte sich von glühenden Jünglingen, rüstigen Männern. Aus den Geweiden der Erde, vom Webstuhl und Comptoir, von Pflug und Büchertisch erhoben sie sich Alle; die Drachenzähne, so der dritte Napoleon gesäet, gebaren gepanzerte Streiter! — —

Das königlich sächsische (12.) Armeecorps war bestimmt, einen Theil der II. deutschen Hauptarmee, des Centrums der germanischen Wehrkraft, zu bilden. Diese Hauptarmee bestand aus: dem preußischen Gardecorps unter Prinz August von Würtemberg, dem 3. Armeecorps (Alvensleben II.), dem 4. Armeecorps (Alvensleben I.) dem 9. Armeecorps (Manstein), dem 10. Armeecorps (Voigts-Rhetz), dem 12. Armeecorps (Kronprinz Albert von Sachsen), wie den beiden Cavallerie-Divisionen (5.) von Rheinbaben und (6.) Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. — Zur Erinnerung für das sächsische Heer und weil dessen Corpschefs mehrfach in unserer Schilderung genannt werden, geben wir die Ordre de bataille desselben wie folgt:

Oberstcommandirender desselben war Kronprinz Albert von Sachsen. Sein Generalstabschef Oberstlieutenant von Zeschwitz, erster persönlicher Adjutant Prinz Georg von Schönburg-

Waldenburg. Beide Letztgenannten hatten die Campagne 1866 an des Thronfolgers Seite mitgemacht und hatten seine Prüfungen getheilt; jetzt sollten sie Gefährten seines stolzen Waffenruhmes werden. Hauptmann Graf Vitzthum von Eckstädt, Freiherr von Welck und noch vier andere Herren von altsächsischem Militär-Adel bildeten die Adjutantur. Der Generalstab bestand aus Major Schweingel, zugleich Oberquartiermeister während des Feldzugs, den Hauptleuten von Hodenberg und Edler von der Planitz; die Artillerie commandirte Generalmajor Köhler, das Geniecorps Major Klemm. Das Corps selbst setzte sich zusammen aus der ersten Infanterie-Division Nr. 23, commandirt von des Kronprinzen Bruder, Georg von Sachsen. Unter demselben führte die Infanterie-Brigade Nr. 45 der wackere Generalmajor von Craushaar, dessen Herzblut am 18. August zu St. Privat*) für das alte Rautenbanner verrinnen sollte, — die Infanterie-Brigade Nr. 46 führte Oberst von Montbé. Die zweite Infanterie-Division Nr. 24 commandirte Generalmajor Nehrhoff von Holderberg, die Infanterie-Brigade Nr. 47 unter ihm Generalmajor von Leonhardi und die Infanterie-Brigade Nr. 48 Obrist von Schulz. Ferner die Cavallerie-Division Nr. 12 des Corps unter Graf zur Lippe mit der Brigade (23.) Krug von Nidda und der Brigade (24.) Senft von Pilsach; die Corps-Artillerie führte Oberst Funcke! —

Der Ausmarsch gen Westen an den Rhein begann ernst genug für die kühnen Streiter, welche dem Tode entgegenzogen, wehmüthiger noch für die zurückbleibenden Lieben. Aber all diese schwermüthigen Gefühle wurden aufgewogen von der Gluth des Einheitsbewußtseins und des Zorns gegen den Unruhestifter an der Seine. Eine tröstliche Zuversicht hatte sich ferner der Truppen bemächtigt, nicht blos betreffs der Gerechtigkeit der deutschen Sache, sondern auch durch die viel straffere Gliederung, größere Sorgfalt fürs Wohl der Truppen und der Sicherheit

---

*) Ist Heft II., S. 103, irrthümlich als bei Gravelotte gefallen angegeben. D. V.

aller Organismen, wie des Transport-, Etappen- und Verpflegungswesens. Auch die Albertinerinnen gingen mit und überall, wo nur die Sachsen vorüberkamen, waren deutsche Stammesgenossen mit Labsal jeder Art zur Hand; — es war wie eine bewaffnete Völkerwanderung gen Westen!

Die Marschdispositionen hatte das Bundesobercommando dahin gegeben, daß das 12. Armeecorps vom 27. Juli bis 2. August bis Mainz debarkiren sollte. Bereits am 31. Juli aber war dasselbe schon um Mosbach und Castel versammelt, überschritt an demselben Tage mit seinem größeren Theile den Rhein, und die vorgeschobenen Truppen bezogen bereits jenseits und oberwärts Mainz Cantonnements um Nieder-Olm. Die Stellung des sächsischen Armeecorps war demnach so, daß es in Reserve der II. Hauptarmee (Centrum) stand, deren rechter Flügel sich mit der I. Armee (Steinmetz), deren linker Flügel sich mit der III. Armee (Kronprinz von Preußen) berührte. Am 5. August inzwischen hatte „Mutter Simon" im Namen und Auftrage des Albert-Vereins ihre Samariterfahrt angetreten, begleitet von sechs Pflegerinnen desselben, mit großen Vorräthen aller Art versehen, um ihre Liebespflege im Felde zu beginnen, während der Verein daheim für Ergänzung, Evacuations-Stätten und der Beschaffung von Liebesgaben reichlich sorgte, damit dem fernen Soldaten in jeder Lage das trostvolle Gefühl erhalten bleibe, daß die Heimat seiner gedenke, die Nation auf seine Entbehrungen und Leiden schaue. —

Die Aufgabe des 12. Armeecorps war vorerst eine noch höchst bescheidene. Während die III. Armee unter dem Kronprinzen die Siege bei Weißenburg und Wörth erfocht, die I. Armee (Steinmetz) und Theile der II. (Friedrich Carl) den Feind bei Saarbrücken (Spicheren) schlugen, war es Albert von Sachsen noch nicht vergönnt, an den Feind zu kommen. Doch nicht immer sollte ihm Fortuna eine spröde Schöne sein, auch die Stunde seines Ruhms und sächsischer Waffenehre sollte schlagen! Ein Gefühl wenigstens durchdrang jetzt jede Brust, die deutsche Sache hatte von vornherein gesiegt, der Zauber der Unbezwinglichkeit war

von Frankreichs Fahnen genommen. Nicht mehr an den Rhein, in Frankreichs Herz selber war die große Entscheidung des Titanenringens verlegt worden! — Es galt jetzt den schleunigen Vormarsch in Feindesland, galt das geschlagene, auf Metz retirirende Kaiserheer nicht zur Ruhe kommen, sich nicht mehr consolidiren zu lassen. — Ueber den Marsch des 12. Armeecorps bis Metz vermögen wir nur Allgemeines zu berichten, da uns für jetzt*) nicht so wie für die fernere Campagne die Uebersicht der Etappen vom 6. bis 19. August zu Gebote steht. Am 9. August nahm die II. Hauptarmee (Friedrich Carl) St. Avold in Besitz, und während bereits die I. Armee (Steinmetz) die siegreiche Schlacht von Noisseville, im Osten von Metz, gegen Bazaine schlug, ward jener bekannte Bogenmarsch südwestlich über die Mosel bewirkt, welcher das „Schlagen mit verkehrter Fronte" zum Ziel hatte. Am 16. August befand sich Kronprinz Albert bei König Wilhelm zu Pont à Mousson, — es war das erste Mal nach seinem Zusammentreffen mit dem greisen Kriegsherrn in der Pfalz, als gerade die Meldung über die siegreiche Schlacht bei Vionville einlief, das große Vorspiel des Tages von Gravelotte! —

Es galt an diesem Tage nichts Geringeres, als die feindliche Armee an das Zwing-Uri von Lothringen festzuschmieden, ihr jedes Luftloch zu verstopfen. Während bei Gravelotte Bazaine die Schlacht annahm und der Kampf um Mittag gegen 1 Uhr begann, eilte die II. Armee Prinz Friedrich Carls heran, auf ihrem äußersten linken Flügel aber das königlich sächsische (12.) Corps, um den Feind am Entweichen zu hindern. Um 5 Uhr Nachmittags fuhr die sächsische Artillerie am linken Flügel der preußischen Garden auf und eröffnete das Feuer, die dritte sächsische Infanterie-Brigade von Leonardi (Regimenter Nr. 104. und 105) nahm in Verein mit der ersten Garde-Brigade St. Marie-aux-chênes, des Feindes wichtigsten Punkt auf der bis dahin noch offenen Straße nach Paris, und gab dem anrücken-

*) Diese Lücke in der Marschroute hoffen wir unter Prinz Georg von Sachsen zu ergänzen. D. V.

den 12. (sächsischen) Corps einen Anlehnungspunkt für dessen Umgehung. Zwar griffen die preußischen Garden den Schlüsselpunkt des Feindes, St. Privat de la Montagne an, das mörderische Feuer der Franzosen, die schrecklichen Verluste, welche sie erlitten, nöthigten diese Braven aber zum Stillstande, bis ein Eingreifen der sächsischen Truppen von Roncourt aus möglich wurde. Am Thale hinter Roncourt rückte die sächsische Artillerie heran, versuchte aufzufahren, aber ein lebhaftes Feuer aus den Feldmauern und dem Walde zwischen Malancourt und Roncourt machte es nothwendig, den Wald wenigstens erst zu nehmen. Das 7. Infanterie-Regiment Nr. 106 von der Brigade von Schulz, obwohl es nur zwei Bataillone zur Stelle hatte, griff die Waldlisière mit äußerster Bravour an! Die Feldmauern wurden zwar genommen, aber die Reserve verlor ihre Offiziere und viel Mannschaften. Die Schützenlinie ging auf zweihundert Schritt an den Wald heran, warf sich nieder und feuerte, die Compagnien drangen vor Mörderisches Feuer aus gesicherten Positionen empfing sie, Alles stutzte. Aber nach kurzem Besinnen griffen die braven Sachsen an. Der Fahnenträger fiel, Hauptmann von Brezecki erhob das Rautenbanner und stürmte, mit ihm die Compagnie voran! Oberst von Abendroth, bereits blessirt, wurde das Pferd verwundet; er mußte absteigen und zu Fuße nacheilen. Als er seine Treuen erreichte, war Wald und Straßendamm schon genommen! Nun konnte die Artillerie wieder vor. 16 Batterien rückten heran und faßten den Feind in die Flanke! Mit verzweifelter Zähigkeit vertheidigten sich die Franzosen, aber das infernalische sächsische Feuer machte der preußischen Garde Luft, die bis dahin allein im Kampfe gestanden. Gegen 6½ Uhr ging sie mit der sächsischen Grenadier-Brigade vereint zu neuem Angriff vor, in einer Viertelstunde war St. Privat unter bedeutenden Verlusten genommen! — Wohl war es Abend schon, aber doch taghell; von St. Privat bis weit über Gravelotte hinaus standen alle Dörfer in Flammen; Da war's zu Roncourt, wo Albert von Sachsen, auf **eigene** Verantwortung hin am äußersten linken Flügel die Umfassung Bazaine's **vollendet** hatte und die mörderische

Falle von Metz **schloß**! Hier war's, wo General von Craushaar sein edles Leben der Pflicht und sächsischer Ehre zum Opfer brachte. —

„Kein schön'rer Tod auf dieser Welt,
Als wer auf grüner Haide fällt! —
Drum Bruder rasch die Wehr zur Hand,
Den kühnen Blick zum Feind gewandt,
Laßt Eure Banner schweben! —
Ertrotzt vom Tod das Leben; —
Denn nur aus Sieg und Tod
Blüht uns das Morgenroth!!" —

Und über seinen Heldenleib hinweg warf die 45. Infanterie-Brigade die rothhosigen Kaiser-Legionen! Es einte sich das zuckende Herzblut der Kinder der Elbe und der der Spree, es rauschten im Nachtwinde die Banner der Raute, die neu erblühte im Ruhm, und des Adlers, der aufwärts zur Sonne strebte. Sie wehten vereint dem zertrümmerten Feinde im Siege entgegen! — Nun ist es still ringsum, Erschöpfung und Tod gebieten Schweigen. Die Signale hier und da rufen geisterhaft tönend die matten Helden zusammen in die furchtbar gelichteten Reihen. — Als Kronprinz Albert am späten Abende König Wilhelm sah, heftete ihm dieser in frohem Danke das eiserne Kreuz an die Brust. — —

Ein heilig großer, wehmüthig und — doch tief freudevoller Morgen brach am 19. August über die Gefilde von Metz herauf und beleuchtete in blutiger Wahrheit, daß der Gott der Schlachten dem deutschen Rechte den Sieg gegen Gallien verliehen hatte. — — Die Einschließung Bazaine's und die Cernirung von Metz einerseits, der rasch zu bewirkende Weitermarsch andererseits auf Chalons, die alte Ebene des Attila, wo man die Hauptarmee des Feindes zum Schutze von Paris versammelt glaubte, hatten demnächst bedeutende Veränderungen in der Gruppirung und Verwendung der deutschen Heerkörper zur Folge. Nachmittags gegen 3 Uhr brachte ein preußischer Ordonnanzoffizier, Graf Arnim-Boytzenburg, dem Kronprinzen Albert die Mittheilung des Prinzen Friedrich Carl, daß demselben fortan das Obercommando über eine neu combinirte

Armee=Abtheilung übertragen sei. Dieselbe bestand aus dem preußischen Gardecorps unter Prinz August von Würtemberg, dem 4. Armeecorps unter General von Alvensleben (I.) und dem 12. (sächsischen) Armeecorps, dessen Führung Prinz Georg an Stelle seines Bruders nun übernommen hatte, ferner aus den Cavallerie=Divisionen Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg=Schwerin. Diese Auszeichnung war sowohl ein Akt besonderen Vertrauens und höchster Ehre seitens des obersten Kriegsherrn, als auch eine höchst gerechte Würdigung der besonderen Verdienste, die Albert von Sachsen sich an der für Bazaine verhängnißvoll entscheidenden Stelle zu St. Privat (Roncourt) erworben hatte. Die Stabschefs besagter Corps seiner neuen Armee waren Generalmajor von Dannenberg für die preußische Garde, bereits 1866 in derselben Function, Oberst von Thiele für das 4. preußische Corps, während beim 12. Corps für Oberstlieutenant von Zezschwitz, welcher am 19. leider gestürzt und an weiterer Kriegsthätigkeit behindert war, Oberst von Carlowitz vom sächsischen Gardereiter=Regiment eintrat. Als Generalstabschef war seitens des preußischen Obercommandos dem Kronprinzen Albert Freiherr von Schlotheim beigegeben worden, derselbe Stabsoffizier, welcher unter Herwarth von Bittenfeld bei Prim und Problus den Sachsen gegenübergestanden hatte. — Von Schlotheim, Sohn eines früheren sächsischen Offiziers, hatte der Kronprinz Anno 1861 bereits kennen gelernt, wo derselbe preußischerseits zur Beiwohnung der sächsischen Manöver commandirt gewesen war. Welch wunderliches Spiel des Schicksals, daß Albert von Sachsen denselben Gegner von 1866 nun unter sein Commando und als strategischen Beirath erhielt, nachdem er selber unter König Wilhelms Oberbefehl gestern noch Frankreichs Schicksal bei Roncourt entschieden hatte? So bindet dieselbe große Sache Herzen und Pflichten, so versöhnt sich alles Weh durch die Gluth gemeinsamer Begeisterung! Noch oft nachmals hat Kronprinz Albert dieser Fügung als eines guten Omen froh gedacht, welches durch den glänzenden Verlauf des weiteren Feldzuges sich höchst glücklich erfüllt habe, und nie hat zwischen zwei Männern in ähnlicher Stellung ein glücklicheres

harmonisches Verhältniß *), eine ungetheiltere Hochachtung bestanden. Am 21., bis wo sich die neue Gruppirung der Armee-Abtheilung vollzog, welche wir — Zeitungsangaben folgend — fälschlich IV. Armee genannt haben und welche man später als „Maas-Armee" bezeichnete, befand sich des sächsischen Kronprinzen Hauptquartier zu Jeandelize, südwestlich von St. Privat, am Bahnstrange nach Paris. Das 12. (sächsische) Corps hatte inzwischen Cantonnements bei Charny, die Garde bei Hannonville, die fünfte Cavallerie-Division bei Briey, die sechste bei Ville sur Yron Stellung genommen, das 4. Armeecorps (Alvensleben I.) hingegen war schon bei Commercy die Maas passirt. — Jeandelize war das schlechteste Hauptquartier, was Kronprinz Albert, — dasjenige nach der Schlacht bei Beaumont abgerechnet, — gehabt hat und man war froh, als der Vormarsch auf Chalons am 23. angetreten und das Hauptquartier nach Fresnes verlegt wurde. Der große Generalstab der „Armee-Abtheilung Sr. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen" — war sehr zusammengesetzter Art, denn er bestand außer einem Preußen (Schlotheim) als Chef, drei sächsischen und einem preußischen Generalstabs-Offizier, drei sächsischen Adjutanten, einem sächsischen Offizier als Commandeur des Hauptquartiers, einem preußischen als Commandeur der Cavallerie-Stabswache (gebildet von dreißig preußischen Gardes du Corps), vier preußischen, einem sächsischen und später einem würtembergischen Ordonnanz-Offizier, während die Ingenieur- und Artillerie-Offiziere, der Generalarzt und der Chef der freiwilligen Krankenpflege (Prinz von Reuß IX.) Preußen, der Intendant und der Kriegs-Hofmarschall dagegen wiederum Sachsen waren. Aber trotz dieser Zusammensetzung war unter ihnen eine Einigkeit, eine Kameradschaftlichkeit, ein gegenseitiges Verstehen und Diensteifer vorhanden, welcher den ihnen von Anderen anfänglich gegebenen Spitznamen „der Maas-Stab" zur Wahrheit machte, denn diese Herren konnten wirklich als Maaßstab für jeden gut zusammengesetzten Stab gelten. In dem $9^1/_2$ monatlichen ununterbrochenen

*) Näheres unter Generalmajor von Schlotheim.

Zusammensein derselben ereignete sich nie der leiseste Conflict und stets herrschte vollendetstes Einvernehmen unter der kleinen Elite=Schaar, welche den kriegerischen Hofstaat Alberts von Sachsen bildete. Besonderes Verdienst erwarben hierbei sich Major von Welck, erster Adjutant des Kronprinzen, und Major Schweingel vom königlich sächsischen Generalstab, welcher zumal Freiherrn von Schlotheim ausgezeichnet unterstützte. Der liebenswürdige Generalmajor Prinz Georg von Schönburg=Waldenburg, bereits 1866 an des Kronprinzen Seite, aber war es, der stets heitere Laune verbreitete und den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. Für das leibliche Wohl des Hauptquartiers hingegen sorgte des Kronprinzen persönlicher Adjutant Hauptmann Graf von Vitzthum in nicht genug anzuerkennender Weise. — Die Tageseintheilung des Hauptquartiers war folgende: Früh, eine Stunde vor dem Abmarsch, fand man sich am gemeinsamen Kaffeetische, nach dem Einrücken ins neue Marschquartier ein allgemeines kaltes Frühstück; später gab's immer bei ihm, wo Stillstand war, Kartoffeln in der Schaale. Nachmittags 5 Uhr fand das Diner, Abends gegen 9 Uhr Thee, Aufbruch zur Nachtruhe um 11, 12, auch wohl 1 Uhr statt. Abends spielte der Prinz eine Partie Whist und, wo ein solches zu haben war, Billard. Daß die Cigarre von früh bis in die sinkende Nacht nie ausging, kann man sich denken. — —

Nachdem von der fünften, sechsten und zwölften Cavallerie=Division die Maas=Uebergänge recognoscirt worden waren, machte das 12. (sächsische) Armeecorps am 24. August den Versuch, Verdun zu nehmen. Hauptsächlich durch die Verschuldung Moritzens von Sachsen (1552) waren Metz, Toul und Verdun für Deutschland verloren gegangen, dem Kronprinzen Albert wie Prinz Georg, welche sich Dessen sehr wohl erinnerten, hätte es deshalb eben große Freude gemacht, **wenn ihnen** es **gerade** gelungen wäre, diesen Platz den Franzosen wieder abzunehmen, doch dieser Wunsch erfüllte sich nicht. — Die Stadt ist ziemlich umfangreich, sie hat 15,000 Einwohner, eine Citadelle nebst zehn Bastionen aber vertheidigten sie. Von 10 Uhr Morgens ab wurde sie von der östlichen Höhe von Belrupt durch 13 sächsische Batterien beschossen,

die Vorstadt Pavé wurde vom Schützenregimente Nr. 108 sogar gestürmt, — aber vergebens. Die Unterhandlung betreffs der Uebergabe blieb erfolglos und keine Zeit war mehr zu verlieren. Das 12. Armeecorps zog ab, um an demselben Tage noch die Maas zu überschreiten, und ließ nur ein Detachement zur Beobachtung der Stadt zurück. —

Das Hauptquartier des Kronprinzen Albert kam am 24. August nach Monthairon, den Tag darauf nach Fleury. Das 4. Armeecorps stand bereits auf der Höhe von Bar le duc *), dann rückte es nach Laheycourt, das 12. (sächsische) Corps marschirte auf Domballes und Joubecourt, die preußische Garde nach Triaucourt, die beiden (fünfte und sechste) Cavallerie-Divisionen rückten aber bis in die Linie St. Menehould-Revigny aux Vaches. Zieht der Leser die Karte zu Rathe, so wird er finden, daß bisher die Marschlinie steif auf Westen und Chalons gerichtet war und man bei Erreichung der Linie St. Menehould-Revigny mit der Cavallerie wenigstens schon zwei Drittel des Weges von Metz bis Chalons zurückgelegt hatte. Das Hauptquartier war nach Fleury, der bekannten Geburtsstätte des großen Kardinals und Staatsmanns, verlegt, ein Cavallerie-Regiment aber zur Zerstörung der Eisenbahnverbindung zwischen Mezières und Thionville entsendet worden, wodurch man den Schienen- und Drahtverkehr zwischen Metz und dem französischen Nordwesten unterbrach. In der Nacht vom 25. zum 26. August erschien plötzlich im Hauptquartier der Oberstlieutenant von Verdy du Vernois vom großen Generalstabe mit der Meldung: „Mac Mahon wolle Metz entsetzen und sei deshalb von Rheims gegen Mezières abmarschirt!!" —

Die Situation war plötzlich verändert! Statt auf der geraden westlichen Linie zu bleiben, mußte der schon erwähnte „Rechtsabmarsch" nach Norden gemacht, also eine Bewegung in einem Winkel von mehr denn 45 Graden bewirkt werden. Wenn man

*) Die Marschrouten und Stellungen der Corps sind dem Buche: „Von der Maas-Armee. Von Dr. Max Bauer. Dresden, bei Teubner" entnommen. D. V.

erwägt, daß dieselbe von sieben Armeecorps, also etwa 250,000 Mann, nebst Munitions-, Proviant-, Ponton-Colonnen, Artillerie u. s. w. zu geschehen hatte, dann begreift sich leicht, welch eine Riesenaufgabe das für Heerführer wie Truppen war. Es giebt kein Beispiel für sie in der gesammten Kriegsgeschichte älterer wie neuerer Zeiten! — Der 26. August war ein schwerer, arbeitsheißer Tag für die „Maas-Armee", welche diesen Namen sich nun verdienen sollte. Das 12. (sächsische) Armeecorps rückte, der neuen Aufgabe zufolge, nach Varennes und trieb seine unvergleichliche Cavallerie (23. und 24. Brigade) bis Buzancy und Dun vor, das Gardecorps rückte auf Dombales, das 4. Armeecorps nach Fleury, die fünfte Cavallerie-Division (von Rheinbaben) eilte auf Autry, südlich von Grandpré, die sechste Cavallerie-Division (Herzog Wilhelm von Mecklenburg) nach Tahure und entdeckte bei Vouziers große feindliche Lager! — Albert von Sachsens Hauptquartier ward nun Clermont en Argonne, wohin auch gegen Abend das große Hauptquartier des Königs Wilhelm kam. Hier ereignete sich wohl die denkwürdigste und folgenreichste Scene.

Des Kronprinzen Stabschef von Schlotheim begab sich am Abende dieses 26. August um 10 Uhr zum Grafen Moltke zu einer Besprechung, am andern Morgen 7 Uhr verfügte sich Kronprinz Albert in Schlotheim's Begleitung selbst zu dem greisen Strategen. Sie trafen Moltke unter seinen Karten und Papieren in der allereinfachsten, unofficiellsten Haustoilette. So deducirte ihnen derselbe seine Ansicht über die Situation; es war vielleicht der **größte** und **erhabenste** Moment in Moltke's Leben! Kronprinz Albert kann diesen Augenblick wenigstens nie vergessen, **den Contrast zwischen der Großartigkeit des Gedankens und des greisen Denkers äußerer Erscheinung!** — „General Moltke gebührt **ganz allein** der Ruhm dieses (Rechtsabmarsch) glücklichen strategischen Gedankens; wir haben nur die von ihm erhaltenen Directiven nicht ganz ohne Geschick ausgeführt!" — Mit welchem Geschick diese Directiven nun von dem sächsischen Kronprinzen ausgeführt wurden und wie

ihm gelang, zuerst von allen anderen Befehlshabern den Stier bei den Hörnern zu packen und zu halten, ergiebt Folgendes: — Am 27. Morgens wurde das 12. (sächsische) Corps von Varennes nach Dun und Stenay dirigirt, also in einem östlichen, ganz contrairen Bogen, der die Sachsen wieder jenseits der bereits längst überschrittenen Maas brachte; hier nahmen sie am rechten Ufer feste Stellung. — Die zwölfte (sächsische) Cavallerie-Division des Generalmajors Grafen zur Lippe (Brigaden Krug von Nidda und Senfft von Pilsach) blieben am linken Maas-Ufer zurück und rückten auf Nouart, um gegen Grandpré und Buzancy zu recognosciren. Das preußische Gardecorps dagegen ging auf Montfaucon, ziemlich in der Mitte zwischen Varennes und dem linken Maasufer gelegen, seine Cavallerie-Division (Graf von der Goltz) poussirte es nach Landres und Remonville. Das 4. Armeecorps schob sich nach Germonville und Fromereville, westlich von Verdun, zur Beobachtung dieses Platzes vor, die fünfte Cavallerie-Division rückte von Autry nach Grandpré, die sechste von Tahure warf sich mittels scharfen Rittes auf Vouzièrs. An diese Bewegung sich schließend setzte die III. Armee des Kronprinzen von Preußen auch ihre Marschrichtung in der Linie St. Menehould-Vienne, also gerade nordwärts fort, während das 2. Armeecorps (von Fransecky) und das 3. Armeecorps (von Alvensleben II.), — rasch von der Metzer Cernirungs-Armee entboten, — in Eilmärschen über Etain östlich heranrückten, um einem möglichen Durchbruche Mac Mahon's zwischen der Armee des Kronprinzen Albert von Sachsen und der belgischen Grenze zu begegnen und mit Letzterem gemeinsam im Nord-Osten zu operiren. Des sächsischen Kronprinzen Hauptquartier war zu Malancourt gewählt worden. — Diese Bewegungen der beiden deutschen Hauptarmeen wurden von sämmtlichen vier der Maas-Armee unterstellten Cavallerie-Divisionen am 27. August auf der Linie Vouzièrs-Grandpré-Remonville-Nouart vollständig maskirt. —

Bei Buzancy endlich packte man den Feind! Dem 3. sächsischen Reiterregiment (Oberst von Standfest), einer Escadron des 2. sächsischen Ulanenregiments Nr. 18 (Oberst von Trosky) und

einer reitenden Batterie des (sächsischen) 12. Feld-Artillerie-Regiments (Oberst von Oertel) unter der Gesammtführung des ritterlichen Generalmajors Senfft von Pilsach ward die Ehre beschieden, den Schwertertanz dieser großen Tage zu beginnen! Sie faßten hier sechs Schwadronen des 12. französischen Chasseur-Regiments, als es durch Buzancy gen Norden abziehen wollte und warfen es in die Flucht. Obwohl die französischen Lanzier-Regimenter Nr. 3 und 5 ganz in der Nähe waren, griffen sie doch in das Gefecht nicht ein, so vollständig überraschend war das Erscheinen der Deutschen gewesen! Am 28. August blieb das 12. Armeecorps ruhig in seiner Stellung hinter der Maas. Dessen Cavallerie-Division zu Nouart detachirte nach Beaumont, um dem Feinde an der Hüfte zu bleiben, doch ohne ihn stark zu drängen. Es kam vor Allem ja darauf an, ihn zu halten, zu beschränken, aber nichts Ernstliches zu unternehmen. — Das preußische Gardecorps ging von Montfaucon nach Banthéville, seine Avantgarde auf Remonville dirigirend. Die Garde-Cavallerie von der Goltz hatte sich zwischen Remonville und Buzancy echelonnirt und unterhielt rechts mit der sächsischen Cavallerie-Division, links mit der fünften Cavallerie-Division über Grandpré Verbindung, das 4. Armeecorps rückte inzwischen nach Montfaucon. Nach Befehl König Wilhelms hatten die beiden bayrischen Corps von der Tann und Ritter von Hartmann von der III. Armee (Kronprinzen von Preußen) am 28. August Varennes und Vienne zu erreichen, die preußischen Armeecorps 5, 6 und 11, wie die würtembergische Division (von Obernitz) mit der Tête auf der Linie Valmy-Laval, westlich St. Menehould, zu erscheinen. Die fünfte und sechste Cavallerie-Division (von Rheinbaben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg), welche für die nächsten Tage der Armee Unseres Fritz untergestellt waren, hatten dem Feinde Seite an Seite zu bleiben und ihn zu halten, ohne aber einen schärferen Druck auf ihn auszuüben. Daß man mit dem Gegner, obschon man ihn nun hatte, so vorsichtig umging, war durch den Umstand geboten, daß die übrigen deutschen Armeecorps noch zu weit zurück waren, um ihre Cavallerie unterstützen zu können. Durch die

Recognoscirungen der letzteren wußte man, daß Mac-Mahon, um Metz zu entsetzen, ein oder zwei Armeecorps auf die Straße Vouziers-Buzancy-Stenay vorwärts schiebe, der Rest seines Heeres aber nördlich über Beaumont ging. —

Diese Gewißheit nöthigte zu einem Entschlusse! Dem Feinde mußte Stillstand geboten, er auf dem Flecke festgekettet werden, bis man stark genug war, die Katastrophe eintreten zu lassen. Als Resultat aller Erwägungen ergab sich die Schlacht bei Beaumont, welche des Kronprinzen Albert Stirn mit dem ungetheilten Lorbeer höchster Feldherrnehre schmücken sollte! — Am 29. früh 3 Uhr erhielt die Maas-Armee Befehl, ihre Corps in defensiver Stellung auf dem linken Maasufer in der Linie Landres-Aincreville zu versammeln, den Fluß zwischen Dun und Stenay aber nur zu beobachten; in Aussicht stand im Laufe des Vormittags hierzu noch die Mitwirkung der beiden bayrischen Armeecorps auf der Linie Sommerance-St. Juvin. Demnach hatte das 12. (sächsische) Armeecorps vom rechten Ufer der Maas auf das linke überzugehen und als rechter Flügel der Maas-Armee Stellung zwischen Aincreville und Clery-le-grand zu nehmen. Den linken Flügel bildete die preußische Garde südlich von Bantheville, ihre Avantgarde stand bei Remonville. In der Reserve befand sich das 4. Armeecorps bei Nantillois, Stenay aber wurde unter scharfer Beobachtung gehalten. — Kronprinz Albert traf am 29. 8 Uhr früh bei Cunel ein und, nachdem er benachrichtigt worden war, der Feind habe seine Stellung bei Bar und Nouart nächtlich verlassen und sei nördlich abgezogen, ertheilte er Befehl, den Vormarsch der Maas-Armee gegen die Straße Buzancy-Stenay fortzusetzen. Das preußische Gardecorps rückte nach Buzancy, das sächsische (12.) Corps nach Nouart, das 4. Armeecorps als Reserve nahm Stellung bei Remonville und Bayonville. Die Cavallerie-Divisionen, um den Feind aufzusuchen, sollten bis Beaumont streifen. — Die preußischen Garden finden nun zwar Buzancy wie Bar leer und sehen feindliche Colonnen von Autruche nach Norden abziehen, die Vortruppen des 12. (sächsischen) Armeecorps aber stoßen Mittags bei Nouart auf den Feind, der sich auf

den nördlichen Höhen bei Champy besonders festsetzt und den Kopf bietet. Kronprinz Albert, um besseren Einblick in die Situation zu erhalten, befiehlt seinem sächsischen Corps anzugreifen. Die 46. Infanterie-Brigade des Oberst von Montbé wirft auch glücklich den Feind aus Nouart, welcher sich mit einer Division nun auf die nördlichen Höhen zieht. Das Recognoscirungsgefecht dehnt sich bis Abend hin. Aber die auf dem linken Flügel vorgeschobene Cavallerie-Division bemerkt eine zweite feindliche Division bei Fossé und — vorsichtig wird das Gefecht abgebrochen. Das 12. (sächsische) Corps lagerte in der Nacht auf den Höhen zwischen Barricourt und Tailly; zu Bayonville war Abends des Kronprinzen Hauptquartier. Bei diesem Gefechte hatten die Sachsen 12 Officiere und 330 Mann verloren, besonders von dem tapferen Infanterie-Regiment des Oberstlieutenant Dietrich (Nr. 103). Das gute Glück hatte gewollt, daß vom 3. Garde-Ulanen-Regiment ein französischer Generalstabsoffizier gefangen worden war. Aus dem Marschtableau, das er bei sich führte, ersah man, daß morgen der Feind zwischen Beaumont und la Chêne-populeux oder südlich dieser Linie zu treffen sein werde. Laut Befehl aus dem Hauptquartier König Wilhelms war die Maas-Armee angewiesen: um 10 Uhr rechts über die Linie Beauclair-Fossé in der Richtung auf Beaumont vorzurücken. Oberstlieutenant von Verdy du Vernoy vom großen Generalstabe war erschienen, um während der Schlacht in der Umgebung des Kronprinzen zu verweilen und die Resultate des Kampfes direct dem großen Hauptquartier zu überbringen. — Die III. Armee (Kronprinz von Preußen) schob sich mit ihrem rechten Flügel über Buzancy ebenfalls auf Beaumont und hatte den Angriff der Maas-Armee mit zwei Armeecorps zu unterstützen, die anderen Chefs der III. Armee sollten hingegen mehr auf der Richtung la Chêne operiren. Der Maas-Armee standen zum Vormarsche nur die einzige Chaussee von Nouart über Stenay nach Beaumont und schlechte Waldwege zur Disposition. Für den eigentlichen Angriff war das 4. (Gustav von Alvensleben I.) und 12. (sächsische) Armeecorps (Prinz Georg) befohlen, das preußische Garde-

corps stand in Reserve. — Um 10 Uhr Morgens am 30. August gingen somit die vier Infanterie-Divisionen des 4. und 12. Armeecorps dergestalt vor, daß vom rechten Flügel her die erste sächsische Infanterie-Division Nr. 23 unter Oberst von Montbé von Beauclair aus auf der Chaussee über Lancuville, die zweite sächsische Infanterie-Division Nr. 24 aber unter Generalmajor Nehrhoff von Holderberg von Nouart aus über Beaufort auf die Ferme de belle Tour, die siebte preußische Infanterie-Division (das 26., 66., 27., 93. Infanterie-Regiment) unter General-Lieutenant von Schwarzhoff von Nouart über Grande-Champy auf dieselbe Ferme, die achte preußische Infanterie-Division des General-Lieutenant von Schöler (das 31., 71., 86., 96. Infanterie-Regiment und das vierte Jäger-Bataillon) über Belval durch das Bois de petit Dieulet auf Beaumont rückten, indeß das preußische Gardecorps bei Nouart in Concentration blieb. Die Schwierigkeit und das Wagniß dieses Vormarsches waren sehr groß. Des Kronprinzen Albert Generalstabschef von Schlotheim äußerte nachmals über ihn selber: „Die Chaussee von Buzancy nach Beaumont wurde den Bayern überwiesen, wir mußten also drei von unseren vier Colonnen auf **nicht** recognoscirten Waldwegen vorrücken lassen. Als die Meldung kam, daß zwei Colonnen der siebten und achten Division (Schwarzhoff und Schöler) glücklich debouchirt waren, fiel mir ein Stein vom Herzen!" —

Vom Corps Failly stand eine Division im Lager südlich von der Stadt Beaumont, die andere nördlich von derselben. — Mit jauchzendem Hurrah wurde die erstere gegen 1 Uhr Mittags von der aus dem Walde debouchirenden siebten und achten Infanterie-Division plötzlich überfallen. Da der Feind nicht einmal eine Vedette ausgestellt hatte, ward derselbe total überrannt und durch Beaumont hindurch getrieben! Seine Geschütze, seine Bagage, zahlreiche Gefangene fielen den Deutschen in die Hände, und Kronprinz Albert mit seinem Stabe, in dem eroberten Lager verweilend, konnten die augenscheinliche Erfahrung machen, wie die französischen Offiziere den Schmerz ihres bisherigen Fiasko reichlich in Sardines à l'huile gelindert hatten, — eine Menge

der bekannten weißen Blechkästchen bedeckten den Boden. — Inzwischen hatten sich die nördlich von Beaumont stehenden französischen Truppen formirt, in dem aufsteigenden Terrain festgesetzt und suchten ihre Batterien angemessen zu postiren. Sie wurden aber von den Batterien der dreiundzwanzigsten (sächsischen) Infanterie-Division (Prinz Georg von Sachsen) und alsbald auch durch die gesammte Divisions- und Corps-Artillerie mittels eines formidablen Feuers verhindert, dessen rasante Treffer die Glieder des Feindes fast in ein Sieb verwandelten. Die Franzosen gingen auf Mouzon zurück und, um sich zu decken, besetzten sie nördlich Beaumont den Wald von Givodeau. Alsbald drängten aber das 4. und Theile des 12. (sächsischen) Armeecorps nach und mit dem blanken Bajonett entrissen sie ihnen auch den Wald. Auf den Höhen zwischen dem Walde von Givodeau und Mouzon waren die fliehenden Divisionen indeß endlich auf das 7. Corps (Douai) und das 12. Corps (Lebrun) getroffen, welche zur Verstärkung heraneilten. Oestlich Mouzon auf den Höhen begannen jetzt zahlreiche Mitrailleusen ihr eigenthümlich raschelndes Todtenlied und verhinderten das Vorrücken der zwölften Cavallerie-Division (Graf zur Lippe), welche, bei Pouilly über die Maas gekommen, die linke französische Flanke bedrohte. Das 4. Armeecorps, auf seinem linken Flügel von einer bayrischen Brigade, auf dem rechten Flügel von dem 2. Grenadier-Regiment (Nr. 101) des Oberst von Seydlitz-Gerstenberg und dem Schützen-Regiment (Nr. 108) des Oberst Freiherrn von Hausen unterstützt, begann jetzt aber mit dem Gegner ein ingrimmig Raufen, brach seine Zähigkeit und warf ihn erst auf Mouzon, dann über die Maas in wilder Auflösung zurück. Das heldenmüthige (4.) Corps (Gustav von Alvensleben I.) hatte somit den Hauptantheil an diesem Siege. Inzwischen war das Maasthal entlang das sächsische Leibgrenadier-Regiment (Nr. 100) unter Oberst Garten mit einer schweren Batterie vorgedrungen, das Feuer zweier leichter Batterien von den Höhen nördlich von Létanne deckten es. Der Feind wich überall und die Dunkelheit (8 Uhr) endete die Schlacht von Beaumont, deren Ruhm allein dem Kronprinzen Albert von

Sachsen gebührt. — Die Verluste deutscherseits waren sehr groß. Das 4. Armeecorps büßte außer vielen höheren Offizieren über 3000 Mann ein, das 12. Armeecorps 3 Offiziere und 100 Mann. Die preußische Garde war nicht im Gefecht gewesen, hatte aber seine Reservestellung von Nouart nach Belval verlegt und war dann auf Beaumont herangezogen worden. Indeß Oberst-Lieutenant von Verdy ins königliche Hauptquartier Buzancy zurückeilte, um diesen glänzenden Erfolg zu melden, nahm der siegreiche Sachsen-Kronprinz zu Beaumont sein Hauptquartier. Dasselbe war traurig und pittoresk genug. Dem kleinen Häuschen gegenüber, das er inne hatte, brannte es. Rings um ihn im Bivouak lagen seine tapferen, ganz hundemüde Truppen, selbst die Stabsoffiziere waren ohne Obdach. Die achte Division kampirte beim Walde von Givodeau, die siebte nördlich von Beaumont, das Gardecorps südlich, das 12. Armeecorps bei Létanne und die zwölfte Cavallerie-Division bei Pouilly. — — Welche grause Bilder enthüllten sich da dem Blicke in des Lagerfeuers Rembrandscher Beleuchtung! Leichenhügel von Freund und Feind, wimmernde Verwundete in den Scheunen, da und dort brannte die Stadt, ruinenhaft starrten hier die Straßenfronten. Die Gefangenen hatte man in die Kirche gebracht und die brennenden Altarkerzen umspielten mit bleichem Scheine spukhaft die Schattengestalten jener Truppen, welche sonst der Stolz der Boulevards von Paris, der Schrecken Europa's gewesen waren. Daß doch die Nationen sich durch den Schmerz belehren ließen, daß so namenloses Unglück ihnen endlich die Erkenntniß erschlösse, wozu der Mensch auf Erden da ist! — Aber sie lernen es nicht! Noch nicht genug des Blutes ist. Der nächste Tag bringt wieder Tod und Wunden. Aus einem Kriege wächst polypenartig schon der nächste wieder! Wir sind doch ein überaus unvernünftig Geschlecht! —

Die geschlagene Armee Mac-Mahon's war nördlich nach Sedan zurückgedrängt, hier lag die Entscheidung. Die Schlacht von Beaumont war's gewesen, welche den nie in der Geschichte erlebten Erfolg von Sedan vorbereitet hatte. Seit dem 30. August kämpften, — das war gewiß, Frankreichs Armeen nur noch den

Todeskampf. Er war lang und schrecklich! — — — In Erwägung der Folgen des Sieges zu Beaumont hatte König Wilhelm den Weitermarsch für den nächsten Tag befohlen. Es war angeordnet worden, den Feind überall diesseits der Maas anzugreifen und ihn zwischen diesen Fluß und die belgische Grenze auf den engsten Raum zusammenzupressen. Die Maas-Armee hatte dabei die besondere Aufgabe, den linken französischen Flügel zu verhindern, östlich auszuweichen, derselbe mußte auf Sedan zurückgedrückt werden. In der Nacht vom 30. zum 31. war das Hauptquartier des Siegers in vollster Thätigkeit. Kronprinz Albert befahl den preußischen Garden, bei Pouilly die Maas zu überschreiten und rechts des Flusses in nordöstlichem Marsche auf Carignan zu rücken. Eine in der Nacht noch dorthin vorzüglich ausgeführte Patrouille der zwölften Cavallerie-Division entdeckte daselbst die Anwesenheit eines feindlichen Corps. Demnach wurde disponirt, daß das Gardecorps in Divisionen zu marschiren habe und zwar eine über Malandry auf Carignan, die zweite über Autreville auf Vaux. Das sächsische (12.) Corps sollte bei Létanne über die Maas und durch Moulins auf die Höhenrücken von Mouzon gehen. Während die Mannschaften schliefen, eilten die Adjutanten und Stabsoffiziere zu Pferde zu allen Corps, ihnen die Dispositionen des nächsten Tages zu überbringen, die verschiedenen Commandeure zu verständigen und diesem ganzen gewaltigen Heeresorganismus Leichtigkeit und Harmonie der Handlung zu sichern. Der Leser soll mithin nicht glauben, daß die Pflicht eines Generalstabs-Offiziers eine so bequeme, sein Leben ein so bevorrechtetes und „karmoisinvergnügtes" sei; die Verantwortung jedes Einzelnen in so schweren Stunden ist eine so große und gefährliche, daß sie reichlich die Ehre und Stellung aufwiegt, welche mit ihr verbunden ist. — —

Der 31. August brach an. — Nie ist ein Marschtag in irgend einem Kriege wichtiger gewesen als dieser, galt doch die Loosung: „Falle zu!" Die Erschöpfung und Verzweiflung des Feindes seit der Beaumont-Schlacht aber mußte uns als physischer und moralischer Alliirter zu dieser Aufgabe helfen. — 8 Uhr Morgens

brachen die Cavallerie-Divisionen der preußischen Garde und die des sächsischen (12.) Armeecorps auf. Ihre Infanterie-Divisionen folgten um 9 Uhr, das 4. preußische Corps (Gustav von Alvensleben I.) aber stellte sich 11 Uhr westlich Mouzon auf. Ueberall wich der Gegner auf Sedan zurück und — in welcher Verwirrung, welcher Trostlosigkeit! Der berühmte Rückzug des Marschall von Soubise kann unmöglich stärkere, drastischere Spuren, kein größeres Gemisch von „Nouveautés de Paris" und den Unaussprechlichkeiten eines animal-menschlichen Daseins zurückgelassen haben, als diese letzte Armee des Kaiserreichs! — Die zwölfte (sächsische) Cavallerie-Division nur erhielt Infanteriefeuer, als sie links des Chièrs an Carignan vorbeimarschirte. Die reitende Batterie derselben, commandirt von Hauptmann Zenker, schoß aber als Antwort einen großen Eisenbahntrain in Brand. Darauf ging die Division von Carignan auf Douzy vor, traf den Schwanz des abziehenden Feindes und nahm ihm zahlreiche Trains und Gefangene ab. Die Spitze dieser Cavallerie-Division, nämlich das sächsische Ulanen-Regiment Nr. 17 (Oberst von Miltitz) greift hierauf Douzy an und treibt den Feind bis Francheval, wobei es drei Offiziere einbüßt. — Am Abend dieses wichtigen Tages stand die Avantgarde des preußischen Gardecorps auf der Linie Pourru-St. Remy und Pourru aux Bois, das Gros kampirte dahinter auf dem rechten Ufers des Chièrs, mit dem Hauptquartier in Carignan. Das sächsische (12.) Corps stand mit seinen Vortruppen in Douzy, sein Gros lag weiter zurück zwischen Maas und Chièrs, das 4. Corps (Alvensleben I.) befand sich in und um Mouzon. Am linken Maasufer dagegen schloß sich der Armee des Kronprinzen Albert das erste bayrische Corps (Freiherr von der Tann) an, rückte bis Remilly sur Meuse vor und kanonirte von den dortigen Hochplateaus die feindlichen Linien, welche eben nach Sedan defilirten. Die Maas-Armee hatte ihr entscheidendes Tagewerk vollbracht, sie hatte ihren rechten Flügel bis an die **belgische Grenze** geschoben, und Mac-Mahon war von **Metz abgesperrt!** — Von den Höhen von Amblimont, ohnweit Mouzon, hatte Kronprinz Albert mit seinem Stabe den Abzug des franzö-

sischen Kaiserheeres und sein bedeutendes Campement bei Villers-Cernay beobachtet. Mit großer innerer Befriedigung konnte er sein Hauptquartier in Mouzon nehmen, denn das — Schachspiel stand gut, Napoleon war — matt! —

Der 1. September war eigentlich zum Ruhetag bestimmt und in der That hatten die kämpfenden Truppen denselben überaus nöthig, zumal ein erneutes Engagement überhaupt erst wünschenswerth erschien, wenn die ganze III. Armee des preußischen Kronprinzen gleichfalls die schwere Aufgabe ihres Rechtsabmarsches beendet hatte, um den Feind dann mit vereinter Macht völlig umgreifen zu können. Trotzdem ward Befehl zur Concentrirung der Maas-Armee für 7 Uhr Morgens gegeben. Die Ursache zu demselben bildete im großen Hauptquartier König Wilhelms der lebhafte Verdacht, Mac-Mahon werde der Einschließung dadurch zu entgehen suchen, daß er, nördlich oder nordwestlich zu entrinnen, einen letzten verzweifelten Versuch mache. Dieser Verdacht seitens der deutschen Oberleitung war allerdings sehr gegründet, in der Richtung aber, in welcher Mac-Mahon seinen Durchbruch zu bewirken im Sinne hatte, täuschte man sich vollkommen. Diese Täuschung Moltke's, resp. Blumenthal's (Stabschef der III. Armee des preußischen Kronprinzen), war aber gerade, wie wir sehen werden, die — sagen wir wunderbare oder zufällige Ursache, daß dieser Versuch Mac-Mahon's nicht nur gänzlich fehl schlug, sondern auch die Gefangennahme der ganzen französischen Armee zusammt dem Kaiser zur Folge hatte, was möglicherweise vermieden worden wäre, hätte Mac-Mahon dem Argwohne gemäß **gehandelt**, welchen man im großen deutschen Hauptquartier gegen ihn **hegte!** Es ist das eine überaus merkwürdige, fatalistische Thatsache, auf welche wir die Aufmerksamkeit des Lesers nicht genug hinlenken können und welche es allein erklärt, wie Mac-Mahon, als sei er von den Göttern mit Blindheit geschlagen, die einzige Möglichkeit seiner Rettung **versäumte**. — — In der Nacht ging nämlich ein Schreiben des General von Blumenthal an den Kronprinzen Albert ein, welches besagte: „es sei Grund vorhanden, daß der

Feind **diese Nacht noch** versuchen werde, auf der Straße Sedan-Mezières abzuziehen.“ Zur Verhinderung dessen sollte das 11. Armeecorps (von Gersdorf) und die würtembergische Division des General-Lieutenant von Obernitz noch in der Nacht die Maas bei Doncherh überschreiten, um beim Morgengrauen gegen die Straße zwischen den genannten Orten vorzugehen, von der Tann (1. bayrisches Corps) sollte dann früh von Remilly auf Bazeilles marschiren, den Feind dort packen und festhalten. — Es war klar, daß ein Angriff der Maas-Armee diesen Zweck noch im erhöhteren **Maaße** erreichen mußte. — Kronprinz Albert entschloß sich sofort zum Angriff. Die Truppen wurden allarmirt. — Das Gardecorps und das 12. unter Prinz Georg von Sachsen waren beordert, von Pourru aux Bois, Pourru-St. Remy und Douzy in drei Colonnen mit ihren Têten um 5 Uhr anzutreten und mit dicht aufgeschlossenem Gros den Vormarsch gegen die Linie Givonne-Moncelle zu nehmen. Die achte Infanterie-Division (von Schöler) ward mit der Corps-Artillerie (Oberst Crusius) des 4. Armeecorps nach Remilly sur Meuse zur Unterstützung des auf Bazeilles dirigirten 1. bayrischen Corps von der Tann vorgezogen. Die siebente Infanterie-Division (von Schwarzhoff) dagegen hatte als Reserve der Maas-Armee bei Mairy Aufstellung zu nehmen. — Man fand, daß Mac-Mahon's 1. Corps den Höhenzug östlich Bazeilles, Monvillers, La Moncelle und Daigny, wie diese Orte selbst überaus stark besetzt hatte und gegen sonstige französische Gewohnheit sehr frühe schon schlagfertig auf dem qui vive war! Als es ferner zum Kampfe kam, hatte man die so hoch gehaltenen afrikanischen Truppen (indigênes) und Mac-Mahon's Elite-Corps unter dessen persönlichem Befehle vor sich! — Wenn der Leser den von uns geschilderten verschiedenen Affairen auf französischem Boden einigermaßen gefolgt ist, ferner die bisher gehabten grenzenlosen Verluste des Feindes sich vergegenwärtigt, so wird er sich sagen müssen, daß das französische Heer unmöglich auch die andere westliche Seite von Sedan gleich stark oder gar stärker besetzt halten konnte, Mac-Mahon vielmehr bei diesen Diversionen auf der Südostseite einen

besonderen Zweck im Auge haben mußte, welcher nunmehr durch die **frühe Allarmirung** der Maas-Armee **vereitelt** wurde! —

Die linke Angriffs-Colonne der Maas-Armee bildete das 12. Armeecorps des Prinzen Georg, 5 Uhr früh brach die Avantgarde desselben (Infanterie-Brigade Nr. 48 des Oberst von Schulz) von Douzy auf und kam um $6\frac{1}{2}$ Uhr bei Lamécourt und Moncelle bereits ins Gefecht, alsbald von den Batterien der 24. Infanterie-Division unterstützt. Beide Orte wurden mit fliegenden Fahnen erstürmt und genommen. — Aus seiner Marsch-Colonne entwickelte sich das sächsische Armeecorps nun nach und nach in der Linie Moncelle-Daigny, links mit den Bayern in Verbindung tretend, welche a tempo in Moncelle mit ihm eindrangen. Das wüthende Mitrailleusenfeuer der Franzosen, ihre schweren, mit gesteigerter Leidenschaft und unermüdlicher Bravour ausgeführten Vorstöße legten der wackeren vierundzwanzigsten Division von Nehrhof die härtesten Prüfungen, das äußerste Aufgebot von Kräften auf, und heiß rangen sie bis $9\frac{1}{2}$ Uhr! Da traf die dreiundzwanzigste Division unter General von Montbé zum Succurs ein und ihr frisches furioses Eingreifen sicherte den Besitz dieses wichtigen Platzes! Nachdem auch das Erscheinen des preußischen Gardecorps in Villers-Cernay gemeldet war, befahl Prinz Albert, die günstigen Fortschritte des 12. Corps seines Bruders gewahrend, um 8 Uhr Morgens, daß sich das Gardecorps nach Wegnahme der Linie Daigny-Givonne thalauf in der Richtung nach Fleigneux, das 12. Corps aber in derselben Richtung nach Illy zu dirigiren habe, um ein etwaiges Ausbrechen des Feindes nordwärts nach der nahen belgischen Grenze zu hindern. — Die Batterien der ersten preußischen Garde-Division (Oberstlieutnant von Bychelberg) und die Gardecorps-Artillerie unter Oberst von Scherbening kamen gegen 9 Uhr in Thätigkeit. Die erste Garde-Infanterie-Division (Generalmajor von Pape) ging auf Givonne vor und um 11 Uhr durch das Thal gen Illy, indeß General-Lieutenant Graf von der Goltz mit seiner Garde-Cavallerie weiter nach rechts und vorn die Verbindung mit der

III. Armee (Kronprinz von Preußen) bei Illy herzustellen suchte. Bis zur Klärung der Gefechtslage auf dem rechten Flügel durch die besagte Cavallerie-Division war die zweite Garde-Infanterie-Division (General-Lieutenant von Budritzki) hinter dem linken Flügel der ersten Division in Reserve gehalten worden, um 11 Uhr rückte sie aber gegen Daigny in die Lücke vor und nahm eine Stunde später mit dem 12. (sächsischen) Corps dies Dorf mit höchster Tapferkeit und Energie. Die dreiundzwanzigste sächsische Division (General von Montbé) richtete inmittels ihren Marsch auf Givonne, währenddem die gesammten preußischen Garden zu Fuß auf Illy einstürmten. — Immer schreckensvoller legte der deutsche Eisenring sich um den linken Flügel der Franzosen! In der Fronte vom Corps der Sachsen, in der linken Flanke von der preußischen Garde mit vollster Wucht angegriffen, flohen sie, nach zahllosen, vergeblichen Versuchen, standzuhalten, nach Sedan zurück, Geschütze und Massen Gefangener den Händen der Deutschen überlassend. Der entscheidende Augenblick, der große Wendepunkt des gewaltigen Tages war gekommen! Die Artillerie sollte es sein, welche mit ihrer verderbenbringenden Sprache den blutigen Epilog des Waffendramas im Wiederschein des Abendstrahles halten sollte. Ringsum, als stürzten die Berge zu Thal, als bebte vulkanisch die Erde, krachten im Riesenkreise die ehernen Schlünde dem dritten Napoleon sein memento zu; es war ein Schauspiel von furchtbarer Erhabenheit, ein Gottesgericht ohne Erbarmen! Auf den genommenen Höhen von Illy bis östlich nach Daigny waren um Mittag schon alle bereit gehaltenen deutschen Geschütze, — weit über 100 Feuerrohre, — aufgestellt worden. Als die achte Infanterie-Division um 3 Uhr in die Lücke rückte, welche durch den Rechtsabmarsch des 12. (sächsischen) Corps auf Givonne zwischen ihm und den Bayern bewirkt worden war, hatte sie sofort auch ihre Divisions-Artillerie vorgeschoben und dem Geschützkranze eingefügt, der als ein höllisch Unwetter jetzt seinen vernichtenden Eisenhagel über Stadt und Ebene von Sedan daherspieh, ganze Glieder des Feindes niederriß und jede Hoffnung vorzudringen ihm raubte. — Das Schlachtfeld war rein gefegt;

ringsum Todte und Fliehende, brennende Gehöfte und Trümmer aller Art bedeckten es. — Sedan selbst sollte nunmehr beschossen werden, des Gegners letzter Zufluchtsort! Da ward Waffenruhe geboten, die Capitulations-Verhandlungen waren angeknüpft worden. — — Unheimlich fast war die Stille der Nacht nach dem blutigen Tagesgetöse, aber so unaussprechbar feierlich doch, wie die Erwartung einer großen, gerechten Nothwendigkeit! Auf den erstrittenen Stellungen lagerten die übermüdeten Truppen, die preußischen Garden bei Givonne und Illy, die dreiundzwanzigste Infanterie-Division bei Givonne und Daigny, die vierundzwanzigste bei La Moncelle, die achte Infanterie-Division (4. Corps) links neben Ersterer. Die siebte Infanterie- und zwölfte Cavallerie-Division hingegen hatten nicht am Gefecht theilgenommen. — Jegliche Truppengattung hatte an diesem Tage das Aeußerste geleistet, um den Glanz ihrer Waffenehre zu vermehren, das Verdienst aber, diese gigantische Schlacht beendet, die übrigen Truppen gegen Verluste kräftigst geschützt zu haben, gebührte unstreitig der Artillerie. 3 Adler, 2 Fahnen, 25 Geschütze und 7 Mitrailleusen, über 11,000 Gefangene, zahlreiche Fahrzeuge und Kriegsmaterial aller Art waren allein der Maas-Armee in die Hände gefallen! —

Am 2. September war Ruhetag. Die Truppen campirten auf dem Schlachtfelde, da erst um Mittag die Capitulation abgeschlossen wurde. Diesem Vorgange, wie der Gefangennahme Napoleons wohnte Kronprinz Albert nicht bei, Beides ereignete sich bekanntlich auf der westlichen, entgegengesetzten Seite der Stadt. Die gefangene feindliche Armee wurde nach ihrer Entwaffnung in dem Bogen des Flusses zwischen Iges und Vilette inmittels versammelt und auf zwei Linien, die eine über Stenay, Etain, Gorze auf Remilly (östlich von Metz), — die andere über Buzancy, Clermont, St. Mihiel auf Pont à Mousson in die deutsche Gefangenschaft abgeführt. — Das Hauptquartier des Kronprinzen Albert war nach Mouzon zurückverlegt worden. Von dort besuchte er mit seinem Stabe am Morgen des 2. September seine braven Truppen in den Bivouaks. Schmetternder Jubel, Liebe, Dank und

Freude empfingen ihn. Er genoß unter ihnen eine jener seltenen und einzigen Stunden, die für alle Schmerzen des Lebens uns entschädigen, unser Herz zugleich mit dem Zauber des Ruhms und ehrfurchtsvoller Andacht, mit Menschenliebe und Vaterlandsstolz erfüllen. Dann gehört der Mensch, sei er Wer er wolle, nicht sich mehr an, denn er fühlt thatsächlich die wunderbare Verkettung seines Daseins mit den Tausenden von Herzen ringsum, den Herzen, die neu pochen in hoffnungsreicher Erdenlust und den Herzen, die still ruhen auf grüner Haide, der Ewigkeit geweiht! Die Völker der alten Welt haben die Nothwendigkeit als düstere Herrin alles Seins verehrt, welche selbst über den Göttern throne, haben ihr Hammer und Nägel in die Hände gegeben, festzuschmieden den Menschen an sein unverrückbar Geschick. Diese Nothwendigkeit, blutig und erbarmungslos, tritt nirgend schwerer vor's menschliche Auge als auf dem Schlachtfelde, wo die Todesloose fallen, willkürlich, zufällig, gleich der Wirkung verstandesloser Naturgewalten. Aber diese Nothwendigkeit tritt den Menschen der heutigen Zeit, — ernst wohl, aber unendlich edler, höher, beseelter entgegen in dem Gebot der Pflicht gegen das Vaterland, als starker Schutzwall gegen Todesfurcht und die Selbstsucht unserer Natur, als die Veredlerin des nationalen Lebenszwecks. Sie lehrt uns, wie der Dichter sagt:

„Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben **gewonnen** sein!" —

Sie ist es, welche, ungleich der trüben Anachis der Alten uns Beruhigung in die Seele, Würde in den Charakter und jenes Gottvertrauen ins Gemüth pflanzt, um dem ewigen Willen treu sich zu ergeben, dem großen und guten Willen, der über allem Erschaffenen ewig lebt! — Am 3. September, nach Abschluß der Capitulation, konnte den Truppen der Maas-Armee die unbedingt gebotene Ruhe und Pflege endlich gegeben werden, sie wurden in Cantonnements verlegt und zu dem Ende die Linie Remilly-la Besace-la Chêne als Cantonnementsgrenze zwischen der III. und der Maas-Armee festgestellt. Die preußische Garde nahm vom Rayon am rechten Ufer des Chiersbachs Besitz, mit dem Haupt-

quartier Carignan, ihrer Spitze in Pourru=St. Remy. Das 12. (sächsische) Corps hatte zur Grenze ihres Standes Maas und Chièrs mit dem Hauptquartiere Mouzon, ihre Vorhut stand bei Amblimont und Lombut. Das 4. Corps (Alvensleben I.) dagegen wurde aufs linke Maasufer dirigirt, Roncourt als Centrum. — Prinz Albert von Sachsen hatte an diesem Tage die Absicht, zu König Wilhelm zu fahren, der in Doncherh vermuthet wurde; der beste und nächste Weg führte auf Sedan. Man fuhr durch die „wahrhaft grauenvoll" verwüsteten Orte Bazeilles und Balan und befand sich vor Sedans Thoren. Nicht gering war des Prinzen und seines Begleiters Erstaunen, dies Thor noch geschlossen, viele Hunderte von Rothhosen bewaffnet noch auf den Wällen zu finden! Es war ein Augenblick höchster persönlicher Gefahr für den Kronprinzen, denn er steckte in einer „Mausefalle" und der Schuß eines betrunkenen oder von der Wuth zum Wahnwitz gestachelten Franzosen konnte des sächsischen Thronfolgers Leben in Mitte des Sieges ein Ende machen! — Ein französischer Offizier erschien alsbald mit der Erklärung, vor morgen (den 4.) dürfe die Stadt noch nicht betreten werden. Kronprinz Albert fuhr über Bazeilles und die dortige bayrische Kriegsbrücke nach Doncherh; sein Stabschef war sehr froh, ihn glücklich außer Schußweite zu wissen, war doch den verzweifelten Gegnern, die noch in Sedan ihr dämonisch Wesen trieben, das Aeußerste zuzutrauen. Zu Doncherh fand man das Hauptquartier des Königs Wilhelm indeß nicht vor, wohl aber Kronprinz Fritz von Preußen. Bei ihm ward mit General von der Tann das Dejeuner eingenommen. Auch Graf Bismarck traf man dort, welcher dem Kronprinzen, wie uns Augenzeugen wörtlich versichern, „in der ihm eigenthümlichen Weise" sein erstes Zusammentreffen mit Napoleon am Morgen des 2. September erzählte. Er verglich die mit demselben geführte Unterhaltung „mit derjenigen, welche ein Tänzer mit einer ihm sehr gleichgültigen Dame im Cotillon zu führen pflegt".*) — Unter strömendem Regen, vielfach auf=

*) Siehe auch Kaiser Wilhelm. S. 83.

gehalten durch entgegenkommende bayrische Park-Colonnen, fuhr Kronprinz Albert zurück. — Am 4. war ebenfalls Ruhetag, am nächsten Morgen sollte der Marsch auf Paris, das Ziel dieses großen Krieges, angetreten werden. An diesem Tage begab sich Kronprinz Albert nach Vendresse, wo das Hauptquartier König Wilhelms sich befand. Der greise Kriegsherr hatte den sächsischen Kronprinzen nicht mehr gesehen, seit derselbe das Commando der Maas-Armee übernommen hatte. Er bewillkommnete den Helden von Beaumont und Sedan mit einer herzlichen Umarmung, und indem er seine vorzüglichen Leistungen mit beredten Worten würdigte, überreichte er ihm das eiserne Kreuz 1. Classe. Albert von Sachsen machte hierauf General von Moltke seinen Besuch, der nicht minder ergreifend war. Hatten sich doch in diesen Männern Gedanke und That so innig berührt, um den Sieg der deutschen Sache zu sichern! Um 11 Uhr erfolgte die Abfahrt König Wilhelms. Nachdem Prinz Albert dieselbe abgewartet hatte, kehrte er mit Begleitung nach Mouzon zurück, wo bis zum 6. sein Hauptquartier verblieb. —

Am 5. September begann der Abmarsch des deutschen Heeres aus den Gefilden von Sedan. — Zu erwähnen ist noch das Bombardement der Festung Montmédy. Man glaubte annehmen zu dürfen, der französische Commandant würde nicht abgeneigt sein, den Platz zu übergeben, wenn sich ihm eine anständige Gelegenheit böte, dies zu thun. Man hatte sich in Demselben getäuscht, denn er erwiederte auf die Aufforderung: daß er Montmédy nur übergeben könne, wenn es von einer ansehnlichen Macht cernirt und beschossen werde. In Folge dessen ward von Seiten des Obercommandos der Maas-Armee eine Garde-Infanterie-Brigade nebst erforderlichen Geschützen und Cavallerie vor die Feste entsendet. Die Beschießung derselben dauerte von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr. Die Stadt brannte, die Wälle wurden beschädigt, aber sie ergab sich nicht, und da der Vormarsch jetzt das Wichtigere war, überließ man den Ort vorläufig seinem Schicksal. — Der Vormarsch gen Westen ward wieder angetreten und wurde um so schwieriger durch die Stellung, welche die deutschen

Armeen um Sedan genommen hatten, damit die große Entscheidung gesichert, Frankreichs letzte reguläre Hauptmacht vernichtet sei. — Die Maas-Armee! Ehe wir mit ihr die Maas verlassen, ist es vielleicht von Interesse zu wissen, wie sie zu diesem Namen kam. In der Regel war es in Deutschland sonst nicht Sitte, einen Truppenkörper nach dem künftigen Operationsterrain zu benennen, man hatte derlei Epitheta den Franzosen überlassen. Bereits im Kriege 1866 aber, wo eine geographische Sonderung der preußischen Armee am Main, an der Elbe, in Schlesien sich naturgemäß von selbst ergab, hatte sich im Laufe des Kampfes eine geographische Bezeichnung als das Kürzeste und Verständlichste für die Armeen eingebürgert. Als sich die unter Kronprinz Albert vereinigten Corps nun bei Beaumont und Sedan „die Sporen verdient" hatten, schlug Stabschef von Schlotheim vor, dieselben „Maas-Armee" zu nennen, darauf hinweisend, daß er und Major von Brandenstein 1866 die vereinigten Corps des General Herwarth von Bittenfeld auch „Elb-Armee" getauft hätten, hier also ein Präjudiz geschaffen sei. Die Armee sei in der Nähe der Maas formirt worden und habe an ihr innerhalb zehn Tagen zwei Schlachten gewonnen, diesen Ehrennamen somit verdient. Des Kronprinzen Umgebungen nahmen diese Bezeichnung sofort in Gebrauch, Graf Moltke honorirte sofort die neue Firma und bald glänzte sie auch in den königlichen Cabinetsordres und Armeebefehlen. —

Behufs des Vormarsches nahm der linke Flügel der Maas-Armee, nämlich das 4. Corps (Alvensleben I.), die nördlichste Bogenlinie über Chemery, Vendresse, Poix, Signy-l'Abaye, Montcornet auf Laon. Das Gardecorps, als Centrum, marschirte anfänglich einen Tagemarsch weiter zurück dieselbe Straße, was höchst schwierig der Verpflegung wegen war, vor Launois indeß wendete es sich südlicher auf die mittlere Linie über Sery, Sévigny, Sissone und Craonne. Das 12. (sächsische) Armeecorps marschirte am südlichsten über la Besace, le Chêne, Escordale, Rethel, Chateau Porcien, Neuf-Châtel nnd Cormicy. Die sechste und fünfte Cavallerie-Division, bisher der III. Armee unterstellt,

ward der Maas=Armee wieder überwiesen und hatte sie derartig zu decken, daß erstere (Herzog Wilhelm von Mecklenburg=Schwerin) vor dem äußersten rechten Flügel, dem 4. Corps um einen Tagemarsch voraus auf Laon, sich vorschob, die Division Rheinbaben dagegen vor dem linken Flügel, dem sächsischen (12.) Corps, marschirte und mit der III. Armee Fühlung unterhielt, welche links weiter südlich von der Maas=Armee vorrückte. Ein Zusammenhalten der gesammten deutschen Armeen war, wie bereits erörtert ist*), betreffs der Corps Vinoy und Exéa geboten. — Am 5. September, den Tag vor Aufbruch seines Hauptquartiers, erfüllte Kronprinz Albert eine schwermüthige Ehrenpflicht, nicht ahnend, daß ihm durch sie zugleich eine der denkwürdigsten Entdeckungen werden sollte, die wohl je ein Feldherr gemacht hat. Mac=Mahon, der glänzende Duc de Magenta, welcher ihm 1861 zu Königsberg in voller Ruhmessicherheit entgegengetreten war, — lag schwerverwundet zu Sedan! Gleich beim Beginn der Schlacht war er dienstunfähig geworden und Wimpfen hatte ihn im Commando ersetzen müssen. — Der Kronprinz Albert eilte in die verwüstete Stadt an sein Schmerzenslager. Das Wiedersehen war ein tief bewegtes. Der Marschall nahm diese Aufmerksamkeit und das liebevolle Mitgefühl des ritterlichen Siegers sehr hoch auf und theilte ihm die höchst auffällige Nachricht mit: „er sei am 1. September entschlossen gewesen, von Sedan auf der **Ostseite gegen die Maas=Armee** zwischen Chièrs und der belgischen Grenze in der Richtung nach **Montmédy resp. Metz durchzubrechen!!**" — Kann es eine wundersamere Fügung, ein eigenthümlicheres Zusammenfallen zweier gegnerischer Operationen geben, die aus ganz entgegengesetzten Absichten unternommen worden waren? — Die Annahme in Blumenthal's Schreiben: Mac=Mahon werde in der Nacht vom 31. August zum 1. September einen Befreiungsversuch auf Mezières versuchen, war somit falsch, er hatte gerade die entgegengesetzte Richtung und zwar auf **Metz** hin im Auge! Dadurch, daß diese Blumen=

*) Unter Moltke S. 314 und 315.

thal'sche Annahme aber Kronprinz Albert bewog, noch in der Nacht allarmiren zu lassen, um durch Festhaltung auf seiner Ostfront des Feindes westliches Entweichen zu erschweren, bot derselbe, ohne es zu ahnen, gerade der Offensivbewegung Mac-Mahons gegen die eigene Maas-Armee früh 5 Uhr im Angriffe den **Kopf**, was nicht **möglich** gewesen wäre, wenn seine Truppen um diese Zeit noch in ihren zerstreuten Cantonnements gestanden hätten! So ward dem französischen Angriffe durch den der Maas-Armee nicht nur begegnet, sondern **zuvor**gekommen und zwar an **dem** Punkte, der am verhängnißvollsten war, falls Mac-Mahon Erfolg hatte. „So" — sagt ein Augenzeuge dieser Eröffnung des verwundeten Marschalls — „spielt der glückliche Zufall stets eine große Rolle im Kriege; das Verdienst nur bleibt, da wo er sich bietet, ihn richtig zu **benutzen** und gehörig **auszubeuten!**" — —

Am 11. September hatte die Maas-Armee die Linie Laon-Craonne-Cormicy erreicht und hielt Ruhetag. Die beiden Cavallerie-Divisionen (fünfte und sechste) waren um eine Etappe vor die Flügel-Corps vorgeschoben, und so traf die Division des Herzogs Wilhelm von Mecklenburg auf Laon, wo jene furchtbare Explosion sich ereignete, durch die ein Unsinniger Rache zu nehmen glaubte an deutschem Blute für seines Vaterlandes selbstverschuldetes Elend. — Der Ort war gegen die deutschen Truppen nicht zu halten. Vom militärischen Gesichtspunkt ganz abgesehen, waren, wie sich später aus den Untersuchungsacten ergab, die französischen Behörden selber gänzlich getheilter Ansicht über Das, was zu thun sei. Die stündlich gewechselten Depeschen zwischen dem Präfecten Ferrand, Theremin dem Commandanten, dem Maire, dem Vicomte de Chezelles und dem Kriegsminister in Paris*) gewähren einen nur zu deutlichen Blick in die Hirnlosigkeit und Entmuthigung der Regierungsorgane. Laon ward wohl oder übel übergeben und Herzog Wilhelm von Mecklenburg, der Divisionair, marschirte um Mittag des 9. September mit beiden Brigadestäben und dem

*) Nach dem besagten Buche „Von der Maas-Armee". D. V.

Jäger-Bataillon in die Stadt ein. Eine Compagnie von diesem besetzte die Vorstädte, zwei hielten auf dem Markt und die letzte rückte zur Citadelle, die daselbst am Eingange befindliche Wache der Mobilgarde augenblicklich ablösend. Im Hofe der Citadelle fand man die Besatzung versammelt, 2000 Mobilgarden und einen Zug des 55. französischen Infanterie-Regiments. Die Capitulation erfolgte, die Waffen wurden niedergelegt, die Mobilgarden, nachdem sie eidlich verpflichtet waren, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen, wurden entlassen, die französischen Liniensoldaten gefangen unter Eskorte abgeführt, kurz Alles war in Ordnung. Als die Franzosen gegen 2 Uhr die Citadelle zu verlassen begannen, — Commandant General Theremin unterhielt sich eben unbefangen mit preußischen Stabsoffizieren, erschütterten zwei entsetzliche Detonationen Erde und Luft! Alles rings schien zu wanken und seinen Schwerpunkt zu verlassen, es war ein Augenblick, der dem Weltuntergange glich! — Das Pulvermagazin war in die Luft geflogen und was sich im Hofe der Citadelle nur befand, besonders die zunächst gestandene preußische Jäger-Compagnie wurde unter Schutt und Balkentrümmern begraben. Die Hälfte der Letzteren lag verstümmelt umher, 40 Jäger waren sofort todt, der Divisions-Commandeur Herzog Wilhelm von Mecklenburg, Oberst Graf Gröben, Major von Schönfels vom Generalstabe, Graf Roß, Lieutenant im 7. Husaren-Regiment, und andere Offiziere waren mehr oder weniger verwundet; von den Franzosen waren 11 todte, 10 verwundete Offiziere und 250 Mobilgarden getödtet oder verletzt. Um das Grauen des Augenblicks voll zu machen, feuerten die wüthend gewordenen preußischen Soldaten auf die heulenden Franzosen, welche zu entrinnen suchten, bis Oberst von Alvensleben dem drohenden Blutbade energisch Einhalt gebot und wieder Besinnung und Ruhe herstellte. — Kronprinz Albert befand sich gerade zu Seraincourt, als er in der Nacht vom 9. zum 10. September die Schreckensnachricht erhielt, sich sofort auf den Weg begab und am andern Morgen an Ort und Stelle erschien. Er befahl strengste Untersuchung, ließ das 26. Infanterie-Regiment zur Execution

einrücken, Stadt und Umgegend entwaffnen, Commandanten wie Präfecten verhaften und legte der Stadt 100,000 Francs Contribution auf. Es ergab sich aus der Untersuchung, daß ein fanatischer Artillerie-Unteroffizier, Henriot, die That erdacht und ausgeführt hatte; das Schimpflichste für Frankreichs öffentlichen Geist, der sicherste Beweis seiner sittlichen Verkommenheit jedoch war, daß man diesen Elenden zu Paris noch als Märtyrer pries, sein Beginnen als nachahmungswürdig feierte! — —

Am 10. und 11. des Monats befand sich das Hauptquartier des Kronprinzen Albert zu Marchais, einem alten Edelsitze der Guises. Von Generation zu Generation hatte man die große Vergangenheit dieses königlichen Geschlechtes aufbehalten und gepflegt, und Alles rings redete die stumme und doch so verständliche Sprache jener Tage, wo Frankreich noch das „große Frankreich", der Sitz der Kultur, Ritterlichkeit und Poesie war, in sich die Einheit und Gewalt der romanischen Race vornehmlich repräsentirt hatte. Die Herzöge von Guise waren ja neben den Valois und Bourbons das mächtigste feudale Geschlecht in Frankreich gewesen. Stets den Stufen des Thrones nahe, bald seine Freunde, bald seine Gegner, galten sie immer als die Säulen der alten römischen Hierarchie, als die ehrgeizigsten Vasallen unter den Lilien. Eine Maria von Guise war Maria Stuart's Mutter gewesen, die Guises und Medici waren Todfeinde des Lutherthums. Von diesen beiden Geschlechtern her datirte sich die jesuitisch-feudale Richtung, welche von Richelieu und Mazarin zertrümmert wurde, mit der französischen Revolution aber erst völlig zu Grabe ging. — Als die Deutschen den alten Prachtsitz verklungener Größe betraten, gehörte derselbe freilich dem bekannten fürstlichen Hazardspielhalter, dem Herzoge von Monaco. — —

Der Vormarsch auf Paris ward am 13. weiter angetreten und zwar vom 4. Armeecorps über Vailly, Hartemes, Villers-Cotterets auf Nanteuil le Haudoin. Am 14. ward von diesem Corps der Versuch zwar gemacht, die Festung Soissons im Guten zur Uebergabe zu bringen, es schlug indeß fehl und man rückte weiter, da zu einer Beschießung keine Zeit war; Alles drängte ja

nach Paris! — Das Gardecorps, dem west-südlichen Bogenmarsche des 4. Corps analog, nahm die Linie Braisne, Oulchy le Chateau, la Ferté Milon, nach Acy en Multien, indeß die Sachsen (12. Corps) über Fismes, Fère en Tardenois, Monthiers, Lizy sur Ourcq am 17. erreichten, als die beiden anderen Corps ebenfalls in ihren letzten Marschorten angelangt waren. Bereits näherte man sich der Metropole, dem „Gehirne der Welt". Es war somit nothwendig, daß man sich mit dem königlichen Hauptquartier in Verbindung setzte und die bereits festgestellte Umschließung besagten Gehirns durch genaue Verständigung thatsächlich sicherte. Zu diesem Zwecke sendete Kronprinz Albert seinen Stabschef nach Meaux vor Paris, wo sich General Moltke und das königliche Hauptquartier bereits aufhielt*). Am 18/19. September ward hierauf der Vormarsch fortgesetzt und zwar in etwas westlicherer Richtung als bisher. Das 4. Corps (Alvensleben I.) ward von Nanteuil, Dammartin in der Richtung Ecouen, also fast direct nördlich von Paris und St. Denis dirigirt, die preußische Garde von Acy en Multien über St. Souplets, Thieux nach Gonesse**). Das sächsische (12.) Corps aber ging die alte Chaussee über Lizy, Meaux links lassend, über Clayes nach Sivry. Am 19. September, fächerartig ausgebreitet, rückte die Maas-Armee in ihre Cernirungslinien ein. Ihr rechter Flügel, das 4. Armeecorps, umspannte den Westen der Hauptstadt von Chatou, Bezons, Argenteuil, Epinay, Pierrefitte, also vom innern Winkel des dritten nördlichen Seinebogens an, wo über den Fluß weg ihnen bei Bougival das 5. preußische Armeecorps (von Kirchbach) die Hand reichte, bis an den Höhenrand der Straße, die von St. Denis nach Luzarches empor führt. Ehe das Corps in die letzte Stellung bei Epinay und Pierrefitte einrückte, hatte es zum Prolog ein kleines Scharmützel auf den Höhen von Montmagny zu bestehen, bei dem ihnen aber der Feind bald das Feld ließ. Das

---

*) Näheres unter Generalmajor von Schlotheim.

**) Die letzten Etappen der Maas-Armee sind in dem bezeichneten Buche des Dr. Bauer nicht angegeben. D. V.

Hauptquartier des Corps ward zuerst St. Brice, später weiter westlich Soisy. — Ohnweit Pierrefitte schloß sich dann das Gardecorps bei Stains an, von da seine Fronte über Dugny, Le Bourget und Blanc-Mesnil nach Aulnay ausdehnend; sein Hauptquartier in Boissy schob sich nachmals ebenfalls westlicher nach Gonesse. An dies Centrum schloß sich als linker Flügel die 12. (sächsische) Armee bei Sevran, sich über Sivry, Clichy, Montfermeil nach Chelles reckend, wo sie über die Marne mit der würtembergischen Division, die hart am Flusse bei Gournay stand, in Verbindung trat. So war denn der deutsche Wall um das Babel der modernen Zeit gelegt, hier sollte der Friede erstritten werden! Des Kronprinzen Albert Hauptquartier wurde am 19. September in Grand Tremblay aufgeschlagen, wo es etwa 20 Tage (bis 8. October) verblieb. —

Jetzt, als man nach den ersten Tagen die Marschanstrengungen hinter sich hatte, in eine gewisse Ruhe und gleichmäßige Thätigkeit kam, durfte man endlich um sich schauen und den paradiesischen Reichthum gewahren, mit welchem die gütige Natur die Umgebungen von Paris gesegnet hatte, den Luxus und das Wohlleben, was sich hier in zahllosen Ortschaften, Villen und Schlössern zu einem fast immerwährenden dolce far niente niedergelassen hatte. — Es giebt wohl keine europäische Hauptstadt, in Mitte des Landes gelegen, welche einer so fast unerschöpflichen Abwechselung von Thälern und Hügeln, funkelnder Wasser und prachtvoller Wälder ringsum sich rühmen kann, wo dem Menschen so von vornherein die Hand geboten wäre, sich niederzulassen, als Paris. Stuttgart, Dresden auch allenfalls, sind etwa als ein Tausendstel dieses Naturreizes zu betrachten und am ehesten in Deutschland noch in ihrer Lage mit der landschaftlichen Umrahmung von Paris zu vergleichen; Wien ist schon ärmlich dagegen, Berlin die wahre Wüstenei! Selbst im Geiste nur, mit der bloßen Karte vor Augen, einen Rundgang auf dem Terrain zu machen, welches die Maas-Armee damals innegehabt, ist ein Genuß für den Freund der Geschichte. — Alles ladet hier ein zum Sybaritenleben, zum Lazaronenthume von Hoch wie Gering, zur üppigsten Ausbeu-

tung des funkelnden, lachenden Lebens. — Wir fürchten aber, daß gerade diese seine übergütige Natur den Pariser durch Jahrhunderte eben verzärtelt hat, daß über solchem zu schönen Dasein das „Gehirn der Welt" schwach geworden ist und sein centralistisches Denkgeschäft anderen Nationen gütigst auch einmal wird überlassen müssen. Der Pariser gleicht genau einem brutalen Millionär, der Alles hat, was gut, schön und theuer ist, aber nicht um sinnig sich seiner zu freuen, seine Bildung durch diese Fülle materieller Gaben zu erheben und zu veredeln. Er hat dies Alles eben nur, um es zu haben, besonders aber um damit groß zu thun; zu tieferer Bedeutung wird sein Besitz ihm nicht. Darum ist es auch so begreiflich, daß er verächtlich findet, wenn wir Deutsche unsere vergleichsweise geringere Natur so sehr lieben, daß uns auch die Haide und Pusta schön sein kann, ein Kornfeld, ein schlichter Wiesengrund. Er begreift das nicht, ihm geht völlig die Gabe ab, sich, wie wir, überall der Schönheiten deutscher Lande zu erfreuen, jedem Fleck, liege er wo er auch mag, seinen eigensten Werth abzugewinnen. Er kennt nur **Paris!** Der Pariser reist **nie**, wenn er nicht muß, der Franzose der Provinz aber reist **nur** nach Paris! — Wenn es für diese Behauptung eines schlagenden Beweises noch bedarf, so ist es der, daß — obwohl fast zwei Jahrhunderte lang Elsaß in des Franzosen Besitz sich befand, sie die Zauber der Vogesen, deren alte Schlösser und gewaltige Vegetation nie kennen lernten, sie dieselben so lange vernachlässigt haben, bis wir sie ihm abnahmen, indeß die ersten deutschen Straßburger Studenten im ersten Semester schon durchaus wissen mußten, welche Wunder denn das alte Wasgenland enthalte! Voilà les Français! — — Als gute Deutsche wollen wir darum auch unsern Besuch bei den Linien der Maas-Armee thun und betrachten, wie die Umgebung von Paris sich etwa ansah, bevor sie von der Hand der Cernirungstruppen zu Quartier-, namentlich Vertheidigungszwecken — nicht gerade zu ihrem Vortheile berichtigt wurde. — Chatou, etwas erhöht, liegt am rechten Ufer der Seine, welche den in Art eines Vorgebirges nordöstlich herausspringenden Höhenzug von St. Colombes

umkreist, um südwestlich desselben um eine entgegengesetzte, südwestliche Höhe und dann abermals nordwärts zu fließen. Von dieser Höhe bei Chatou blickt der liebliche Wald von Vesinet nieder, zu dem die Straße von Nanterre über den Fluß durch Chatou selbst emporsteigt und, durch seine grünen Schatten führend, wieder jenseits sich senkt, wo sie nochmals die Seine schneidet, an der, ein sagenreiches Schloß an weitem grünwallenden Laubmeere, St. Germain en Laye und sein Park sich breitet. Dabei, mehr südlich, liegen Schloß und Park von Marly und Louvecienne. Die Geister der alten Könige dieses Landes, ein Stück erhabener und schwermüthiger Geschichte reden uns von diesen ernsten Zinnen, aus diesen stillen Wipfeln an. Sonderbar und echt französisch ist, daß diese Erinnerungen aber nicht in uns aufzusteigen vermögen, ohne einen stark galanten Beigeschmack, daß keine dieser vergangenen Größen uns nur halb so viel in der Erinnerung werth wäre, stände neben ihr nicht eine schöne, berühmte oder berüchtigte Frau! Franz I. und die witzige Königin von Navarra, Heinrich IV. mit seinen vielen Liebschaften, mit seinem Sully, mit Catharina von Medicis, Margaretha von Valois und der Bartholomäusnacht! Franz II., endlich Maria Stuart und Boscosel de Castelard, der nachmals sein Haupt für seine Minne lassen mußte. In diesem selben St. Germain saß der trübe Ludwig XIII., den Richelieu zu einem Könige machte, indem er Frankreichs Adel vernichtete. Hier flüsterte der glänzende Luines, hier rauschte Bassompierre's Atlasmantel! Unter diesen Laubgängen wechselten höchst verfängliche Seufzer die üppige Anna von Oesterreich und der glänzendste Sohn Albions, der blonde Buckingham, dessen Laufbahn Felton's Stahl ein Ende machte. In diesen Räumen kam Deutschlands größter Feind, der „grand Louis" „mit Zähnen" auf die Welt, von hier flüchtete er vor der Fronde. In Marly dagegen leben die Manen des Jahres 1794, Maria Antoinettens und ihres Gemahls; jenes reizend lauschige Hölzchen mit der Villa im Süden aber ist das nicht minder schreckliche Seitenstück. Hier lebte während der Revolution mit ihren Demanten und ihrem Mohren verborgen Madame Du-

barry, von hier trat sie den bittern Weg an, der auf dem Grèveplatze endete. Ihr Leben war ein einziges jauchzendes Gelächter, ihr Tod ein entmenschter Schrei! — — Wir gehen nach Bezons! Führt da nicht über die Höhen her noch dieselbe alte Pappelallee, der „Weg der Königinnen" geheißen? Wie oft haben Anna von Oesterreich mit ihrer königlichen Schwester von England den Weg hier nicht befahren; der vertriebene Jacob II. zog ihn dahin zu seinem letzten Asyl! — Argenteuil! Ja, silberblickend genug noch liegt es im Sonnenschein und Wogenrauschen, aber Du kannst das Auge nicht erheben, ohne daß ein tragischer Gedanke neu über Dich kommt. Auf der Höhenkante vor Dir, — der Fluß kommt eben von Paris herum, — liegt St. Colombes, das Schloß der heiligen Taube. Lebte hier nicht Carls I. trübe Wittwe? Blühte hier nicht die reizende, ränkevolle Henriette, Philipp von Orleans Gemahlin, welche den Vertrag von Dover und das Cabal-Ministerium schuf, in Jugendfülle auf, sich selber, ihrem Geschlechte und Lande zum Verderben?! — Zu Epinay ist das nächste Standlager des 4. Corps. Wie lustig ist der Ort, wie heiter seine Lage dem sonnigen Süden zugewandt. Aber ihm im Rücken auf der Höhe, wie vor ihm ein wenig rechts im Thal, ruht der Ernst der alten Bourbonenzeit. Aus Epinay war jene lustige, bekannte Marquise, die der Pompadour und Jean Jaques Rousseau's Freundin gewesen, skeptisch wie die Encyklopädisten und doch schranzenhaft devot allen monarchischen Gelüsten gegenüber! Droben dräut wie ein Rächer, eingesargt in Grün, das Schloß der fürstlichen Montmorency, mit denen der alte Feudaladel fiel, die Säulen des Thrones gegen den „dritten Stand". Auch jene Straße von Pontoise geht hier vorbei, auf der der jugendliche Ludwig XIV. triumphirend mit seiner Mutter in Paris wieder einzog. Das empörte Frankreich lag damals zu seinen Füßen, um Nichts bittend, „als Brod und Frieden" (du pain et paix). — Vorwärts zu Denis in den Königsgräbern ist all der Glanz, sammt all der erhabenen Thorheit eingesargt, und was dort hinten chaotisch durch den Morgennebel glitzert, das ist der Moloch, dem sie Alle zum Opfer fielen, das — belagerte Paris! — Von

Pierrefitte und von Stains, wo wir die preußischen Garden begrüßen, hat man ziemlich denselben, nur einen nähern, mehr nach rechts freien Anblick. Dugny und le Bourget sind die nächsten Stellungen derselben. Zwischen beiden Orten läuft die Straße von Compiègne nach der Residenz, dem lustigen Compiègne der Dame Eugenie mit ihren Mameluken, mit dem Klatschpatsch, mit der Frömmigkeit und den Abendcirkeln, wo jene bewußte Pariser Cantatrice ihre schlüpfrigen Kneipenlieder dem Kaiser als ästhetischen Cayennepfeffer vorsetzen durfte. Hinter le Bourget östlich liegt unsere Position Blanc-Mesnil, weiter links und erhöht Aulnay. An letzterem vorbei kommt die Straße nach Grand Tremblay über die Hochebene, wo Kronprinz Albert eben seinen kriegerischen Hof hält. — Für die östliche Umgebung der Riesenstadt hat die Natur nicht ganz so viel wie für den Norden, namentlich den Süden und Westen gethan, darum sind auch hier historische Andenken nur schwach zu finden, **wir** müßten sie denn hinterlassen haben. Aber die Gegend ist vielleicht um so lieblicher, weil sie sich rein giebt, an ihrer schlichten, ewig neuen Wahrheit nicht die Erinnerungen der vergänglichen Narrheit dieser Erde kleben. — — Bei diesem eigenthümlichen Wechsel von Natur und Geschichte und ihrer seltsamen Abhängigkeit zu einander — steigt uns unwillkürlich die Frage auf: Was ist dem Andern denn hienieden Staffage? Der Mensch der Natur, oder die Natur dem Menschen? — — — Von Aulnay und dem nächsten Punkte Sevran, wo die sächsischen Linien des 12. Corps schon stehen, hat man einen sehr schönen Anblick von Paris; keinen Einblick der Stadt, aber ein Gesammtbild des riesigen Häuserhaufens, dieses steinernen Meeres, von dem die Dächerreihen wie Wellenspitzen zackicht sich aufzurichten scheinen, Alles in Dunst und flockigen Schaum gehüllt, den weißlich die Sonne durchleuchtet. Es ist eine Fata Morgana, ein Märchen Scheherazades und dennoch Wirklichkeit! — Die östlichen weiteren sächsischen Stellungen Sivry, Clichy, Montfermeil verstecken sich jetzt noch in jenem üppigen Hügelwald, der bald durch die zahlreichen Gefechte bei Bondy Ansehen erlangen und den Deutschen gute Dienste leisten sollte. Zu Chelles im Thale an der Marne

hört der linke Flügel der Maas-Armee auf, jenseits flattern schon die rothen würtembergischen Banner. Ueber Chelles führt die alte Straße von Deutschland her nach Vincennes, hier kreuzt dieselbe auch der große Schienenstrang nach Straßburg. — Auf Paris hat man hier keinen Blick mehr, nur Park und Schloß von Vincennes ragen vor uns auf und die Erinnerungen, welche an ihm haften. Von hier aus rückte Ludwig der Große gegen seine rebellische Hauptstadt an und kanonirte die Bastille, von der die große Fronde-Heldin, die wilde Montpensier, Gaston von Orleans Tochter, — von Allen verlassen, die Stadt nur noch allein zu halten suchte. Man sieht, wo wir auch auf Denkmale französischer Vergangenheit stoßen, überall haben die „Damen" in dieses Volkes Geschicke gegriffen, von Agnes Sorel bis zu Eugenien und — immer **heillos!** Was Mannesthat auch schaffen mochte für des Volkes Unvergänglichkeit, das „ewig Weibliche" in Frankreichs Leben, verbunden mit der Geschäftigkeit der Pfaffen, zogen Königthum, Staat und Volk hinab in den grenzenlosen Abgrund dieser Tage. Es ist, denken wir, ein nicht übles Memento; ein: „mulier taceat in — politicis!!" — — —

Die deutschen Truppen genossen nunmehr die Ruhe der gleichmäßigeren Lebensart, aber der Unthätigkeit gewiß nicht. Bei Hoch wie Gering war ja der Eifer rege, der Dame „Paris" das Corset so eng als möglich zu schnüren, damit sie wieder Taille bekomme. Ihre entzückenden Umgebungen, wie wir sie flüchtig oben skizzirt und welche sich bis Ende der dreißiger Jahre historisch ganz rein erhalten hatten, dann aber durch den Gürtelkranz von Forts, dieser Loyalitäts-Bewahrungsanstalt des Herrn Thiers, ihre erste Entweihung erhielten, verschwanden theils nun oder veränderten sich doch unter des Cernirungsheeres Händen so sehr, daß es bald schien, als habe hier ein Consortium riesenhafter Maulwürfe ihre Minirungskunst getrieben. — Menschenalter dürften darüber hingehen, ehe die Spuren des Jahres 1870 und 1871 allda verweht sind. Die üppige Natur in ihrem Schöpfereifer deckt wohl bald genug die Wunden oberflächlich zu, aber wo die Erinnerungen einmal ausgereutet worden

die Wurzeln einer glücklicheren Vergangenheit, werden Hammer und Kelle, Tünche und Lack doch nur zur Ironie. — Auf der ganzen Cernirungslinie der Maas-Armee ward nicht minder eifrig wie bei der III. Armee an die Belagerungsarbeiten gegangen, an den Schanzbau, die Deckungen, die Verhaue und Gräben; ganze Wälder fielen unter den Streichen der deutschen Axt. Unsinnigerweise fand man die zahlreichen Villenbewohner der Umgegend entflohen, sie hatten in kopfloser Hast ihr Eigenthum stehen und liegen lassen. Dadurch gingen Millionen verloren und zwar unnöthig. Die wenigen Familien, welche Muth und Vernunft genug bewahrt hatten, um zu bleiben, empfanden nur die Noth, welche mit der Belagerung eben unzertrennlich war, aber sie wurden weder beraubt noch, wie sie gefürchtet hatten, gequält. — Ein leeres Haus aber blieb selbstredend aller Unbill ausgesetzt, denn die Verödung weckte der Truppen Zorn und da Niemand ihnen gab, was zu fordern sie berechtigt waren, suchten sie, nahmen und fanden Alles, was sie brauchen oder auch nicht brauchen konnten. Wir werden nicht auf die Verleumdungen eingehen, mit denen die französische Presse die deutsche Ehrlichkeit verunglimpfte. Hätten diese literaturbeflissenen Leute etwas mehr Hirn und kälteres Blut, so würde ihre Phantasie die logische Folge, deren ein leer gelassenes, allein stehendes Haus sich selbst im Frieden aussetzt, wohl haben finden können. Erstlich verging vom Augenblicke, wo Alles aus der Umgegend entfloh, — also etwa vom 4. September an bis zum Eintreffen der Deutschen vor Paris (den 19.), doch wahrlich genug Zeit, um dem Gaunergesindel der Residenz Muße zu gönnen, das Werthvollste vorweg zu nehmen und seine Vorstudien zur „commune“ zu machen. Die Truppen benutzten natürlich Meubel und Geräthe, welche sie fanden, zu ihrer Bequemlichkeit und deren ursprünglichen Zwecken oft sehr wenig angemessen. Wo kein Holz da war, heizte man mit Pianinos, Fauteuils oder Chiffonièren. Wem eine Decke fehlte, nahm unbedenklich die Gardine von Brokat, den Velourteppich oder die kostbare Draperie von der entwichenen Gnädigen Himmelbett. Bedenkt man, daß während dieser langen Belagerung jedes Haus

ziemlich ein dutzendmal seine kriegerischen Insassen gewechselt haben dürfte, der Abziehende wie der Ankommende aber nicht einsahen, weshalb sie einen schon lange gebrauchten Bestandtheil ihrer kleinen soldatischen Häuslichkeit denn zurücklassen sollten, nahmen fort oder brachten mit, was ihnen lieb geworden war und deshalb, soweit es nicht eben völlig zerstört wurde, befand sich das gesammte Mobiliar des Villenkranzes vor Paris auf einer permanenten Wanderschaft. Selbst wenn also auch nicht ein Stück veruntreut oder vernichtet worden wäre, nach sieben Monaten hätte doch kein Hausbesitzer sein früheres Inventarium jemals wieder zusammenfinden können. Welche Inventur die französischen Granaten aber mit demselben hielten, brauchen wir schwerlich zu schildern. Mit einem Worte, die Landschaft, welche der Cernirungsgürtel bedeckte, veränderte sich total, Straßen entstanden, wo nie welche gewesen waren, Hügel machten Flächen Platz, Werke wuchsen aus der Erde, Häuser wurden Befestigungen, und in den Acker grub man sich ein, geschützte Hütten zu bauen, die — lustigen Seineufer waren nicht wieder zu erkennen! — —

Kronprinz Albert pflegte mit seinem Stabe täglich von Grand Tremblay aus einen Theil der Cernirungsfronte zu bereiten, besichtigte die Vorposten und die Arbeiten, nahm Meldungen entgegen oder disponirte über die nächtlich zu treffenden Anstalten. Beim Heimwege ward dann und wann auf der Ebene von Villepinte ein Hase — obgleich ohne Hunde — gehetzt und man hatte stets ein Halali. Die Tagesordnung blieb übrigens dieselbe, welche in allen Hauptquartieren des Prinzen Albert stattgehabt hatte und die wir schon angaben. Als das kronprinzliche Hauptquartier von Tremblay am 8. October nach Margency verlegt wurde, weil am 5. König Wilhelm von Ferrières nach Versailles übergesiedelt war, erlitt des Kronprinzen Albert Tagesordnung indeß manche Modification oder Erweiterung, indem man, wenn es der Dienst erlaubte, Ausflüge machte, zum Beispiel nach St. Germain; wo im Pavillon XIV. das Dejeuner genommen wurde, nach Montmorency, wo man auf dem Thurm im weißen Hause, auch auf der Höhe von Sanois, oder in der Mühle des

Mont d'Orgemont Observationspunkte errichtet hatte, — oder aber man besuchte das romantische Ecouen. Im Uebrigen war man nie ohne Besuch, so daß ein Extra-Fremdenzimmer eingerichtet worden war und der Kronprinz sein Hauptquartier selber im Scherz „Hotel zum Kronprinzen von Sachsen" nannte. — Welche Harmonie in diesem Kreise thatkräftiger Männer herrschte, sagten wir bereits, was die Person des Kronprinzen selbst betrifft, so war nicht sowohl in seiner sächsischen Umgebung, sondern auch namentlich unter den preußischen Offizieren seines Hauptquartiers nur eine Stimme der Anerkennung für ihn. „Ich muß es auf die positivste Weise aussprechen", sagte uns Einer derselben, „daß ich die tiefste und aufrichtigste Verehrung für den Kronprinzen Albert im Herzen trage." — Andere erklärten: „Es war für uns der liebenswürdigste und bequemste Vorgesetzte, den wir haben konnten." — „Von früh 7 bis Abends 11 Uhr waren wir mit dem Kronprinzen ununterbrochen zusammen, da der Stab stets mit ihm in demselben Quartier lag. Auch des Nachts konnte man jeder Zeit vor seinem Bett erscheinen, um Wichtiges zu melden, oder seine Zustimmung für Ausgabe schleuniger Befehle zu erbitten. Daß es für den arbeitenden Generalstab von hoher Wichtigkeit ist, stets und zu jeder Zeit das Ohr des Generals en chef zu haben, begreift sich leicht. Der Kronprinz besaß sichtlich eine große Passion für das ihm übertragene Armeeführungs-Amt und wollte stets über Alles orientirt sein." „Er besitzt großes Verständniß und sehr klare Einsicht für strategische Verhältnisse, ist, vermöge seines vortrefflichen Gedächtnisses, stets über die augenblickliche Lage bis ins Detail aufs Genaueste orientirt; als geübter und passionirter Jäger aber findet er sich auch im unbekannten Terrain leicht und immer gut zurecht, kurz er besitzt eine Menge vortrefflicher militärischer Eigenschaften." — Einer der Stabsoffiziere aus Graf Moltke's Umgebung, der in vielfach wichtige amtliche Beziehungen zu Kronprinz Albert während der Campagne trat, erklärt: „Der Kronprinz ist eine treue, schlichte Natur, auf die man sich in allen Verhältnissen felsenfest verlassen kann, ein hochbegabter Verstand voller Klarheit und Prä-

zision, als Soldat aber jeder Aufgabe im höchsten Maße gewachsen. Dabei ist er eben so wohlmeinend wie energisch und voller Mißachtung der Gefahr, der Verantwortlichkeit sich immer völlig bewußt, aber vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend. Man kann von ganzem Herzen gar nicht mehr Soldat sein, als dieser Fürstensohn es ist!" — „Mit Freuden eilte man stets zu ihm, fühlte sich wohl in seiner Nähe, hatte bei seinem einnehmenden schlichten Wesen, seinem klaren Verständniß und der großen Ruhe, mit der er Alles ergriff, stets das Gefühl, daß bei ihm auch Alles gut gehen werde. — Unter den Offizieren des großen Generalstabs, von General Moltke angefangen, herrschte nur ein Gefühl der Anhänglichkeit und Verehrung für Prinz Albert und die Beziehungen zwischen beiden Hauptquartieren während des ganzen Feldzuges waren von innigster Natur!!" — Ein ganz besonderes großes Verdienst des Kronprinzen Albert ist noch, daß er mit höchstem Gleichmuth und gewinnender Herzlichkeit immer da noch alle Klippen zu beseitigen wußte, wo ein Hitzkopf wahrscheinlich angerannt wäre." —

Die Belagerungsarbeiten im Norden und Osten gediehen ohne besondere Belästigung seitens des Feindes rüstig durch die Maas-Armee und gingen bei dem unendlich occupirten Terrain vergleichsweise rasch von Statten. Vom 10. October ab fanden zahlreiche kleinere Vorpostengefechte bei Drancy, Neuilly sur Marne, Raincy und Gagny statt, welche indeß wenige Verluste und keinerlei ernstliche Störungen zur Folge hatten. Am 8. October, nachdem das königliche Hauptquartier von Ferrières nach Versailles, damit aber die ganze Oberleitung der Armee verlegt worden war, erwies sich, wie schon erwähnt, Grand Tremblay seiner Entfernung von Versailles wegen (man hätte um das halbe Paris an dessen entgegengesetzter Seite herum müssen) als unpraktisch. Der Kronprinz verlegte deshalb sein Hauptquartier nach Margency, an der großen Straße von Paris gelegen, die zwischen dem Ost- und Nordbahnhofe von Porte St. Martin über St. Denis nach Montmorency führt. Oestlich des neuen reizenden Hauptquartiers lag Enghien, welches an das unschuldige

Opfer der brutalen Gewalt des ersten Napoleon erinnert. Von Margency war die Verbindung auf der westlichen Cernirungslinie (4. Corps) mit dem Hauptquartiere leicht, und ein Ritt über St. Germain und Marly nach Versailles wohl das Genußreichste, was einem Freunde reicher Landschaftsbilder sich darbieten konnte. — Nicht immer sollte man indeß an eine so harmlose Idylle denken dürfen. Der Feind hatte fast den ganzen Monat über Scharmützel mit den Vorposten, namentlich bei Bondy, und die 45. und 46. (sächsische) Infanterie-Brigade in Athem erhalten; sie schienen die Vorspiele irgend einer größeren Demonstration zu sein. Morgens 5 Uhr am 28. October endlich drangen drei französische Compagnien unter Nebel und Regen von la Courneuve aus in le Bourget ein, dessen südlichen Theil sie besetzten. Die in ihm befindliche preußische Garde-Compagnie zog sich, da sie die Position nicht halten konnte, auf die nördliche Seite des Dorfes, dann nach Pont-Iblon zurück. Am 29. von 10 Uhr früh an wurde le Bourget dafür von unseren Batterien beschossen, denen etliche französische Feldbatterien antworteten; das diesseitige Feuer ward indeß bald nach Mittag eingestellt. Eine in der Nacht vorher (vom 28. zum 29.) bewirkte stärkere Recognoscirung hatte nämlich ergeben, daß der Ort von durchaus überlegenen Kräften besetzt sei. Le Bourget war also für uns verloren und man sah den Franzosen an, daß sie es unter allen Umständen festzuhalten bemüht sein würden. Die Wiedereinnahme des Dorfs ward durch den Kronprinzen Albert kategorisch befohlen. — Es ist nachmals darüber diskutirt worden, ob le Bourget des schweren Kampfes unsererseits gelohnt habe, und ob man die Franzosen im Besitz des Dorfes nicht hätte lassen können. Zugegeben, daß es nicht von so großem Belange war, ob wir le Bourget hatten oder nicht, der Nachtheil bestand aber darin, daß der Feind es hatte, er von dort aus unsere Vorposten nun unangenehmer beunruhigen konnte, und wenn er Batterien in dem Orte etablirte, die deutsche Stellung bei Dugny und Pont-Iblon höchst bedroht wurde! St. Denis war ohnedies eine so weit vorgeschobene Feste, daß man an Paris mit den Geschützen

nicht so herankommen konnte, als im Süden der Stadt. Behielt der Feind le Bourget, so war für eine künftige Kanonade der Residenz auf dieser Seite eine weit größere Schwierigkeit geschaffen, er erhielt ferner für einen etwa beabsichtigten Aus- und Durchbruch dort vortrefflichen Stützpunkt. — Man mußte sonach den Ort wieder haben und die Oberleitung des Unternehmens ward dem Commandeur der zweiten Garde-Division, General-Lieutenant von Budritzki übertragen.

Am 30. October, Morgens 8 Uhr, eröffneten die reitenden Batterien der Garde-Artillerie-Brigade (Major Baron von Buddenbrock) aus einer Stellung bei Pont-Iblon ihr Feuer gegen le Bourget. Die zum Angriff bestimmten Truppen gingen der ausgegebenen Disposition gemäß in drei Colonnen gegen das Dorf vor und zwar brach die linke Angriffscolonne, welche den weiteren Weg zu machen hatte, um 8 Uhr von le Blanc-Mesnil auf. Dieselbe, unter Führung des Obersten von Zeuner, bestand aus zwei Bataillonen des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments. Der Vormarsch dieser Colonne, die nach Ueberschreitung des Moleret-Baches sich gegen das Südende von le Bourget wenden sollte, wurde von dem Feuer zweier Batterien (der vierten schweren und vierten leichten) der Garde-Artillerie unterstützt. Diese beiden hatten unter Hülfe dreier Compagnien der Garde-Schützen eine sehr günstige Stellung vorwärts des Morée-Baches genommen. — Die mittlere wie die rechte Angriffscolonne brachen um 8½ Uhr von ihren Sammelplätzen auf; erstere, unter Oberst Graf Canitz, bestand aus den drei Bataillonen Königin Elisabeth-Regiment und einem Bataillon von „Königin Augusta", die rechte Colonne unter Major von Derenthal aus zwei Bataillonen des Garde-Regiments Kaiser Franz. — Die Franzosen hatten an diesem Tage mehr Truppen auf dem Platze, als zur eigentlichen Besetzung erforderlich war; sie dürften wohl fast 6000 Mann in le Bourget selbst und etwa fünf bis acht Bataillone südlich des Orts an der Chaussee placirt haben. Letztere freilich betheiligten sich am Kampfe nicht, denn bei den ersten Schüssen suchten diese Helden in wilder Flucht das Weite und trugen ihre tapferen

Herzen hinter die schützenden Wälle des nächsten Forts, um so mehr Bravour aber bewies die wackere französische Truppe, welche le Bourget selbst zu vertheidigen hatte; sie machte die Schande ihrer Gefährten durch eigene Todeskühnheit reichlich wieder gut. — —

Es ist ein großer Uebelstand, wenn, wie auch namentlich in diesem Kriege geschehen ist, heißblütige romantische Berichterstatter gewisse Vorkommnisse zu Heldenthaten verklären, welche das nicht sind und die sich zwar zugetragen haben, aber nicht so zutrugen, wie man es durch Wort und Bild in die Welt hinausposaunte. Abgesehen davon, daß ein falscher Nimbus einem braven Offizier weit mehr schadet, als es der Geschichtsforschung nützt, so ist eine derartige Erzählung für alle Die abgeschmackt, welche dabei waren und wohl wissen, daß das — Lied eine andere Melodie hatte. Sehr weit entfernt sind wir — was man so sagt, böses Blut zu machen, aber was wir als wahr wissen, werden wir dennoch sagen. Der Commandeur des Angriffs, Divisions-General von Budritzki, befand sich an der Spitze der mittelsten Colonne mit dem Degen in der Hand, alle drei Colonnen schritten gleichzeitig zum Angriffe vor und drangen in das Dorf ein, den Feind von den Ausgängen zurückwerfend. Das ist der nackte Thatbestand, Nichts weiter! Es ist nicht wahr, daß General von Budritzki etwa in der Art wie der junge Napoleon über die Brücke von Arcole dem Regiment Elisabeth vorauf die Fahne in den Feind getragen hätte, dies geschah durch einen Offizier des Regiments selbst. — Im Dorfe hingegen, um Alles zu concentriren, nahm Letzterem General von Budritzki die Fahne in der Erregung des Moments aus der Hand, um durch Zuruf und Emporhalten des Banners die Eile seiner Leute zu beflügeln. Im Dorfe selbst entspann sich nämlich ein mörderischer Kampf von Haus zu Haus, der mehrere Stunden anhielt. Hier ward Oberst von Zaluckowski auch tödtlich verwundet und starb die folgende Nacht, — hier fiel der Commandeur vom „Königin Augusta-Regiment", Oberst Graf Waldersee, der seit zehn Tagen erst wieder von seinen bei St. Privat erhaltenen Wunden genesen und dienst-

fähig war; er fiel, indem er an ein Haus heranritt, aus dem man mit weißen Tüchern wehte. Aus denselben Fenstern traf das Todesblei auch den Offizier, welcher ihm zu Hülfe springen wollte! Außer sich über solch niederträchtigen Bruch des Völkerrechts löschten die preußischen Garden nun in einem furchtbaren Raufen Mann gegen Mann ihre Rache über den Tod ihres geliebten Obersten. Wie mit eisernem Besen war um 12½ Uhr Mittags le Bourget von Franzosen reingefegt worden und die Garde wieder Herr der Stellung, obwohl von den Forts St. Denis, Aubervilliers, Romainville und Noissy auf das Dorf kanonirt wurde; 30 französische Offiziere und 1200 Mann hatte man gefangen, 400 preußische Garden und viele Offiziere aus der Blüthe des märkischen Adels tränkten mit ihrem Herzblute diesen theuren Boden! —

Die Verpflegung einer Armee, welche auf ihrem Marsche immer neue Gegenden berührt, die ausgesogenen indeß hinter sich läßt, ist mittels Requisitionen vergleichsweise leicht. Wenn aber eine so große Menschenzahl wie die der Maas-Armee (sie consumirte allein täglich 750 Centner Fleisch) monatelang auf einem Flecke kampirt, so müssen alle Quellen versiegen. Die Geschichte des dreißigjährigen wie siebenjährigen Krieges zeigt vielfache Beispiele, wie einzelne Corps geradezu durch Hunger aufgerieben wurden, weil die Ortschaften nichts mehr hatten, sie zu ernähren, die Zufuhr aber abgeschnitten war. In eine ähnliche Gefahr drohte die Maas-Armee zu gerathen, wenn sie ihre Requisitions-Zone nicht erweiterte, für ihre drei Corps nicht aus dem reichen, noch nicht verheerten Norden und Nordwesten Frankreichs Zufuhren schaffte. Deshalb war Ende Septembers bereits die zwölfte Cavallerie-Division nach Chantilly und nördlich desselben vorgeschoben worden, um dort Magazine zu etabliren und die Umgegend zur Ernährung der Truppen heranzuziehen. Die sich dort gebildeten Franctireurs und Mobilgarden wurden versprengt oder zurückgetrieben, die Schienenwege daselbst durch Ingenieure wieder in Betrieb gesetzt und bald ein regelmäßiger Transport hergestellt. Die Verhältnisse im Norden, die sich aber stets neu bildenden bewaffneten Banden

wurden Ursache, die zwölfte Cavallerie-Division später in Beauvais durch das 2. Garde-Regiment zu Fuß und Artillerie zu verstärken, ebenso schob man gegen Nordwesten hin auf dem rechten Seineufer bei Giors ein Detachement unter Befehl des Prinzen **Albrecht** Sohn von Preußen, nämlich die Garde-Ulanen-Brigade, das Infanterie-Regiment Nr. 27 nebst Artillerie vor, um den „piqures des mouches“, welcher Changarnier beim Falle von Metz erwähnt hatte*), das Handwerk zu legen und die Belagerungs-Armee noch mehr zu sichern. —

Am 30. November war von der Pariser Besatzung ein höchst gefährlicher Ausfall von St. Denis her auf Epinay gemacht worden, während zugleich ein Kampf gegen das 6. Armeecorps (**von Tümpling**) auf dem linken Seineufer bei Villejuif, also im Südosten von Paris, stattfand. Beide Ausfälle wurden nach blutigem Ringen, welches bei Epinay ganz besonders heiß war, zurückgewiesen. Ein anderer, nicht minder harter Strauß dieses Tages spielte sich im Ost und Südost der Stadt gegen das 12. (sächsische) Armeecorps und die würtembergische Division ab, welche seit Mitte des Monats der Maas-Armee zugetheilt worden war und somit den Wirkungskreis ihres Obercommandos südlich über die Marne bis gegen die obere Seine ausdehnte. Die Forts Rosny, Nogent und Charenton hatten in den letzten Tagen eine bedeutende Thätigkeit entwickelt und zwei Punkte waren, — einmal in der Nähe des Forts Charenton, andererseits bei Joinville in dem scharfen Winkel, welchen die Seine bildete, — zum Durchbruche des Gegners ebenfalls höchst geeignet. Hier sollte der bekannte General **Ducrot** etliche kurze Lorbeeren ernten und sich die sogenannte erste Schlacht von Villiers sur Marne**) abspielen. An diesem heißen Tage strahlte das Rautenbanner der Wettiner in neuem Ruhmesglanze, aber die Verluste waren auch sehr schmerzlich gewesen. 29 Offiziere und 879 Mann der todesmuthigen sächsischen Armee und 1500 Mann der zähen würtem-

*) Siehe Prinz Friedrich Carl, S. 244, I. Band.

**) Nach dem Gefechtskalender des königlich sächsischen Armeecorps. D. V.

bergischen Division bedeckten mit ihren zuckenden Leibern den ersten Schnee. —

Der December schien ruhig verlaufen zu sollen, über den Gegner war Todesmattigkeit gekommen; man täuschte sich. Der Metropole letzte Hoffnung stand noch im Norden. Bei solcher Lage hatte für die Besatzung der Stadt nur eine Richtung ihrer etwaigen Ausfälle jetzt noch Sinn, der Norden von Paris, besonders der Nordosten mit dem günstigen Stützpunkte des Mont Avron. Die französische Nordarmee war nämlich inzwischen unter den Oberbefehl des ausgezeichneten General Faidherbe gekommen, welcher nach dem Urtheile deutscher Generale als die größte militärische Capacität bezeichnet wird, deren sich Frankreich damals noch zu rühmen hatte. Ueberdem war die Nordarmee noch durch zahlreiche Truppen aus dem französischen Süden und Südwesten verstärkt worden, welche Gambetta's rastloser Eifer eiligst per Schiff herangeführt hatte. Die Aussichten Faidherbe's waren ferner insofern günstig, als General von Manteuffel ihm bei Amiens nur wenig Widerstand entgegenzusetzen hatte, da er mit seinen Kerntruppen um Rouen stand, das er seit dem 5. December besetzt hatte. Sehr gefährlich für die I. preußische Armee stand das Spiel im Norden. Die Ufer der Somme drohten ihr Untergang zu werden und es hing bei Amiens nur an einem Haare*), daß nicht doch von daher den Parisern unvermutheter Entsatz kommen konnte. Die Hauptstadt wenigstens klammerte sich verzweifelt an diesen letzten Gedanken, vergoß für ihn ihr letztes Blut. Zudem kam noch, daß Faidherbe die von uns occupirten Festungen Soissons und la Fère bedrohte, in ihnen aber unsere directeste Verkehrsader mit der Heimat. Gelang der Nordarmee der deutschen Armee diese Punkte zu entreißen, so war dieselbe von den drei einzigen Bahnlinien abgeschnitten, die ihr nach Osten zu Gebote standen. Aus mehr als einem Grunde also drohte uns Faidherbe verhängnißvoll zu werden, und ihn schlagen kam so ziemlich einem Entsatze der deutschen Armee vor Paris und der absoluten Gewiß-

*) Näheres unter General Edwin von Manteuffel.

heit des Falls der Seinestadt gleich. Man wird hiernach ermessen, welche Verantwortung General von Manteuffel auf seinen Schultern trug! — Zum Glück, wie sich später ergab, war Faidherbe's Offensive nur eine äußerst schwache. Ungenügendes Truppenmaterial und dadurch ein Gefühl der Unsicherheit zwang ihn da zu tastender Vorsicht, wo ein kühner und eherner Griff zu rechter Zeit ihm muthmaßlich das Spiel in die Hände gegeben, die lange Kriegsarbeit der Deutschen erheblich in Frage gestellt hätte. Sehr bald wurde Faidherbe's Offensive durch Detachements der Maas-Armee bei la Fère (unter General von Kessel stand das preußische Garde-Füsilier-Regiment nebst einer Batterie und zwei Escadrons Garde-Husaren), ferner durch Theile der I. Armee und Landwehrtruppen zum Halt genöthigt. Mochte Trochu in Paris auch leidlich über Faidherbe berichtet sein, schwerlich hatte er von dessen eigentlicher Lage klaren Begriff, er hätte sonst jeden weiteren Kampf als nutzlos vermieden. Die falschen Illusionen, welche er sich aber über den Helfer im Norden machte, ließen ihn die letzten Anstrengungen zum Durchbruche wagen, um Faidherbe die Hand zu reichen. —

Durch die Kämpfe des 30. November hatte die Pariser Garnison aber insofern im Südosten Vortheile erlangt, als sie die Dörfer Brie und Champigny in Besitz behalten hatte, Punkte, die für einen formidablen Durchbruck ebenfalls geeignet waren, wenn man genug von Energie beseelte Truppenmassen hatte, um genügende Stoßkraft zu entfalten. Jedenfalls mußten beide Ortschaften deutscherseits wiedererlangt, der Cernirungsgürtel fester geschnallt werden. Dies zu thun war für den 1. December beschlossen, unterblieb aber. Nicht nur, daß die Ankunft des 2. Armeecorps (von Fransecky) auf dem rechten Seineufer erst vollständig abgewartet werden mußte, ein Wechsel im Commando fand auch insofern statt, als General von Fransecky als ältester General das Commando nunmehr zwischen Seine und Marne übernahm, sich also mit Prinz Georg von Sachsen und General von Obernitz über die bevorstehende gemeinsame Action zu verständigen hatte. Dies mag, die Operation zu verschieben, ein

zwar genügender Grund gewesen sein, war jedenfalls aber doch nur ein äußerer, technischer, welcher gegen die etwaige Gewalt des Augenblicks wahrscheinlich zurückgetreten wäre. Diese augenblickliche Gewalt existirte am 1. December aber noch nicht. Der Feind hatte freilich Champigny und Brie, aber auf Grund dieses Besitzes sofort einen Monstre-Ausfall der gesammten disponiblen Garnison von Paris erfolgen zu lassen, fiel den Befehlshabern nicht ein. Erst am 2. December rafften sie sich, also gerade dann zu ihm auf, wo die Offensivbewegung der südöstlichen deutschen Corps erfolgte, um Brie und Champigny wiederzunehmen; beide Bewegungen carambolirten somit! Das war die sogenannte zweite Schlacht von Villiers, der größeste und namhafteste Ausfall, den die Pariser, le Bourget abgerechnet, bisher gewagt hatten. Ueberall wo, wie hier (und vor Sedan war es ganz ähnlich) — der glückliche Zufall waltete, sucht der Menschengeist, dem alles Willkürliche, Unmotivirte widerstrebt, nach Gründen. Weshalb, fragen wir, trafen beide Bewegungen gerade an dem für Frankreich so ominösen 2. December zusammen? — Deutscherseits war eben das Heranziehen des 2. Armeecorps maßgebend, um die Wiedereinnahme beider besagter Dörfer um einen Tag zu verschieben. Da man deutscherseits am 1. December nicht angegriffen wurde, Alles im status quo verblieb, so hatte man natürlich auch keinen Grund, eher anzugreifen, als man sich dazu genügend vorbereitet fand und die Rollen des blutigen Dramas zweckmäßig vertheilt hatte. Seltsamer Weise fand dasselbe aber auch auf Seite der Pariser Besatzung, nur in anderer Manier, statt und hierin lag für dieselbe das Hauptunglück! — Obwohl General Ducrot als deutscher Gefangener sein Wort gebrochen hatte, so hielt ihn das doch nicht ab, ein sehr tapferer und einsichtiger General zu sein; der Mann hatte eben von Offiziersehre sonderbare Begriffe. Seitens Ducrot's und Trochu's war der erneute Angriff und womöglich der Durchbruch wirklich auf denselben 1. December in Aussicht genommen gewesen und Ersterer, an den sich die letzte sinkende Hoffnung der Pariser klammerte, hatte sich vor ihnen in einer Proclamation vermessen: „Paris wird mich nur als Sieger

oder todt wiedersehen.“ Lag hinter der Phrase auch ein gutes Stück Komödianterie, jedenfalls glaubte Ducrot an sie selber und hatte gewiß die beste Absicht, sie wahr zu machen; Feigheit war seine Sache nicht, das hatte er zu Sedan an der Spitze seiner Infanterie-Division bewiesen. Um aber das hohe Würfelspiel zwischen Tod und Ruhm nicht völlig ohne Chancen für den letzteren zu beginnen, waren große Vorbereitungen nöthig geworden, durch welche sich der „Massenausfall“ auf denselben 2. December verzögerte, an welchem Kronprinz Albert gerade Befehl gegeben hatte: „Champigny und Brie sind mittels Handstreichs wiederzunehmen!“ — Die deutsche Heeresleitung kam der französischen aber in ihren Bewegungen zuvor! Brie sollte vom 12. (sächsischen) Corps, Champigny von den Würtembergern genommen werden. Der Angriff begann Morgens 7 Uhr und gegen Brie waren zwei Bataillone des 107. und ein Bataillon des 104. Regiments bestimmt, gegen Champigny dagegen ein Bataillon des 7. Regiments und das 2. Jäger-Bataillon. — Die Trommeln rasselten, Marsch, Marsch! Mit gefälltem Bajonnet im ersten Anlauf und ohne Schuß wurden beide Orte genommen. Aus dem dabei stattgehabten Kampfe entwickelte sich nun die zweite Schlacht von Villiers. Die Franzosen erschienen nämlich mit bedeutenden Kräften auf dem linken Marneufer, ihr Hauptangriff entwickelte sich in der Richtung Villiers-Ceuilly, wo ihnen Theile des 2. Armeecorps von Fransecky und der würtembergischen Division, nebst vier Bataillonen des 12. Armeecorps mit nöthiger Artillerie und Cavallerie wirksam begegneten. Von der Maas-Armee litt besonders hier das brave sächsische Schützenregiment Nr. 108, das, geführt von seinem Commandeur, Oberst von Hausen, gegen die auf den dortigen Höhen stehenden Gegner vorging und sie in das Marnethal hinabwarf. Das Regiment büßte hierbei allein 35 Offiziere und 880 Mann ein, — es war ein theuer bezahlter Sieg! — Indeß dergestalt auf dem linken Flügel der Maas-Armee der Feind glänzend abgeschlagen worden, wies man ihn auch auf dem anderen mit blutigem Kopfe zurück. Das 9. und 49. preußische Infanterie-Regiment (vom 2. Corps

Fransecky), die Kolberger Grenadiere des Oberst von Ferentheil und die Pommern des Oberstlieutenant Laurin unter Commando ihres Brigadiers du Trossel hielten mit der würtembergischen Division unter General von Obernitz mit eisernen Händen den Besitz Champignys fest, obwohl sie von den französischen Batterien von St. Maur furchtbar in der Flanke beschossen wurden. Auch diese Braven hatten ungeheure Verluste, aber an ihrer Willenskraft brach sich die Sturmfluth der rothen Hosen. Auf der ganzen Ausfallslinie wurde der Feind zurückgeworfen und suchte in regelloser Flucht den Schutz der Enceinte. Das Schlachtfeld war unbestritten in deutschen Händen, auf welchem in der Rathlosigkeit der Feind sogar alle seine Verwundeten zurückgelassen hatte. Was das für ein Raufen und Morden gewesen war, kann man sich denken, da sich der französische Gesammtverlust an Todten, Verwundeten und Vermißten allein auf 9000 Mann belief. Die nächste Folge dieses ungeheuren Verlustes war, daß Ducrot, geschlagen und **dennoch** lebend, die drei Corps seiner Ausfallstruppen in zwei Corps umzuschmelzen sich gezwungen sah. Die Hoffnung von Paris war gebrochen, jeder fernere Kampf seinerseits nur noch die nutzlose Rasewuth des Wahnsinns, der mit den Nägeln die Wände seines Käfigs zu durchkratzen meint! — Dies schwere Mißgeschick nöthigte die Pariser zu größerer Ruhe. Nur die Drohungen vom 20. bis 25. December bei Stains und le Bourget gegen die preußische Garde und bei Chelles gegen das 12. Armeecorps können als letzte krampfhafte Zuckungen vor dem Verenden bezeichnet werden. Wenn man die Cernirungskarte zur Hand nimmt, wird man leicht einsehen, daß der Ausfall gegen Chelles nur Demonstration war und den Zweck hatte, das 12. Corps abzuleiten, dagegen der Nordost-Stoß die eigentliche Action bedeutet hat. Dabei war selbstredend nicht ausgeschlossen, daß, wenn dem Feinde gerade geglückt wäre, bei Chelles die Cernirungskette zu sprengen, er auch dies Luftloch zum Entschlüpfen benutzt hätte. — Um seinen Zweck zu erreichen, entwickelte Trochu bereits am 20. December schon bei Noisy le Sec (letzte Bahnhofsstation innerhalb des Cernirungsrayons) mehrere Brigaden, welche Zelte

bezogen. Noch stärkere Colonnen setzten sich von St. Denis nach Osten in Marsch, wahrscheinlich auch mehrere Brigaden. Da die Dunkelheit eingetreten war, ließ sich die Truppenzahl zwar nicht schätzen, daß die Ortschaften Drancy, Courneuve und Bobigny aber stark von den Franzosen besetzt wären, wußte man deutscherseits. — Kronprinz Albert traf sonach entsprechende Vorkehrungen. Am 21. December ums Morgengrauen eröffnete der Feind auf allen Punkten gegen die Maas-Armee ein lebhaftes Feuer; bei Epinay operirten sogar zwei Kanonenboote, wurden aber von der Artillerie des 4. Armeecorps alsbald beschossen. Der Angriff gegen Stains von St. Denis aus stellte sich bald genug als eine schwächliche Demonstration heraus. Der Hauptcoup ward gegen das Gardecorps gerichtet, welches bereits früh am Tage drei feindliche Bataillone scharf zurückgewiesen hatte, ohne besondere eigene Verluste zu erleiden. Le Bourget, das so viel schon erkämpfte Terrain, war's abermals, gegen das Trochu sich nun demaskirte. Es ward von weit überlegenen französischen Kräften überfallen und, trotz der Bravour des ersten Bataillons „Königin Elisabeth", vom Feinde das schlecht zu vertheidigende Ende des Dorfes in Besitz genommen. Der Angriff geschah unter Admiral de la Roncière und von Marinesoldaten, unzweifelhaft die beste, wohldisciplinirteste und tapferste Truppe der ganzen Pariser Besatzung. Weiter als bis zum Dorfanfange brachten sie es indeß nicht. Das erste Bataillon „Elisabeth" hielt trotzig Stand, das zweite Bataillon, drei Compagnien Garde-Schützen und ein Bataillon vom Regiment „Königin Augusta" kamen ihm zu Hülfe, und nach einem schrecklichen Blutbade wurde das Dorf Mittags völlig wieder in deutsche Gewalt gebracht, dem Gegner aber 300 Gefangene mit mehreren Offizieren abgenommen. Roncière's Angriff war noch durch zahlreiche Feldbatterien, welche gegen le Bourget, Blanc-Mesnil, Aulnay und den Bondy-Wald spielten, unterstützt. Diese wurden aber gegen 12 Uhr schon durch preußische Garde-Batterien zum Schweigen gebracht, welche von Pont Iblon nach le Bourget herangebracht worden waren und die feindlichen Geschütze höchst wirksam in die linke Flanke nahmen und sie von

Stellung zu Stellung zurücktrieben, bis dieselben um 3 Uhr gänzlich abfuhren. Gegen das 12. Armeecorps war inzwischen der Feind zwischen Neuilly und Mont Avron auf Chelles vorgegangen, hatte die deutschen Vortruppen vertrieben und ihre Stellungen besetzt. Zwei brave würtembergische Batterien nahmen ihn indeß von den Höhen von Noisy le grand so scheußlich unter Feuer, daß die Franzosen sich mit ihren Hauptkräften auf Gagny zogen und dort Bivouak machten. Diese verlorenen Stellungen mußten wir wieder haben. Sofort war starker Succurs des 12. (sächsischen) Corps zur Hand, ein allgemeiner Angriff erfolgte, indem man des Feindes Stellung umging. Ein hartnäckiger Kampf, die ganze Nacht andauernd, brachte die Gegner schließlich zum Weichen und die alten Stellungen wieder in deutschen Besitz. Das ganz gegen sonstige Gewohnheit des Feindes geführte Nachtgefecht war der beste Beweis, wie man, nach dem Fiasko bei le Bourget, als letzten Hoffnungsstrahl das Gelingen des Durchbruchs auf der Linie Gagny angesehen hatte; 500 Gefangene ließen die Franzosen in unserer Gewalt, dazu ihre letzte Zuversicht. —

Unter solchen Aufregungen und ruhelosem Dienste machte die Maas-Armee sich gefaßt, das Weihnachtsfest zu feiern. Allem Anscheine nach mußte es blutig und auch für die nicht kämpfenden Truppen unendlich mühevoll werden. Der Feind, zurückgeworfen, war wohl deprimirt, blieb aber dennoch vor der Fronte der Maas-Armee bis zum 25. December stehen und beunruhigte sie immerwährend. Einzelne Scharmützel, zumal im Marnethale, fanden statt und das immerwährende Bereithalten starker Reserven ermüdete die deutschen Truppen ungeheuer. Dazu wurde mit größerer Anstrengung denn je daran gearbeitet, die Belagerungswerke noch vor Jahresschluß gänzlich zu beenden, damit man Paris ein ander Lied singen könne, als bisher. Am 23. erfolgte kein neuer Angriff, am Weihnachtstage erwartete man denselben indeß mit Sicherheit. Von früh 7 Uhr bis Nachmittags um 3 Uhr hielt Kronprinz Albert sich jeden Augenblick auf den Losbruch der Rothhosen gefaßt, — 150 Geschütze standen bei Gonesse für den Besuch des Gegners servirt, derselbe unterblieb aber. Der Kronprinz begab sich nun-

mehr mit seiner Suite nach Margency zurück, wo endlich der Tannenbaum entzündet und gemüthlich deutsche Weihnachten auf gallischem Boden begangen wurden. — Der Empfang der Kaiser-Deputation des Reichstags in Versailles (18. December) war an dem Kronprinzen selbstredend spurlos vorübergegangen, denn die Kämpfe dieser Zeit wie die Belagerungsarbeiten verstatteten ihm nicht, an der Feier theilzunehmen. —

Mehrfach ist schon erwähnt, daß betreffs des Bombardements von Paris sowohl zu Versailles im Hauptquartier, wie in der Armee selbst zwei Parteien bestanden, und wir gaben das ohngefähre Für und Wider dafür an. Wenn das Entweder-Oder im Hauptquartier nun mit Kälte und Objectivität erwogen wurde, so fand im Heere selber doch eine etwas leidenschaftlichere, von Ungeduld dictirte Beurtheilung statt und scheint zu scharfer Discussion und manchem Spotte Anlaß gegeben zu haben. — Das Bombardement von Paris zu Aller Freude begann doch endlich! Der Mont Avron, ein gefährlicher Stütz- und Operationspunkt des Feindes, sollte mit schwerem Geschütz gesäubert. der Maas-Armee aber sollte die Ehre des ersten Offensivstoßes zu Theil werden. — Am 26. Abends trafen die letzten Belagerungsgeschütze bei dem Corps ein, in der folgenden Nacht wurden alle Batterien armirt und diejenigen von ihnen, welche verdeckt, das heißt hinter Bäumen erbaut worden waren, demaskirt, indem man die Pflanzungen nun umhieb. Am Morgen war Alles beendet. — 8¼ Uhr am 27. December war's, da dröhnte der erste Schuß! Mit jauchzendem Hurrah ward er auf der ganzen Linie der Maas-Armee begrüßt und nun begann das Höllenconcert, an die Adresse des Mont Avron gerichtet!! — Die Wirkung ließ Nichts zu wünschen übrig, Tod und Verwüstung herrschten drüben. Der Feind räumte den Avron kopfüber und am 30. besetzte die Maas-Armee vorübergehend seine Höhen, um die feindlichen Werke zu zerstören. An demselben Tage begannen auch die übrigen Batterien der Maas-Armee gegen die Ostforts Nogent, Rosny und Noissy ihr schmetternd Kugelspiel.

Der 1. Januar 1871. — Das Morgenroth des neuen

Jahres brachte auch das Morgenroth einer andern Epoche über die streitenden Völker dieser Erde. Niedergewürgt lag das ungeheure Paris, versiegt waren seine Kräfte im Hunger, erstickt seine Tapferkeit in einer Fülle Bluts. Die erzenen Zungen der Ostforts Nogent, Rosny und Noissy schwiegen, sie waren erlahmt. Verwüstet, konnte keine lebende Seele mehr in ihnen hausen. Vier Tage später beschoß man die Forts von Issy, Vanvres und Montrouge, am 8. Januar waren auch die ersteren mundtodt, am 8. braunte Montrouge und die deutschen Granaten erreichten bereits Paris selbst. Die letzten Zuckungen desselben standen nur noch bevor, dann mußte es fallen. —

Der 18. Januar erschien, das Fest der Kaiser-Proclamation. Kronprinz Albert von Sachsen wohnte demselben mit kleinem Gefolge bei, denn beim Wiegenfeste der neuerstandenen Herrlichkeit des deutschen Reichs durfte doch der wettinische Held nicht fehlen, dessen Arm das neue alte Banner hatte aufrichten, die Einheit deutscher Völker durchs treue Bluf seiner Sachsen kitten helfen! Bei diesem Feste hatte er sich denn auch besonderer, wohlverdienter Ehre und herzlichster Anerkennung durch den Kaiser selbst, wie seine Schwertgenossen zu erfreuen. Er verweilte bis zum folgenden Mittag noch am kriegerischen Hoflager von Versailles und kehrte dann nach Margency zurück. — Am 19. machten die Pariser noch einen Ausfall gegen das 5. Armeecorps des General von Kirchbach. Demselben aber gelang es, mit Hülfe der Corps-Artillerie des (4.) Armeecorps des Generals Gustav von Alvensleben, auch diesen Ausfall glücklich abzuschlagen. Am 21. Januar beschoß man Seitens der Maas-Armee das alte St. Denis, am andern Tage stand es in Flammen. Seine Einwohner flohen nach Paris, um das dortige Elend noch zu vermehren. — Die wachsende Summe desselben und die Unmöglichkeit, sich zu befreien, führten am 29. endlich die Uebergabe von St. Denis, wie die Capitulation sämmtlicher Pariser Forts herbei; es war das Vorspiel des Friedens. Der Einzug des Kronprinzen Albert in St. Denis, welcher denselben Tag erfolgte, war für die Maas-Armee ein Freudenfest, eine endliche Genugthuung

für den Schweiß und die Entbehrungen vieler Monate. Ein allgemeines Hurrah war die Antwort auf die Nachricht von der Capitulation gewesen, und zum ersten Male richtete sich die Hoffnung zuversichtlicher nach der fernen Heimat. Das Fort Aubervilliers auf der Nordfront ward sofort von Truppen der zweiten, Fort de l'Est von der ersten Division des Gardecorps besetzt, die Double-Couronne du Nord und Fort de la Briche hingegen nahmen Abtheilungen des 4. Corps (Gustav von Alvensleben) in Besitz, die 14. Infanterie-Brigade des Letzteren unter Commando des Generalmajors von Zychlinski rückte zu gleicher Zeit in das befestigte St. Denis ein. — Um 10 Uhr Vormittags brach von Margency Kronprinz Albert mit glänzendem Stabe, welchem sich General Gustav von Alvensleben (I.), General von Schwarzhoff (Commandeur der siebenten preußischen Infanterie-Division) angeschlossen hatten, gegen die Stadt zum triumphirenden Einzug auf. Ein Offizier seines Stabes war zur Uebernahme des Platzes vorausgeeilt. — In dem Dorfe la Barre, wo unsere Vorposten standen, wurde einstweilen Halt gemacht, da sich starke deutsche Truppenabtheilungen in Marsch gesetzt und sich auf der Ebene zwischen Enghien und St. Denis aufgestellt hatten; es war ein preußisches Garderegiment und vier Feldbatterien des 4. Corps. Schon vorher waren zwei Compagnien Festungs-Artillerie und eine Ingenieur-Abtheilung in die Festung eingerückt, um Geschütze und Magazine zu übernehmen, wie die etwaigen Minen zu entladen. Seit Laon war man zehnfach vorsichtig geworden. — Endlich, es war bereits Nachmittag, kam die Nachricht, Alles sei in Ordnung. Die französischen Soldaten waren entwaffnet und bereits auf dem Marsche zurück nach Paris, deutsche Artillerie aber hielt die Wälle besetzt. Unter den schmetternden Tönen des Pariser Einzugsmarsches und der preußischen Volkshymne rückten die Truppen, Kronprinz Albert an ihrer Spitze, in die Gräberstadt der Bourbonen und die Hauptstraße entlang. Zwar war vor der Stadt ein französischer Offizier mit der Bitte erschienen, der Stimmung der Einwohner wegen den Einmarsch möglichst still zu vollziehen, er war aber bedeutet worden, daß man nicht hier sei, um Stimmungen zu berücksichtigen!

Ueberdies war die Neugierde der Deniser viel größer als ihre Trauer. Dichte Schaaren auf beiden Seiten sahen den Einzug an, sichtlich erstaunt über die großen Gestalten der „Prussiens“. In Mitte der Hauptstraße ließ Kronprinz Albert eine Abtheilung Garde du Corps vorauf an die Tête sprengen. „Les ulans, les ulans!“ zeterten Frauen und Kinder, und Viele flüchteten in die Häuser. Auf dem Marktplatze endlich hielt Albert von Sachsen mit seinem glänzenden militärischen Gefolge Parade ab, — es war ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung. Ueberkam jeden deutschen Mann doch jetzt erst voll und klar das Gefühl, Sieger in einem Kampfe zu sein, der seinesgleichen nicht hat in der Geschichte der Völker! Jetzt erst durchdrang Alle die Gewißheit, daß der Friede vor der Thür sei und die Einheit aller deutschen Stämme fortan seine beste Hüterin sein werde. — Nach beendeter Einzugsfeierlichkeit und der Inspection der Stadt wie Festungswerke kehrte Prinz Albert nach Margency zurück. — Der Besatzung von St. Denis erwuchs zunächst die Pflicht, dieselbe gegen Paris auf alle Fälle in Vertheidigungszustand zu setzen, der Unordnung und Verwüstung, welche durch das Bombardement und die schrecklichen Brände verursacht worden, ein Ziel zu setzen. Schon in den nächsten Tagen belebte sich St. Denis und wurde Mittelpunkt eines ununterbrochenen, überaus lebendigen Geschäftsverkehrs, ein beständiger Markt aller Arten von Lebensmitteln, welcher von allen Seiten besucht wurde. Aus den umliegenden Dörfern strömte die Bevölkerung mit ihren Bodenerzeugnissen, deutsche Soldaten aller Waffengattungen drängten sich über die Kettenbrücke in die alte Bourbonenstadt. Mit dem Vertrauen der Bewohner und der Gewißheit des Friedens erwachte die gegenseitige Versöhnlichkeit, der deutsche Humor wie der unverwüstliche französische Leichtsinn. Concerte und Theater etablirten sich, und die schöne, flatterhafte „demi monde“ von Paris strömte zahlreich nach St. Denis und entschädigte sich unter den „Prussiens“ für die Angst und die Entbehrungen, welche sie kaum erst überstanden hatte. — Beklagenswerthe Täuschung! Wohl hatten die Pariser vor ihren deutschen Feinden Ruhe, aber unter ihrem Boden glühte ein

Vulcan, und unheilvoll näher rückte der Stadt der Städte das Verderben in seiner scheußlichsten, entmenschtesten Gestalt und erweckte neu die altbiblische Sage von Sodom und Gomorrha! —

Am 26. Februar waren die Friedenspräliminarien unterzeichnet worden, am 1. März fand die sogenannte erste Kaiserparade auf der Rennbahn zu Longchamps über die Armee des preußischen Kronprinzen statt, worauf der Einzug der deutschen Truppen in Paris stattfinden sollte. Auch der Kronprinz von Sachsen, nachdem er vor Kaiser Wilhelm die zweite Kaiserparade commandirt und ihm das Gardecorps, die Garde-Landwehr-Division und Belagerungs-Artillerie vorgeführt hatte, sollte als Triumphator in Paris einziehen; die Annahme des Friedens von Seiten der Assemblee von Bordeaux aber und Jules Favre's Drängen, Paris von den deutschen Truppen zu befreien, verhinderte das. — Am 7. März fand die dritte Kaiserparade statt. Kaiser Wilhelm wollte auf der Ebene von Villiers, dem Schlachtfelde des 30. November und 2. December, das erste bayrische Corps von der Tann, die würtembergische Division (Obernitz) und das 12. (sächsische) Corps (Prinz Georg) besichtigen und ihnen Lebewohl sagen. Hatten diese Truppen doch hier den wilden Ausfällen der Pariser getrotzt und den Boden mit ihrem Blute gemeinsam geröthet! — Kurz nach 8 Uhr früh verließ der greise Kaiser nebst Gefolge Versailles, um sich durch die langen Reihen herbeigeeilter dienstfreier Soldaten auf das Paradefeld zu begeben. Sein Weg führte ihn sowohl bei den deutschen Schanzen, als dem Gebiete vorüber, wo der achtenswerthe Eifer der Franzosen während der Belagerung höchst geschickt neue Werke aufgeführt hatte. Von Champigny aus gelangte er auf das Schlachtfeld, stieg im Parke von Villiers zu Pferde und ritt nun durch zwei Reihen von Flaggen nach der Hochebene hinauf, auf der ein riesiges, von einem Mastbaume wehendes deutsches Banner den Punkt bezeichnete, von welchem aus er den Vorbeimarsch der Truppen in Augenschein nehmen wollte. Die Würtemberger, die auf dem rechten Flügel der langen Aufstellungslinie standen, zogen zuerst heran. Ihren Vortrab bildeten die Feldjäger, die zum ersten Male in diesem Feldzug ihre kleid-

samen Bärenmützen trugen. Das erste Treffen bestand aus Linien-Infanterie und Jägern, das zweite aus Reiterei und Artillerie. Einen guten Eindruck machte die Neuerung, daß das erste Treffen, als der Kaiser an ihm heruntergeritten war, Kehrt machte, um die Besichtigung des zweiten Treffens mit anzusehen. Nach den Würtembergern kamen die Bayern, der Heerkörper von der Tann's, nach ihnen die Sachsen an die Reihe, und nun folgte der Vorbeimarsch der ganzen Truppenmasse, welcher über zwei Stunden dauerte. Nach der Heerschau versammelte der Kaiser die Oberbefehlshaber, um sich, seine Ansprache an den Kronprinzen von Sachsen richtend, mit herzlichen Worten und warmem Händedrucke von ihnen zu verabschieden. „Mit Stolz“, sagte er, „können die Truppen, welche auf diesen blutgetränkten Feldern gefochten haben, das Zeugniß derselben für ihre Tapferkeit, für ihre Ausdauer und darum für ihren Sieg in Anspruch nehmen. Gleichzeitig mit unseren Siegen über den Feind haben wir aber auch in unserm Vaterlande einen Erfolg erreicht, der so schnell und so vollständig kaum vorauszusehen war: Deutschland ist geeinigt und hat mich an seine Spitze berufen. Jetzt wird es darauf ankommen, im Frieden den Bau weiter zu führen, dessen **Grundstein** auch **Sie mit Ihrem Blut und Ihrer Treue gekittet haben.** Leben Sie Alle wohl bis aufs Wiedersehen in Deutschland, in der Heimat!“ Dieser Abschied war der Schluß der großen Heerschau von Villiers. Vom endlosen Hurrah der Soldaten begleitet, bestieg der Kaiser den Wagen und fuhr nach Ferrières, wo er sein Nachtlager nahm. — —

Ehe des Kaisers und des Kronprinzen von Preußen Rückkehr nach Berlin erfolgte, wurde die III. Armee mit der Maas-Armee in einen einzigen großen Heerkörper verschmolzen und am 9. März dem Kronprinzen von Sachsen das Gesammt-Commando über alle deutschen Truppen vor Paris übertragen und zugleich die Pflicht, die fernere Ausführung der Friedensbedingungen und die Ruhe Frankreichs zu überwachen. An demselben Tage reiste Albert von Sachsen nach Dresden ab, um die Heimat und die Seinen auf kurze Frist zu begrüßen und mit Kronprinzessin Carola auf fran-

zösischen Boden zurückzukehren. Während der Zeit sollte sein Hauptquartier verlegt und sein neuer größerer militärischer Hofstaat organisirt werden. Zu der neuen Residenz des sächsischen Thronfolgers war Compiègne bestimmt und das Hauptquartier ging am 13. März dahin ab. Daselbst traf auch Oberst von Gottberg mit dem Stabe der bisherigen III. Armee ein, und man kann sich denken, daß der Doppelstab des Kronprinzen Albert nun ein sehr zahlreicher wurde. —

Compiègne und der 18. März 1871! — Wer von den Offizieren der Occupations-Armee diesen Tag und die folgende Zeit in Napoleons Lustsitz verlebte, wird wohl ewig dessen als eines Stücks reellster und unvergänglicher Poesie in seinem Leben und der verhängnißvollen Contraste in den Geschicken Frankreichs gedenken! — Es war höchst natürlich, daß eine so große Schaar Offiziere aller Waffengattungen und aus dem Adel fast aller deutschen Stämme, beflissen war, die Ankunft des sächsischen Thronfolger-Paares als ein außerordentlich Ereigniß ihres kriegerischen Lebens zu feiern; Alles vereinigte bei dieser Gelegenheit sich ja, den ritterlichen Geist deutscher Romantik anzuregen! Nicht nur, daß es einen eigenen Reiz gewährte, eine fürstliche Frau von so anerkanntem Liebreiz, wie Prinzessin Carola, im Kreise deutscher Krieger auf Feindes Boden willkommen zu heißen, die Hochachtung und Bewunderung vor dem Sieger von St. Privat, Beaumont, Sedan und Villiers, welcher einst Sachsens Krone zu tragen bestimmt war, lieh der Verehrung noch einen ernsteren, glänzenderen Inhalt. Albert und Carola aber in Compiègne, Napoleons III. Lustsitze, zu empfangen, war wohl eine Thatsache, welche das höchste historische Interesse beanspruchte. — Während man das kronprinzliche Paar am 18. nun in Compiègne erwartete, hatte an selbigem Tage die Commune zu Paris ihr Gorgonenhaupt erhoben!! — —

Compiègne!! — Unter den zahlreichen Sitzen fürstlicher Lust giebt es wenige, wo sich die ewig lebende und erneuende Gegenwart in der Lieblichkeit einer entzückenden Natur, und die große Vergangenheit Frankreichs so in einem Gesammtbild vereinte, als bei dem Aranjuez des letzten Napoleon! Tuilerien und Palais

Royal sind historische Denkmale für sich, bei St. Cloud, Malmaison und Versailles ist die Natur auch nur Beiwerk, gewissermaßen die dazu gehörige Variation des steinernen Themas, das sie umschließt. Compiègne aber ist als Schloß ohne seine Umgebung, diese Umgebung aber ohne das Schloß nicht denkbar! Letzteres gehört zur Natur und diese selbst ist lebendige Geschichte; Compiègne vor allen anderen ist im eminentesten Sinne eine historische Landschaft zu nennen. — Paris wäre ohne Versailles oder St. Germain immerhin möglich, Frankreich ohne Compiègne nicht! — In den dreißiger Jahren führte noch die alte Poststraße von Paris über St. Denis und Senlis an den Kaisersitz im Soissonais in etwa zwanzig Poststunden, welche vor Zeiten wohl vier bis fünf Tage beanspruchen mochten. Jetzt macht man die Tour mit der sogenannten Nordbahn ziemlich in einem Tage ab. Die reizende Oise, welche südwestlich von Rocroy's alten Berg- und Schlachtgefilden herabkommt, westlich vom Park von St. Germain, kurz unterhalb des nicht minder berühmten Städtleins Pont-Oise, in die Seine fällt und in einem vielhügeligten Thale ziemlich in der Mitte zwischen Clermont und Soissons daherrauscht, wird fast in einem rechten Winkel von der viel geschlängelten Aisne erreicht, die von Soissons gerade ostwestlich daher fließt. In dem Winkel am linken Oiseufer, wo beide Flüsse sich treffen, um ineinander zu verrinnen, — ein Fleck Erde, wo die Natur alle ihre Kraft und schwellende Ueppigkeit zusammendrängt, — liegt Compiègne. Nicht Stadt, nicht Schloß, nicht den riesigen Wildpark und seine Umgebung darf man blos so nennen, denn nur, wenn man Alles in Allem zusammenfaßt, hat man den Begriff Dessen erschöpft, Was eigentlich Compiègne ist. Ihn für den fernen Leser faßlich zu machen, wollen wir versuchen, von Stadt Compiègne, Schloß Compiègne und dem forêt de Compiègne ein flüchtiges Bild zu entwerfen. — Die Stadt zwischen herrlichen Waldungen, nahe beim Ausflusse der Aisne und an beiden Gewässern, also in der äußersten Spitze des Winkels, in Halbmondform gelegen, öffnet so zu sagen ihr Herz, ihre innere Fronte dem Doppelflusse und Nordwesten zu. Sie hat circa 12,000 Einwohner und ist Arron-

dissementsstadt des Oise-Departements. Ursprünglich schlecht gebaut und von den alten Dynasten vernachlässigt, hat sie erst in den letzten Jahrzehnten unter Napoleon III. Aufschwung genommen. Fluß-Schiffbau und der Handel mit flandrischen Kohlen waren ihre besonderen Betriebszweige und erst das zweite Kaiserreich sah die Brennereien, Fabriken, Handelsetablissements und brillanten Straßen erstehen, welche sie heute besitzt. Selbstredend ist Compiègne bonapartistisch bis aufs Messer und würde undankbar genug sein, je an einer anderen Dynastie zu hängen, als derjenigen, welches es seine heutige Behäbigkeit verdankt. Früherer Zeit hatte es zahlreiche, sehr schöne kirchliche Bauten, besitzt von ihnen aber nur noch vier, nämlich die Kirche Faubourg St. Germain, die Kapelle Notre Dame de Bon-Secours (Unserer Frau zur guten Hülfe) und die Kirchen St. Jaques und Antoine. Alle übrigen gingen im großen englischen, im Hugenottenkriege und während der Fronde zu Grunde; die großartige Abtei St. Corneille aber zeigt nur noch Baureste, welche längst zu weit irdischeren Zwecken verwendet worden sind. Einen modernen, ganz imposanten Eindruck macht der schöne Boulevard des Avenues von der neuen Unter-Präfectur bis zum Rond-Royal, Reihen prächtiger Häuser mit eleganten Façaden zeigend, ein Stück modernes Paris; das Theater, das Museum, das aus dem 14. Jahrhundert stammende Stadthaus und die Oisebrücke nicht zu vergessen. — Die Stadt ist überreich an Erinnerungen. Schon die uralten Frankenkönige haben sie geliebt und gern in ihr gelebt, so Clothar I., der (562) auch hier starb. Carl der Große — „le Charlemagne" (welchem die Franzosen alles Deutsche absprechen wollen) — baute sich an der Stelle, wo später die St. Cornelius-Abtei sich erhob, einen Palast (Pfalz). Carl der Kahle errichtete auf dessen Stelle vorerwähnte Abtei, nachdem er das Chateau Beauregard gebaut hatte, welches später der heilige Ludwig zu einem Dominikanerkloster machte, von welchem noch ein Thurm zu sehen ist. Sieben Concilien wurden (von 757 bis 1329) in Compiègne gehalten, manche Belagerung erlitt die Stadt. Hier vertheidigte 1430 das Mädchen von Orleans ihres Königs und Vaterlandes Sache, hier ward sie bei einem

unglücklichen Ausfall von den Engländern gefangen und zu Rouen als Hexe verbrannt, eine Märtyrerin der religiös-begeisterten Vaterlandsliebe. Hier schloß Richelieu (1624) seinen Frieden mit den Holländern, auch fanden vor Ludwig XIV. und XV. daselbst militärische Manöver statt. Zu Compiègne starb Dauphin Ludwig, des Letztern einziger Sohn, sagt man — an Jesuitengift, hier empfing Ludwig XVI. als Thronfolger seine liebliche Braut Maria Antoinette (17. Mai 1770) und Napoleon I. begrüßte als sein zweites weibliches Opfer (27. März 1810) in diesem selben Compiègne die Tochter Habsburgs, Marie Louise! — Das Schloß nun ist ein köstlicher, dreiflügeliger Renaissance-Bau, der in der Fronte den cour d'honneur umschließt, von dem äußern Platze durch eine Colonnade von 50 Meter Länge getrennt, dessen Portal ein broncenes Gitterthor schmückt. Den ersten Grund des Palastes legte König Carl V. 1374, den heutigen Prachtbau ließ aber erst Ludwig XV. durch den Architekten Gabriel errichten. In der Revolution bald zu communalen, bald zu kriegerischen Zwecken benutzt, erfolgte unter Napoleon I. seine kostbare Restauration. In Sculptur wie Farbe haben sich an ihm Giraudet, Redouté, Sauvages und Beauvalet verewigt. Namentlich des Letztern Sculptur am Giebelfelde der großen Vorhalle, die „Jagd des Meleager", ist ein Meisterwerk. — Die Seitenflügel links und rechts pflegten unter den Napoleoniden die Gäste aufzunehmen, der mittlere Hauptbau dagegen umschloß die Vorhalle, die Ehrentreppe mit vergoldeter Rampe und Statuen, den Saal der Garden, die Gemächer des Kaiserpaares, die Bildergallerie, die Bibliothek und den 22 Fenster langen Ball- und Speisesaal, von 20 Säulen getragen. Es ist eine üppige und vornehme Pracht, die uns umgiebt, Zeugniß ablegend von dem Reichthum Frankreichs und der gewaltigen Energie der Charaktere, die es vordem beherrschten. Diese Charaktere, im schlimmen Sinne zumeist, gehörten aber, — Napoleon I. abgerechnet, — Frauen an, wie denn Weiberpolitik Frankreichs altes Geschick ist. Hier regierten die Pompadour und du Barry so gut, wie Dame Eugenie die Träger von Frankreichs Krone, und ihre Art Politik war's auch, welche den

Bourbonen wie Napoleoniden das Grab grub. — Ach ja, 's ist gar noch nicht lange her, — vier Jahre kaum, da ging's hier hoch und üppig zu, Sardanapal selber hätte sich ganz gottvoll amüsirt. Um die Jagdzeit im Herbst erschien gewöhnlich Napoleon III. mit seinem Hofe und der Kaiserin schöne Augen regierten den Märchenzauber, der hier sich aufthat. Wie drängten sich die Carossen von Allem, was Paris Vornehmes barg? Wer eine Einladung erhielt, ward von dem Andern tödtlich gehaßt; wer übergangen wurde, sah dies als den eigenen Bankerott an! Man mußte die Gäste in Serien theilen und schubweise einrücken lassen, um nur den ganzen Turnus durchzumachen. Wie erbärmlich hiergegen war die Hofhaltung der übrigen Welt? Was sag' ich? Frankreich war die Welt, das Andere — die umliegenden Dörfer! — Da, Anno 1871, am 18. März Abends — man hatte seit fast zwei Jahren von den Napoleoniden Niemand fast gesehen, — da rennt's und drängt sich und bildet Spalier. „Hurrah“ tönt's aus deutschen Kehlen und die Abendsonne spiegelt sich auf deutschen Bajonetten, Helmen und Küraſſen, — Kronprinz Albert und Carola von Sachsen fahren in den Ehrenhof von Compiègne ein und über seinem Portal, von Kränzen und Guirlanden umwunden, vom Rautenbanner umrauscht, winkt leuchtend ein herzlich „Willkommen!“ — 'S ist auch ein Hofstaat, der hier einzieht, zwar lange so glänzend nicht, so verführerisch, aber unter diesen Männern allen vermißt man drei Sorten von Geistern ganz gewiß, den Mouchard, den Mameluken und den Jesuiten; deutsche Hiebe haben diese Kategorie kategorisch herausgefegt! — Bis Soissons hatte das hohe Paar die Reise per Bahn gemacht, von dort zu Wagen nach Compiègne, erst unter Escorte sächsischer Gardereiter, dann der von preußischer Garde du Corps gebildeten Stabswache des Hauptquartiers. In Begleitung der Kronprinzessin befanden sich die Oberhofmeisterin Gräfin von Walwitz und Hofmarschall Senft von Pilsach. Es war freilich ein Kriegslager in Feindesland, in das Albert seine Gemahlin führte, doch sie befand sich bald sehr heimisch und wohl. War sie nicht in Mitte deutscher Herzen, deutscher Arme aus allen Gauen des Reichs so warm

gebettet, wie ein Kind daheim in der Wiege? Schon andern Tages, am 19., wurde sie ernsthaft daran gemahnt, wo sie sich befand! Nachrichten vom Cernirungsgürtel vor Paris liefen ein, daß gestern, am Tage der Ankunft des kronprinzlichen Paares, die Pöbelemeute zu Paris, daß der Schrecken der Commune losgebrochen sei. — Vorerst trübte es die Gemüthlichkeit des Hauptquartiers wenig, man betrachtete die Revolution als eine häusliche Angelegenheit der Stadt Paris und nachdem die nöthigen Maßnahmen der Vorsicht getroffen worden waren, überließ man der Metropole ruhig den Austrag ihres Familienskandals. Die Tagesordnung des Kronprinzen Albert und seiner kriegerischen Umgebung, wie wir sie bereits beschrieben, ward auch durch Gegenwart der Prinzessin nicht unterbrochen, sogar die Cigarre nach dem Kaffee wurde von Offizieren nach wie vor geraucht, und die Liebenswürdigkeit wie der Humor, mit dem sich die hohe Frau die kriegerische Zwanglosigkeit gefallen ließ, machten ihr nur um so ergebenere Herzen. Zahlreiche Vergnügungen, welche zu ersinnen namentlich die jüngeren Offiziere der Armee unermüdlich waren, brachten stets Abwechselung. Der Prinzessin gefiel somit Compiègne außerordentlich, namentlich die Ausflüge in den Park und die Umgegend. Da war der Garten, den Napoleon I. geschaffen, die Terrasse mit der köstlichen Aussicht auf die Flußthäler und die Stadt. Am Fuße der linken Treppe, welche herab in den Park führt, dehnt sich noch der melancholisch düstere, 2000 Meter lange Laubengang, den der Sieger von Jena und Auerstädt für Maria Louise herstellen ließ! Wie viel Thränen mögen seit dem großen russischen Winter und Moskaus Brande wohl in diesen grünen Hallen von Frauenwimpern gefallen sein?! — — Die mittelste Parkallee führt durch den Rond-Royal hinein in den unendlichen Wald, der, fast 15,000 Hektare groß, zahlreiche Wasser, Seen, Fontainen, Ortschaften und Wildgehege aller Art umschließt. Durch ihn gelangt man, rechts abbiegend, an seinen östlichen Rand ins Freie. Der Anblick ist überraschend! Dort im Hügelterrain, hoch und frei von steilem Felsen auf Alles rings herabschauend, liegt das altgothische Schloß von Pierrefonds. — Anfang des

Jahrhunderts war der Ort elend und unbeachtet, dies stolze Bauwerk nur eine Ruine. Napoleon III. richtete dasselbe in alter Pracht wieder her, und als man gar eine Schwefelquelle daselbst entdeckt hatte, ward es Kurort und Sommeraufenthalt des vornehmen bonapartistischen Paris. — Das Schloß selbst ist uralt. Anfangs des 15. Jahrhunderts ward es von Ludwig, Herzog von Orleans erbaut. Vordem stand die Normannenfeste der Sieurs de Pierrefonds hier, der Rivelons und Dragons; die Orleans machten aus ihr alsbald einen Stützpunkt ihrer ehrgeizigen kronenräuberischen Politik und heute noch ist es sowohl Festung wie Palast, Jagdschloß wie Zwingburg! Es spielte sonach in dem Hugenottenkriege, den Kämpfen gegen Richelieu und in den Tagen der Fronde eine Hauptrolle und war fortwährend der Sitz des Verraths, durch den der große Feudaladel sich selber und — dann das Königthum in den Staub zog. Sagt Alles nur in Allem: Compiègne ist sowohl anziehend, wie lehrreich. Es läßt uns die ewig junge Natur lieben und zugleich die ewig alte Narrheit vergänglicher Menschen bemitleiden. — Andere Art der Unterhaltung gab es im ritterlich deutschen Sinne indeß auch genug, Paraden, Tanzabende, Jagden, Wettrennen, Fuchshetzen und Schnitzelreiten, jede Art von Sport. Während eines solchen Rennens zu Chantilly am 3. April, als das kronprinzliche Paar dort verweilte, — es war von preußischen Offizieren veranstaltet worden, brach im Schlosse zu Compiègne Feuer aus. Dem vereinten Eifer der französischen Pompiers und deutscher Soldaten gelang es indeß bald, des Brandes Herr zu werden; außer dem eingeäscherten Dach des südlichen Flügels hatte das schöne Bauwerk keinen Schaden erlitten. — Der 23. April, des Kronprinzen Geburtstag, war selbstredend der Brennpunkt aller bisherigen Feste, welche kriegerischer Frohsinn nur erdenken konnte. Auf ihn concentrirten sich alle Gefühle der Hochachtung, Verehrung und Anhänglichkeit, welche der Thronfolger besonders in der langen Campagnezeit unter so vielerlei ernsten wie schwierigen Lagen sich bei Jedermann im Heere erworben hatte. Ein Theil der jüngeren Offiziere des Obercommandos der III. Armee hatte sich nun

vorgenommen, an diesem Tage zu Ehren der Kronprinzessin Carola eine solenne Quadrille zu reiten. Als Platz war die große Avenue Napoleon gewählt, die vom Schlosse nach den sogenannten Beaux-Monts führt. Die Ecken des Vierecks, auf welchem geritten wurde, waren durch Garde du Corps zu Fuß bezeichnet, rückwärts hielten Garde du Corps hohe flatternde Standarten in den Landesfarben des kronprinzlichen Paares, im Hintergrunde, den Rahmen des kriegerischen Gemäldes abschließend, erhob sich das neue Reichsbanner schwarz-weiß und roth. Die Quadrille, von acht Offizieren verschiedener Waffengattungen verschiedener deutscher Staaten geritten, commandirte Rittmeister von Mutius von der Garde du Corps. — 10 Uhr Morgens begann der Reittanz. Das Trompetercorps der braunschweigischen Husaren schmetterte jauchzende, hüpfende Weisen und das zierlich-chevalereske Spiel begann. — Diese prachtvolle Scenerie ringsum, diese Fülle mannigfaltiger Uniformen aus allen deutschen Landen, die wallenden Banner, die schäumenden Rosse, der schmetternde Trompetenklang, — in Mitte des Allen aber die lächelnde, entzückte fürstliche Frau, welche sich jetzt nichts weiter, denn ein echt deutsches Soldatenweib dünkte, als die selig stolze Lebensgenossin des Siegers, der den wehrhaften Sachsenstamm bis in das Herz des Erzfeindes geführt! — Die Quadrille selbst ward in drei Abtheilungen geritten, einer Trab- und zwei Galopp-Touren, bei denen besonders das Remplacer, das Wechseln der gegenseitigen Paare, jedesmal ein neues, buntes, höchst graziöses Bild schuf. Ach, diese und so manch andere schöne Stunden rauschten vorüber und die dürre Prosa, die trübe Seite des Krieges, kehrte im Hauptquartier wieder ein; es war am 17. Mai! —

Wir haben gesehen, wie die III. und die Maas-Armee unter des Kronprinzen Albert Obercommando zu einer Occupations-Armee vereint wurden. Zu erwähnen aber ist, daß bei dieser Formation das königlich sächsische (12.) Corps, und die würtembergische Division ausschieden und weiter rückwärts dislocirt wurden. Die deutsche Armee vor Paris bestand somit aus dem Gardecorps, dem 4., 6., 11. preußischen, dem 1. und 2. bayrischen

Corps, der vierten und fünften Cavallerie-Division und dem größten Theile der bisherigen Belagerungs-Artillerie. Die Aufgabe des General-Commandos war, streng darüber wachen zu lassen, daß die Bestimmungen der Convention genau erfüllt würden, hingegen die Franzosen ihren innern Zwist allein ausfechten zu lassen. Mitte Mai nun wurde es höchst fraglich, ob der nunmehrigen republikanischen Regierung Frankreichs es möglich sein werde, der Schreckensherrschaft der Commune Herr zu werden. War sie zu letzterem zu schwach, so konnten für das deutsche Heer genug traurige Nothwendigkeiten erwachsen, denen bei Zeiten vorgebeugt werden mußte. Wohl oder übel, es war nöthig, dem Bürgerkriege selbst näher zu treten und sich auf jede Eventualität vorzubereiten; man mußte das Hauptquartier am 17. Mai von Compiègne nach Margency zurückverlegen, zumal man mit General von Fabrice, der Bismarck in Frankreich jetzt vertrat, in fortwährender und directester Verbindung zu bleiben hatte. —

Giebt es wohl einen krasseren Gegensatz, als diese tiefe Ruhe unter den Truppen des deutschen Cernirungsgürtels und dem wüsten Kampfe innerhalb Paris? Während die Pariser Communards sich mit den Versailler Regierungstruppen in denselben Linien herumschossen, welche die Deutschen früher innegehabt hatten, besuchten die Offiziere des deutschen Hauptquartiers die Concerte ihrer Regimentsmusiken zu Enghien oder St. Denis, hatten Diners zu Margency oder Soisy. — Am 21. Mai erhielt das Hauptquartier Nachricht von dem ersten Eindringen der Regierungstruppen in Paris. Es galt, diesen scheußlichen Kampf jetzt möglichst zu lokalisiren, bei ihm unparteiisch, aber höchst wachsam zu sein. Auf Befehl des Obercommandos erfolgte an demselben Tage noch von Seiten der Cernirungstruppen mit **einem** Schlage die **absolute** Absperrung von Paris! Sie ward so a tempo und scharf durchgeführt, daß Pariser mit ihren Damen, welche an diesem Tage (einem Sonntag nämlich) zum Concert in Enghien und zum Theater in St. Denis gewesen waren, gar nicht mehr nach Paris zurückkonnten. — Die Metzgertage von Paris begannen! Die Septembermorde der Marseiller Blutbande

wiederholten sich jetzt mit den Gräueln der Bartholomäusnacht, aber in erhöhterer, raffinirterer Weise. Die moderne Industrie bot ja Schreckmittel, welche die alte, rohere Zeit nicht kannte! „Am 23.", so berichtet uns ein Offizier des kronprinzlichen Hauptquartiers, „sahen wir von den Höhen von Montmagny den Kampf und die Wegnahme des Montmartre mit an. Vor unserm château de Margency saßen wir am Abende reihenweise hintereinander wie im Theater und beobachteten den grauenhaften, aber großartigen Brand der Tuilerien! Am andern Tage nahm Kronprinz Albert in Fort Romainville auf einem rasch zu dem Zweck errichteten hölzernen Observatorium die rasenden Massacres von Belleville in Augenschein und zählte vier große Brände. Am 26. wüthete der letzte Kampf. Am Abend noch verheerte eine der größten Feuersbrünste Vilette." — Die conservative Republik des Herrn Thiers war Sieger, die letzten Schüsse fielen am Pfingsttage (28. Mai). — Kronprinz Albert sagt über diese seine Lebensepoche selbst: „Indem ich das Commando der deutschen Truppen um Paris erhielt, wurde ich Zeuge der Commune, ich kann sagen beinahe Augenzeuge der Wegnahme von Paris. Ich erlebte so das Eigenthümliche, daß ich zweimal in einem Jahre und in demselben Zimmer zu Margency bei St. Denis die Nachricht von der Einnahme von Paris erhielt; am 28. Januar und am 26. Mai 1871!" — — Das Hauptquartier blieb bis 3. Juni zu Margency; die letzten Wogen des Bürgerkrieges in Paris mußten erst verlaufen sein, die Regierung des Herrn Thiers diejenige gesetzmäßige Sicherheit erhalten haben, welche Deutschland die prompte Erfüllung des Friedens verbürgte. — Am 2. Juni 1871 begann allmälig der Rückmarsch einzelner deutscher Corps, demnach ward auch das deutsche Hauptquartier nach Compiègne zurückverlegt. Noch einmal sollte Albert von Sachsen die hohen Säle und Waldesgründe, die ragenden Thürme von Pierrefonts, wie die Ufer der Oise grüßen, die Zeugen von der Napoleoniden Weltmacht und ihrem jähen Fall. — Lange war sein Verweilen indeß hier nicht mehr; am 7. Juni ward er durch kaiserliches

Telegramm vom Obercommando in Frankreich entbunden und zum Einzuge nach Berlin eingeladen, am 9. Juni reiste er mit seiner engeren Begleitung nach Deutschland ab. Das Obercommando ward inzwischen*) interimistisch geführt, bis am 27. Juni General Edwin von Manteuffel definitiv den Oberbefehl der Occupations-Armee in Frankreich übernahm; welchen er bekanntlich noch bis jetzt (Februar 1873) inne hat. — Kronprinz Albert wurde bei dem solennen Einzuge der deutschen Truppen in Berlin sowohl von der Bevölkerung wie dem preußischen Hofe, dem kaiserlichen Kriegsherrn aber insbesondere, die höchste Ehre und wärmster Willkommen zu Theil. Am 18. Januar bei der Kaiserproclamation war der Sachsenprinz bereits mit dem Eichenlaub des pour le mérite geschmückt worden, am Einzugstage ward ihm das Großkreuz des eisernen Kreuzes verliehen; es ist nur siebenmal überhaupt in der deutschen Armee zu finden. — Mit welchen Gefühlen mag Kronprinz Albert nicht in sein geliebtes Dresden an der Spitze seiner Braven am 11. Juli**) eingeritten sein? Ein Königssohn und mit 43 Jahren zugleich ein siegreicher Held und Feldherr deutscher Heere sein war ohnedies ein nicht leicht dagewesenes Glück, aber höher, reiner, stolzer wurde es durch den Gedanken, daß Albert der einzige und erste Fürstensohn aus dem Hause Wettin war, dessen Aufopferung, militärische Tugend und die erhebende Kraft des vaterländischen Gedankens die grüne Raute zum ewigen Wahrzeichen deutscher Brudertreue dauernd aufgerichtet hat! Ein so außerordentliches Ergebniß verlangte auch eine außerordentliche Erinnerung und Hochhaltung. Von Wilhelm, dem ersten deutschen Kaiser, zum General-Feldmarschall ernannt, ward der Kronprinz mit dieser Würde beim Einzuge durch seinen königlichen Vater überrascht, der ihm zum Sinnbilde den goldenen Marschallsstab Johann Sobiesky's übergab, welchen der Polenheld getragen, als er das kaiserliche Wien von den Türken erlöst hatte! — —

*) Unter den Generalen von Manteuffel und von Schlotheim.

**) Näheres hierüber unter des Kronprinzen Stabschef, General von Schlotheim.

Der Friede war gesichert, die sächsischen Truppen waren zur heimatlichen Elbe zurückgekehrt. Jetzt aber übersah man erst die furchtbaren Lücken, welche der Heldentod so Vieler in den blinkenden Reihen der Kameraden, in den Familien der Hinterbliebenen gerissen hatte! Zahllos aber waren Die, welche der Tod zwar verschont, denen ein „memento mori" aber sein blutig Zeichen fürs ganze Leben in den Leib gegraben hatte. Ihnen, den Wunden und Krüppeln that treue Pflege, Dank und Liebe des Vaterlandes Noth und sie verdienten, daß man das Stück Herz, was ihre gefallenen Kameraden von den Ihren einst besessen hatten, fortan ihnen gebe, als einen Ersatz für das dem Vaterlande geopferte, jetzt nur noch halbe Dasein. Was in diesem Kriege, sowohl in Feindesland als Daheim der Albert-Verein in Verbindung geistesverwandter Corporationen geleistet, ergiebt am kürzesten und schlagendsten dessen Geschäftsbericht, der dritten Hauptversammlung des Vereins am 25. November 1871 vorgelegt*). — — —

Eine schwache halbe Stunde etwa von Dresden, auf der Altstädter Seite, elbaufwärts zwischen dem sogenannten Landgraben und dem großen königlichen Garten, liegt ein überaus einfaches, nicht sehr neues und gar nicht großes Landhaus mit Nebengebäuden in einem schön, aber ohne den Luxus moderner exotischer Gartenkunst angelegten, mittelgroßen Parke. Wenn die Schildwachen an der Einfahrt nicht wären, ein Unkundiger etwa durch ein offenes Gärtnerpförtchen einträte, er würde glauben, daß er sich auf dem Grundstücke eines mäßig vermögenden Rittergutsbesitzers früheren Schlages befände. Das Haus ist mehr wie einfach, etwa in dem Landhausstyle, wie er am Anfange dieses Jahrhunderts Sitte war, erbaut; die grünen Fensterrahmen und Jalousien geben ihm eine gar genügsam-behagliche Freundlichkeit. — Das ist Villa Strehlen, der Sommersitz des sächsischen Thronfolgers. — Es hat nicht etwa eine Rampe zur Auffahrt, keine Halle, keine Freitreppe, Nichts, was auf fürstliches Leben deutet; ein Berliner

*) Näheres am Schluß des Werks bei der freiwilligen Krankenpflege.
D. V.

Banquier und Leipziger Buchhändler würden sich gewiß für beleidigt halten, wollte man **ihrer** Distinction ein solches Wohnhaus zumuthen!! — Das Entree ist geradezu eng, die Treppen nicht minder, die Wohnräume sind kaum mittelgroß zu nennen und das Arbeitscabinet des Feldmarschall Kronprinzen Albert ist so schlicht möblirt, so ohne alle Prätention, daß jeder in Gedanken etwas vertiefte Gelehrte, jeder Oberst, der über seinen Rapport sinnt, gleich sich hier hinsetzen und losschreiben würde, weil er wähnt, er sei bei sich zu Hause. Einfachheit und Gemüthlichkeit ist der Charakter jedes Dinges, das uns rings ins Auge fällt. Man sieht, hier lebt der Kronprinz nur sich und den Seinen, will Nichts von der Ueberlast des Pomps wissen, der sonst vom fürstlichen Stande unzertrennlich ist und in welchem gerade an — kleinen deutschen Höfen so Anerkennenswerthes geleistet wird. Hier wird Einem wohl und ländlich zu Sinne, des Lebens schlichte Wahrheit legt sich uns hier so liebenswürdig ans Herz wie die gerade, treue Rede eines Mannes, der hohle Phrase und süße Ueberschwänglichkeit verachtet. So treu und gerade empfängt der Kronprinz auch Jeden, der ihm naht; man könnte glauben, man spräche mit einem Stabsoffizier oder Adjutanten, wenn man des Sachsenprinzen Albert Gesicht nicht gut genug kennen würde. — So klar und scharf, wie er heute noch die Nothwendigkeit erkennt und ausspricht: „daß Sachsen 1866 zum Reich und Oesterreich stehen mußte", so warm und ernst erfüllt sein ganzes Herz auch die neue segenssichere Aufgabe des alten Landes der Wettiner. Er hält „die Wandlung des heutigen deutschen Gemeinwesens als ein eben so großes Wunder göttlicher Liebe für Sachsen" wie wir, wie Jeder sie für sein eigenes engeres Vaterland erachtet. Klar, ruhig, heiter ist seine erwärmende Herzlichkeit, die um so ernster gefühlt, um so wahrer gemeint ist, als sie nicht aus übersprudelndem Temperamente fließt, sondern ein Resultat des Gleichmaßes seiner Seelenkräfte, kurz jener klugen Ruhe ist, die Anderen Sicherheit leiht, weil sie selbst ihrer sicher ist. — Bei einer Audienz im Frühjahr war vom französischen Volkscharakter, von der Verquicktheit der dortigen Parteien und dem kranken öffent-

lichen Geiste der einst so hoch stehenden französischen Nation die Rede. „Nun, Ruhe halten werden sie gewiß nicht, sobald sie nur erst wieder Luft haben“, sagte er, „aber ihre — Prügel kriegen sie doch wieder!!“ —

Albert von Sachsen hat als ein echter Feldherr mit Weisheit, Opfermuth und Mäßigung das Schwert geführt, wo immer auch er es ziehen mußte; — wenn Gott ihm einst das Scepter Sachsens in die Hände legt, dann wird er's gleichfalls führen mit Weisheit, Opfermuth und Mäßigung in der Gerechtigkeit seines Vaters! Dessen sei Sachsenland gewiß!! —



CARL I.
König von Würtemberg.

X.

Carl I.

König von Würtemberg.

„Furchtlos und trew."

Kein Volksstamm in deutschen Gauen ist mehr verspottet und belacht, dennoch aber mehr geachtet, — kurz so verschiedenartig beurtheilt und doch so wenig erkannt worden, kein Land im Reiche ist in sich abgeschlossener, gesonderter und zugleich kosmopolitisch deutscher, als Schwaben und das alte Würtemberg. In ihm leben nicht blos die äußersten Gegensätze, sondern sie vertragen sich auch, da sie aus einander gegenseitig entspringen, gerade wegen einander da sind. — Kein Volk hat in Deutschland auch eine eigenthümlichere, für seine Individualität bezeichnendere Geschichte aufzuweisen, als das würtembergische. —

Der „dumme" Schwabe mit seinen Schwabenstreichen ist nicht minder ein Stichblatt des Witzes von Alters her, wie der „blinde" Hesse und der „grobe" Pommer, aber dennoch hat zu allen Zeiten des deutschen Erwachens sich das Schwabenvolk besonders ausgezeichnet und die auserlesensten Geister auf den Turnierplatz der Gedanken geführt. In den Schwaben ganz besonders spiegeln sich alle unsere Nationaltugenden und Laster unverfälscht und offen wieder; wenn wir die Schwaben also begreifen lernen, so thun wir damit eigentlich nur einen sehr gewichtigen Schritt in der Selbsterkenntniß. Lasset uns von dem urwüchsigen Volkscharakter, vom würtemberger Land und seinen alten Erinnerungen denn ein Bild entwerfen, bevor wir in diese eigenste Schwabenwelt hinein ihren Lenker König Carl setzen, dessen Urahne, der Graf im Bart, der Greiner von Würtemberg, —

„Sein Haupt mocht' ruhig legen
Jedem Bürger in den Schooß!" —

Der Schwabe! — Ja, er ist tumb! Aber nicht, was wir verstandlos nennen, so daß der Mensch nur als ein etwas besser begabtes zweibeiniges Thier gelten kann. Im Gegentheil „tumb"

ist die Kehrseite des Dummen! — Dieser Begriff war in der alten Zeit nicht der einer Abwesenheit geistigen Vermögens, sondern blos, daß in dem Menschen noch der Geist dumpf, „tumb", taub, daß er latent, also nicht entbunden ist! Das Individuum ist in diesem Zustande abgeschlossen, taub für die Außenwelt, etwa wie Gott Brahma in sich versenkt, ist im Schauen, Empfinden, im Schlafwachen, im Somnambulismus, in einer namenlosen, räthselhaften Traumwelt befangen, wo die Geister mit ihm reden und er halb visionair in Tönen Gefühle ausströmt, von denen er selbst nicht weiß, von wannen sie ihm kommen! Das eben ist der Schwabe ganz und gar. So brütet er und träumt er jahrelang und erst, wenn er — „vierzig" wird, — geht die Sage, — wird er klug, erwacht er endlich zum Selbstbewußtsein geistiger Freiheit! — Schlagen wir doch an unsere eigene Brust, wir skeptischen Norddeutschen, wir kalkulirenden Sachsen, wir übersprudelnden Rheinländer! Wer von uns wird denn vor dem 40. Jahre gar so sehr klug? Klug im dem Sinne, daß sein Seelen- und Geisteszustand sich stets in einer schönen Harmonie von Anmuth und Würde, einer Alles überschauenden Vernunft und eines klaren Wollens befände?! Wer denn??! — — Der Unterschied von nord- und südländischem Geist ist lediglich der, daß im Norden jeder Seelenvorgang vom Hirn ausgeht, aber sich im Herzen festsetzt und somit von Herzen kommt, sobald er sich im Leben durch den Willen bekundet. Dieser Prozeß geht meist rasch, wird aber stets wahr und stark empfunden. Im Süden dagegen entkeimt jede Prämisse aus dem Gemüthe, langsam, dämmerig, oft gestaltlos und in selbstquälerischer Sehnsucht. Er wächst in der Einbildung groß, und gewinnt langsam Körper durch das Hirn. Es ist, als wäre das ganze Herz dann unter den Schädeldeckel gehoben, und plötzlich mit einer Eruption springt gepanzert, gleich Minerven aus Jupiters Haupt, der glühende Gedanke! Drum herrscht im Norden mehr die Rede, im Süden mehr das Lied, drum erzeugt der Norden mehr Denker, der Süden mehr Dichter! — Wenn wir den Süddeutschen psychologisch uns so allgemein zu verbildlichen

suchten und nun sagen, der Schwabe sei unter letzteren der träumerischeste, empfindungsvollste Stamm, dessen Wollen am längsten im Herzen bleibt, am spätesten und auf dem größten Umwege ihm ins Verstandesbewußtsein tritt, so glauben wir ihn genügend gekennzeichnet zu haben. Ausnahmen natürlich finden sich überall. — Rechnen wir nun aber das Temperament hinzu, die physische Disposition fürs Fühlen, so zu sagen die Art und Beweglichkeit des Blutes, unsers pulsirenden Lebenssaftes, so ist, wenn Nord und Nordwest in Deutschland phlegmatischer, kälter erscheinen, — im deutschen Osten der Oesterreicher mehr sanguinisch, der Bayer mehr cholerisch, der Schwabe hat unbestritten aber Neigung zu sanfter Melancholie, die indeß leicht genug in jene deutsche Berserkerwuth, den „furor teutonicus", umschlägt, vor der schon Heinrich Heine und Carl Grün die Franzosen sehr freundlich warnten, jene Wuth, die ihre Wollust findet im — Zertrümmern!! —

Wo blüht die Sage üppiger als hier und das Reckenthum der alten Zeit? — Wem schlägt das Herz nicht im Entzücken und zittert in tragischem Weh, denkt er der Hohenstaufen, Konradins von Schwaben und Rothbarts, des deutschen Sehnsuchtsgespenstes im Kaisermantel, verbannt zu qualvollem Traumleben im Leibe der Erde? — — Ja, die Schwaben sind „tumb", aber was für Geister haben sie dem deutschen Volke nicht gegeben! Den „Christle Schubart", den ersten deutschen politischen Journalisten, den Marquis Posa mit der Feder! Auf seinen Schultern empor hebt sich Friedrich Schiller; — Uhland, der zornige Patriot folgt, der Epiker und politische Rhapsode! — Dannecker der Bildhauer, der Lebig-Macher, Zumsteng der Liedercomponist, Hegel der Philosoph, Jacob Moser der erste Staatsrechtslehrer, — sind es nicht Würtemberger? Tretet Alle hervor doch Stamm für Stamm und thut's „dene tumme Schwobe" nach!! —

Sie so zu machen, wie sie sind, hat Mutter Natur indeß auch ihr Uebriges gethan: In Würtemberg ward ihnen ein Fleck Erde gegeben, der so ziemlich Alles trägt, was der Mensch nicht blos braucht, um zu leben, sondern auch wünscht, um gut zu

leben. Rings ist eine Fülle der Vegetation, daß man — fast glauben wir's, einen Spazierstock in den Boden stecken könnte, er würde wieder grün. Selbstgenügsamkeit, Behäbigkeit, Hang zu Träumerei und Genuß gewöhnt sich dem Schwaben somit sehr leicht an, und er ist stolz und trotzig auf seine Berge, seine Thäler, seine Auen und Wälder, seine Rebenhügel und brechenden Scheuern. Dazu hat er nun zwei Nachbarn, die er nicht leiden kann. Bayern ist's in Nord und Ost, Baden in West und Süden; der Saum am Bodensee mit Friedrichshafen allein öffnet ihm ein Wasserthor in die Schweiz. Daß er diese Nachbarn haßt und weswegen, ist komisch, aber charakteristisch zugleich. Der Bayer ist ihm zu „wuescht", zu roh für sein empfindungsreiches Herz. Alter politischer, selbst religiöser Widerwille hält ihn von demselben zurück. Der Badenser aber ist ihm in tiefster Seele zuwider, obwohl sie doch beide allemannischen Ursprungs sind. Der Schwabe schwört, daß der Franke tückisch und leichtfertig sei, „'s ischt e Franzos" hört man ihn oft genug ausrufen. — Dieser Haß hatte einst seine große Berechtigung. Der Schwabe kann es eben nicht vergessen, daß die Frankenkönige vordem dem großen Allemannenreiche ein blutig Ende gemacht haben! — Moderne Bildung hat diesen Haß freilich wohl verwischt, die Abneigung aber ist immer noch geblieben. — — Zu des Schwaben apartem Wesen hat ferner die Gleichheit, Ungetrenntheit und geringe Vermischung seiner ursprünglichen Race beigetragen. Sie ist nicht, wie das preußische oder bayrische Volk, aus heterogenen Elementen allmählig zusammengefügt worden, sondern die Würtemberger sind entweder Ostfranken, von denen in sechs Oberämtern auf 42 □-Meilen 170,000 Seelen kommen, oder meistens Schwaben (1,608,396 Einw.). Von letzteren aber giebt's nur zwei Sorten, nämlich Die, welche ob der Steig und Die, welche unter der Steig wohnen, die „Blaufüßle" und die „Gelbfüßle". —

Und wie reich ist ihre Geschichte! — Sage, Legende und glänzende Thaten haben sich vereint, dies Land zum Paradies der Romantiker, zur Wiege der Dichtkunst zu machen. Ihre zahlreichen Burgen und Ruinen, ihre Klöster erzählen von der Herr-

lichkeit der alten Zeit, ihre Fürstensitze lassen uns auf Schritt und Tritt das stolze Dasein einer Weltordnung erkennen, die — zum Glück, untergegangen ist, aber nicht weniger treu und energisch ihre Kulturpflicht ehedem erfüllt hat, als unsere Tage thun. Kann es, um eins nur zu erwähnen, einen schärferen Gegensatz und zugleich eine größere Fülle der Erinnerungen geben, als den Hohenstaufen und den Hohen-Aßperg, als Kloster Maulbronn und die Solitude?? Vom Staufen klingt wehmuthsvoll das Lied vom Falle des deutschen Reiches herüber, vom Aßperg unter Kettenklirren der Triumphschrei des befreiten deutschen Gedankens! — War's zu Maulbronn nicht, wo Dr. Faust, der Magus, mit Abt Entenfuß hoch droben im Thurm bei der Retorte saß, den Stein der Weisen zu finden? Hier nicht, wo der jugendliche Goethe in mystischen Schauern den Plan zu seinem Riesengedichte faßte? Man muß einen sonnigen Tag und eine Mondnacht in diesem Zauberkloster erst durchlebt haben, will man Goethe's Faust **völlig** begreifen!! Eilt aber dann zur Solitude, wo „Carl Herzog's“ und seines „Fränzles“ Geist weht, wo noch im Grün die alte Karlsschule liegt, in der Schiller „gedrillt“ wurde und aus der „die Räuber“ hervorgingen ans Lampenlicht und zur Unsterblichkeit!! — —

„Carl Herzog“ und der Schwabenkönig Carl!! — Zwischen beiden Männern, so gänzlich entgegengesetzter Art sie auch sind, besteht dennoch ein gewisser Zusammenhang. Er liegt in der Tradition, in den Folgerungen der Geschichte. Wir müssen das würtemberger Land und Volk eben ansehen, wie es unter dem „tollen Carl“ gewesen ist, um den ernsten, friedlichen und seines Strebens sich bewußten König Carl I. zu verstehen, der heut auf dem Throne seiner Väter sitzt! — — Würtemberg ist unter allen Ländern Europa's — England ausgenommen, — das Land nämlich, welches zuerst sich einer Verfassung rühmen konnte, zuerst besaß, was wir politisches Leben nennen. Die Schwaben waren auch das erste Volk, was mit der Waffe in der Hand sich das Recht der freien Selbstbestimmung errang; die Bauern zu

Remsthal sind's gewesen, die mit „Schwabenstreichen" 1514 ihren Herzog Ulrich zum Tübinger Vertrage gezwungen haben, zu jener Constitution, die noch heute die Wurzel des würtembergischen Staatslebens ist! Allerdings waren die Formen derselben damals andere, aber dieser Vertrag gab dem Volke eine Macht in die Hand, wie sie in keinem modernen Staate, außer Amerika, möglich sein würde. Ihr zufolge hatte die Nation nicht blos über alle Ausgaben zu bestimmen, sie verwaltete durch den Landtagsausschuß die Steuern einst selbst und ohne seinen Willen konnte der Souverain keinen Krieg führen, war nicht im Stande, nur ein Regiment ein Vierteljahr lang zu unterhalten! — Daß es im Schwabenlande also Verfassungskämpfe — und was für welche! — gegeben haben muß, kann man hiernach ermessen, denn die Fesseln, welche der Tübinger Vertrag dem Fürsten anlegte, die Uebermacht, welche derselbe den Regierten verlieh, waren zu starker Art, als daß Ersterer nicht immer hätte versuchen sollen, sie abzustreifen, Letztere sie aber nicht stets hätten straff festhalten wollen. Die Regierungszeit Carl Eugens war sonach ein einziger Verfassungskampf und nachdem der wilde Herzog alle Mittel der Gewalt erschöpft hatte, mußte er dem Rechtsgefühle im Busen seines Volks, dem spät erwachten Gerechtigkeitssinne seines eigenen Herzens nachgeben, und erst seit ihm erfreute sich Würtemberg der organischen Entwickelung seines Staatslebens, welches in unseren Tagen zu einem glücklichen Abschlusse zu bringen Carl I. aufbehalten blieb. — Carl Eugen war bekanntlich der bitterste Feind Friedrichs des Großen. Daß er seine Soldaten unermüdlich gegen ihn marschiren ließ, brachte zumeist eben die schwere Finanzklemme und den Verfassungsconflict über Würtemberg, machte seine Ehe mit Friedrichs einziger Nichte, Friederiken von Bayreuth, unglücklich und verfeindete ihn mit seinen eigenen Brüdern. Der Grube bereits nahe, legten sich erst dieses eigenthümlichen und doch großen Mannes heiße Leidenschaften und gaben ihm, seinem Hause, wie seinem Volke Frieden. Den innern Frieden freilich nur, denn Custine's Republikanerheer kam ins Land, die rothen Mützen und die dreifarbigen

Schärpen der Conventscommissaire! Dann stampften Napoleons I. Legionen die schwäbische Erde, — ach, es war eine Zeit der Schrecken! — Carl Eugen erlebte sie nicht mehr. Mit ihm ging die Rococozeit und das „l'état c'est moi" des stolzen Ludwig, welches deutsche Fürsten so gern nachgeahmt haben, zu Grabe, nur ihre galanten „Angewöhnungen" spukten noch eine Weile fort, bis man auch von dieser französischen Errungenschaft zurückkam. — Friedrich I. kam 1797 ans Regiment. Er war „Carl Herzogs" Neffe, der Sohn Friedrich Eugens und der Prinzessin Friederike von Braunschweig-Schwedt. Zu Treptow in Hinterpommern war er geboren, wo sein Vater als preußischer Offizier in Garnison stand, weil er mit Carl Eugen und dessen Politik zerfallen war. — Ein Kriegsmann wie sein Vater, führte Friedrich ein höchst bewegtes Leben. Ebenfalls in preußische Kriegsdienste getreten, 1778 bis zum Generalmajor avancirt, kam er als russischer General-Lieutenant und General-Gouverneur nach Finnland, nahm 1787 aber seinen Abschied und lebte zu Monrepos bei Lausanne. 1788 verlor er seine Gemahlin, Auguste Prinzessin von Braunschweig, von der er zwei Kinder hatte, den Erbprinzen Wilhelm, des jetzt regierenden Königs Vater, und Katharina, mit deren Hand —, dem berüchtigten Könige „Immer lustik", Jerome Napoleon von Westphalen, angezwungen, — Würtembergs Ruhe von dem neuen Weltbeherrscher erkauft worden war. Aus Friedrichs von Würtemberg Anwesenheit in Finnland schreiben sich auch wohl schon die russischen Sympathien her, welche bei den würtembergischen Regenten fortan vorherrschend wurden und sie zu Allianzen mit dem Hause Romanow geführt haben. In der That verdankt dieser Sympathie gerade das schwäbische Volk große und folgenreiche Wohlthaten. — 1796 kämpfte Herzog Friedrich gegen die Franzosen. Als diese Würtemberg erobert hatten, lebte er in Ansbach, zu Wien, endlich in London. Nachdem er eine zweite Ehe mit Prinzessin Charlotte, Tochter Georgs III. von Britanien, geschlossen hatte, trat er 1797 das Regiment seines Herzogthums an. 1803 zum Kurfürsten, 1805 als Friedrich I. zur königl'chen Würde erhoben, mußte er 1806 Mitglied des

Rheinbundes werden. — 1813 schlug endlich die Erlösungsstunde; er trat den deutschen Alliirten gegen Napoleon bei, erwarb im zweiten Pariser Frieden großen Länderzuwachs und segnete 1816 das Zeitliche. —

Wilhelm I. folgte ihm, ein Mann von höchst bedeutenden Eigenschaften und edelstem Willen, wiewohl er von Schwächen nicht ganz frei war, deren Nachwirkung erst sein Sohn, Carl I., zu beseitigen vermochte. Ihrer ungeachtet war er dennoch einer der geliebtesten, populärsten Fürsten seines Reichs und ein wahrer Wohlthäter seines Volks. Unter ihm erst consolidirten sich die staatlichen Verhältnisse Würtembergs, durch ihn erst wurde in der heutigen Verfassung **diejenige** Rechtsbasis gefunden, welche sowohl Fürst wie Volk es möglich machte, fortan einträchtig zu leben und die Conflicte früherer Regierungen zu vermeiden. — Zur Ergänzung unserer Schilderung des schwäbischen Volks müssen wir bei dieser Gelegenheit nachholen, daß besagte Schwächen König Wilhelms I. darin bestanden, daß er, trotz seines reformatorischen Strebens, veraltete Zustände noch bestehen ließ, die in die neu sich bildende Ordnung der Dinge, zu des Jahrhunderts humanerer Gesittung, für die politische Selbstständigkeit und Toleranz der Zeit nicht mehr passen wollten. Wir meinen die protestantische Bigotterie, das Verwaltungs- und Gerichtswesen! Diese beiden Uebelstände berührten nicht blos das Volkswohl sehr empfindlich, sie waren auch Reste einer schlimmen, völlig anderen Epoche. — Abgesehen, daß schon zu Anfang von Carl Eugens Regierung ein wesentlich büreaukratisches, polizeimeisterliches Regiment weit mehr Beamte erfordert hatte, als für das damals noch kleine Würtemberg noththaten, die Rechtsformen, wie das Prozeßverfahren mehr dem alten „Schwabenspiegel“ und der hochnothpeinlichen „Reichs-Halsgerichts-Ordnung“ angehörten, als den Lebensbedingungen eines gebildeten Volks entsprachen, es war besonders auch die schwere Conflictzeit unter ihm selbst an der Ueberhäufung mit Beamten Schuld. Nicht blos, daß Carl Eugen nach dem Verfassungsbruche einer Menge Schergen der Gewalt bedurfte, die wieder ihre dienstbaren Untergeister hatten,

Minister von Montmartin, um gegen des Landtags Willen auf jegliche Art Geld zu machen, damit gegen Friedrich II. marschirt werden konnte, hatte den maßlosesten Aemterhandel eingeführt. Für Geld war jede Stelle feil, wo aber keine da war, wurde eine gemacht! Als man diese Leute angestellt hatte, mußte man sie auch beschäftigen und daher kam das Schreiberwesen, die unendlichen Ober- und Unter-Instanzen, die Lähmung und das gräuliche Verschleppen der Geschäfte. Die Beamten waren geradezu eine Landplage geworden, eine Art Braminenkaste, um deretwillen eigentlich das Volk nur da zu sein schien und welche durch Lieblosigkeit, Herrschsucht und brutale Strenge Rechtsprechung und obrigkeitliche Ordnung weniger zu einer öffentlichen Wohlthat, als einem Unglücke machten. Allerdings beseitigte der rege menschenfreundliche Eifer König Wilhelms unter vielen anderen Mißbräuchen auch das arge Schreiberwesen. Wenn die Organe einer mittelalterlich rohen Gewalt damit wohl aber eingeengt, auf das unentbehrliche Maaß beschränkt wurden, die Quelle dieser Gewalt, die alte Rechts- und Verwaltungsmaxime in Würtemberg, änderte König Wilhelm nicht und so bot das Land unter ihm immerhin noch die Anomalie in Deutschland, die einzige und dazu eine freisinnige Verfassung zu besitzen, zugleich aber am härtesten und peinlichsten von allen übrigen Staaten bevormundet zu sein! Erst unter Carl I. sollte eine Reform eintreten, welche geradezu eine Lebensbedingung des Volks war, sollte es seinen Stammesgenossen gleichberechtigt erscheinen. — Nicht weniger empfindlich war die protestantische Orthodoxie der alten Zeit. Seit der Reformation war Würtemberg ein paritätisches Land, Katholiken und Protestanten wohnten mit gleichen Rechten neben einander; eine eigentliche Staatsreligion, obwohl das Herrscherhaus lutherisch geworden, existirte nicht. Wie in dergleichen Ländern nun immer, zumal wenn sie noch klein sind, pflegen die Confessionen dann mit doppelter Eifersucht und Strenge über der eigenen Gottesverehrung zu wachen und die Geistlichkeit betrachtet das Formenwesen, die Wort-Heiligkeit, als die geeignetste Disciplin der Seelen. Wie

sie geübt wurde, geht daraus schon hervor, daß noch in unserm Jahrhundert würtembergische Pastoren protestantischer Confession ihre Gemeindemitglieder in Kirchenbuße nehmen, sie öffentlich von der Kanzel excommuniciren, ihre bürgerliche Ehre vernichten konnten, ohne daß die Regierung rechtlich einschreiten durfte. Dadurch wuchs auf der einen Seite die Lust zu tyrannischer Knechtung der Seelen, andererseits die Angeberei und, um ihr zu entgehen, Heuchelei! — Es erzeugte sich jener Gesellschaftszustand, welcher unter dem Namen „des würtemberger Pietismus" weltbekannt ist. Auch diesen Zuständen humanere Gestaltung zu geben, hier freiere Grundsätze zu erwecken, ist wesentlich erst ein Verdienst der neuen Zeit. — Dieser fast fanatische Protestantismus war übrigens kein künstlich gemachter, sondern von der Noth erzeugt; er steckt eben den Schwaben im Blute. Wer auf die Zeit vor Carl Eugen zurückblickt, wo Anstrengungen gemacht wurden, die herzogliche Familie zu Jesuiten-Convertiten zu machen, ja wo ein Glied dieses Hauses gegenüber solchem Beginnen geradezu gemüthskrank verstarb und die Söhne Loyola's lustig drauf und dran gewesen, Schwaben gänzlich zu katholisiren, da konnte man es der protestantischen Geistlichkeit wohl verzeihen, wenn sie in der Furcht, solche Zeiten könnten wiederkommen, im Uebereifer unter Carl Eugen ins entgegengesetzte Extrem verfiel! Diesem Extreme, das muß eingeräumt werden, ist es auch zu verdanken, daß seit jener Zeit die römische Kurie höchst vorsichtig mit Würtemberg umging, der katholische Klerus um so duldsamer wurde, ja daß die religiösen Kämpfe unserer Tage und die Infallibilität fast spurlos, wie wir sehen werden, am Schwabenlande vorübergegangen sind. Ferner entwuchsen den Reihen der theologischen Heißsporne Würtembergs sehr bedeutende Kanzelredner, gottesstarke und hochherzige Seelenhirten, die heute noch die Zierden deutschen Gottesglaubens, der gerechte Stolz ihres ehrwürdigen Standes sind. Wenn wir dieser ehemaligen Mängel hier erwähnen, so geschieht es übrigens nur, um bei Zeiten schon anzudeuten, welche Schwierigkeiten König Carl erwuchsen, als er vor neun Jahren (1864)

zu höchst bewegter Zeit auf den Thron kam. An den vergangenen Verhältnissen ja kann man allein den Widerstand ermessen, den dieser Herrscher nachmals zu überwinden hatte. — Um wahr zu sein, muß ferner noch gesagt werden, daß in Würtemberg, in Volk wie Herrscherhaus, eine traditionelle Vorliebe für Habsburg und ein alter Widerwille gegen Preußen obwaltete, wiewohl Schwaben von Ersterem keine Wohlthaten, von Letzterem keinerlei absichtliche Unbill erfahren hatte. Die alte Reichsidee eben war's, welche sie an Oesterreich liebten, der Reichszerstörer war's, den sie in Preußen haßten. Es wird wohl ehrlich herausgesagt werden dürfen, daß Preußen der Zerstörer des alten Reichs gewesen ist, um das neue zu Deutschlands besserem Heile aufrichten zu können. In solcher Ueberzeugung, denken wir, liegt der beste Grundstein der Versöhnung und Eintracht! — — —

Würtemberg hat zweierlei Wappen, das ältere und das neue. Das ältere ist sehr complicirt, denn es besteht aus einem Schilde, das in zehn Haupt- und diverse Unterfelder getheilt ist, welche die Wappen von Teck, Tübingen, Ellwangen, Heidenheim, Bönnigheim, Justingen, die Reichssturmfahne, sowie die Wappen der vormaligen Reichsstädte Rottweil, Eßlingen und Hall aufgenommen haben. Als Herzschild ist ihm das alte Doppelwappen der Dynastie gegeben, Schildhalter des Wappens aber bilden ein gekrönter schwarzer Löwe und ein goldener Hirsch, deren jeder die Reichssturmfahne hält. — Das neue Wappen, welches König Wilhelm am 5. Januar 1818 für sich und sein Haus annahm, ist jedoch einfacher und in Art der englischen gehalten. Es besteht in einem von oben nach unten getheilten ovalen Schilde. Das linke Feld desselben bildet das alte würtembergische Wappen, drei schwarze liegende Hirschhörner in goldenem Felde, das rechte zeigt in gleichfalls goldenem Felde die drei schwarzen schreitenden Hohenstaufen-Löwen. — Schwäbische Landesfarben sind sonach Schwarz und Gold, wie die fränkischen Gold und Roth sind. Aus ihnen allein hat, — was vielleicht nicht gerade Jedermann weiß, der germanische Patriotismus der Demagogenzeit und des Jahres 1848 das Schwarz-Roth-Gold als deutsche Farben

erkoren, ohne zu bedenken, daß dieselben höchstens doch nur die allemannischen Farben bedeuten können, es aber im einigen Deutschland auch ein Sachsen, Thüringen, Hessen, Preußen, Mecklenburg und noch diverse andere Vaterländer giebt, welche sich alsdann nur als farblose Deutsche hätten betheiligen können. Schildhalter dieses neuen Wappens sind ebenfalls der schwarze gekrönte Löwe und der goldene Hirsch. Sie stehen mit dem Schilde auf einem flatternden Devisenbande, das — echt deutsch und schwäbisch — die Worte „Furchtlos und trew" führt, ein Motto, welches sich Wilhelm I. wie Carl sein Sohn zum Leitsterne des Lebens erkoren haben. —

„Furchtlos und treu" — das war der selige König Wilhelm gewiß! Geboren den 27. September 1781, starb er den 25. Juni 1864. Er war 83 Jahr alt geworden und der Nestor unter den Königen Europa's. Beinahe 48 Jahre hat er sein Land regiert, besaß nicht nur die Liebe seines Volks, sondern war auch im übrigen Deutschland mehr als manch anderer seiner hohen Genossen eine durchaus populäre Persönlichkeit. Nicht blos, daß er als Kronprinz sich gegen Napoleon in den Befreiungskriegen wacker als Heerführer ausgezeichnet hat, ihm war, als er 1816 mit 35 Jahren den Thron bestiegen, auch gelungen, schon im September 1819 mit der einberufenen constituirenden Ständeversammlung eine Verfassungsurkunde zu vereinbaren, welche alle freisinnigen Anforderungen jener Zeit vollständig erfüllte und die der Hauptsache nach heute noch die Grundlage des würtembergischen Staatslebens bildet. Muthig beschützte er diese Verfassung gegen die bekannten Karlsbader und Wiener Beschlüsse, ja versuchte sogar den Congressen der heiligen Allianz einen **Gegen**-Congreß der Mittel- und Kleinstaaten entgegenzustellen und nur an der zaghaften Unschlüssigkeit dieser deutschen Cabinete lag es, daß sich nicht damals eine starke politische Coalition in Deutschland bildete, welche sich zwischen Preußen und Oesterreich als Keil schob und das Jahr 1866 — vielleicht auch das Jahr — 1870 unmöglich gemacht hätte! Daß das übrige Deutschland in der Stagnation der dreißiger Jahre sehnsüchtig

nach Würtemberg schaute, einen Fürsten sehr hoch hielt, der zu rechter Zeit freiwillig seinem Volke gab, was alle anderen Monarchen ihren Unterthanen weigerten, verhalf Wilhelm I. eben zu seiner Popularität im übrigen Germanien. Die Glanzepoche seiner Regierung bildete darum auch das Jahr 1841, sein 25jähriges Jubiläum. —

König Wilhelm ist dreimal vermählt gewesen. 1808 mit Prinzessin Charlotte Auguste von Bayern, nach sechs Jahren jedoch von ihr geschieden. Am 14. Januar 1816, dem Jahre seiner Thronbesteigung, vermählte er sich mit Catharina Paulowna, Tochter des Czaren Paul, Wittwe Peters, Herzogs von Oldenburg; er wurde dadurch Schwager Kaiser Nicolaus I. von Rußland. Diese Ehe war nur mit zwei Töchtern gesegnet und dauerte noch nicht ganz drei Jahre. Aber so kurze Zeit Catharina im Schwabenlande auch gelebt hat, ist sie ihm doch eine vorzügliche Mutter gewesen und ihre Werke der Humanität, Kultur und Wohlthätigkeit, haben ihr ein bleibendes ehrfurchtsvolles Andenken im Herzen der Würtemberger gesichert. Was selbst in drei kurzen Jahren ein von echter Gottesfurcht und Menschenliebe erfülltes Frauengemüth, ein wahrhaft königlich gesinntes Herz zu leisten vermag, sei kurz gesagt. Catharina rief in dem Theuerungsjahre 1817 die Wohlthätigkeits-Vereine — die ersten in Deutschland — ins Leben, ferner die würtembergische Sparkasse, in der bis zum Jahre 1872 dreißig, sage „30,000,000 Gulden" von kleinen Leuten angelegt worden sind. Sie gründete die „National-Industrie-Anstalt" und 1818 das Catharinenstift in Stuttgart, Institute, deren unendlichen Segen wir später noch zu erwähnen Veranlassung haben werden. Am 17. Januar 1819 schon segnete die Edle das Zeitliche, vom Volke tief betrauert und ohne ihm einen Thronerben gegeben zu haben. — In diesem selben Jahre, im September war's, wo Wilhelm I. mit seinen Ständen eben die neue Verfassung vereinbarte; sie kam wie ein Erbstück aus dem Grabe der todten russischen Kaiserstochter! Bei Gott, vom Scheitel bis zur Sohle war sie eine ganze, eine vollendete Frau!! —

Am 15. April 1820 schritt König Wilhelm zur dritten Ehe mit Pauline Therese Louise, Tochter Herzog Ludwig Friedrich Alexanders von Würtemberg, seines Oheims. Dieser Ehe entsprangen die Prinzessinnen Catharine und Auguste, zwischen ihnen Beiden erblickte des Königs einziger Sohn, Kronprinz Carl, am 6. März 1823 das Licht. — Da man im Lande fast bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, König Wilhelm könne directe männliche Leibeserben erhalten, so ist leicht zu ermessen, wie ersehnt und hochwillkommen die Geburt des Kronprinzen war, mit welcher Sorgfalt seine körperliche und geistige Erziehung geleitet worden ist. Ehe wir dem Entwickelungsgange desselben näher treten, müssen wir über König Wilhelms Regierung eine, dieselbe im Allgemeinen wenigstens abschließende Bemerkung machen, um Basis und Hintergrund für den nachmaligen Herrscher zu gewinnen, welchen wir schildern wollen. König Wilhelms I. von Würtemberg Regierungsepoche und Leben hat zwei Abschnitte, gleich dem unsers Kaisers Wilhelm, nur in umgekehrter Art. Seine erste, glänzendste Epoche fiel bis etwa zum Jahre 1850, also bis in sein 69. Jahr, — wahrlich eine lange Zeit segensvoller Regententhätigkeit. Von da ab machte sich aber in Würtemberg eine Stagnation bemerkbar, ein Welken! Nicht blos im politischen Leben und der Gesetzgebung des Staates trat sie ein, sondern auch in — den Sitten! Untergeordnete Geister voll Egoismus hatten das hochherzige Gemüth dieses Wohlthäters seiner Nation jenem hohen Geiste langsam entfremdet, der unter Catharina's erhabenem Auge so köstliche Früchte getragen, ihn während 34 glückseliger Jahre eines weisen Regiments die hochachtungsvolle Liebe aller Vaterlandsfreunde erringen lassen. Hieran war indeß in sehr bedenklicher Weise die unkluge damalige Volksvertretung Schuld, ebenso die auswärtige Politik, und somit an dem Erlahmen der Kraft und des redlichen Willens eines Monarchen, welcher sich so schlecht verstanden und belohnt sah und sich alsbald auf **sich selber** — mehr als gut war — zurückzog. Im Greisenthume wird man eben nicht frischer, aber desto empfindlicher! — — Die erste Regierungsepoche des

seligen Königs zeichnete sich durch eine seltene Regsamkeit aus. Nicht nur, daß er mit höchster Splendidität auf die wohlthätigen Pläne seiner letzten beiden Gemahlinnen, Königin Catharina und Pauline einging, alle Zweige der Verwaltung war er zu bessern bemüht. Durch weise Sparsamkeit suchte er den Credit des Staats zu heben, durch Aufhebung drückender Lasten, Förderung der Gewerbe, besonders der Landwirthschaft, — der er, so lange er lebte, ganz besondere Vorliebe widmete, — für das materielle Wohl des Volkes zu sorgen; Handel, Gewerbe und Kunst blühten namentlich in Folge solchen Eifers in den letzten Jahren seiner Regierung in nie geahnter Weise auf und vermehrten sichtlich den Wohlstand wie die Intelligenz dieses ohnedies gesegneten Landes. Erst unter ihm ist Stuttgart geworden, was es heute ist, eine Stadt von bald 100,000 Einwohnern, ein Zielpunkt der Reisenden, ein Asyl für Ausländer, das Bindeglied zwischen Bayern und dem Rhein, die Hauptverkehrsader der Schweiz mit dem Norden und Osten. Den Königsbau, dieser wirkliche „Königssitz“ würtembergischen Handels und Wandels, ließ er 1856—1860 von Leins aufführen. Die Stiftskirche ward 1841 von Heideloff restaurirt, von 1849—1854 der prachtvolle Park zwischen Cannstatt und Stuttgart mit Marmorgruppen geschmückt, durch Egle 1860 das Polytechnikum errichtet, aber 1865 unter dem jetzigen Monarchen erst beendet. Die Spitalkirche ließ König Wilhelm 1841 erneuen und mit Dannecker's wundervollem Christusbilde schmücken, die neue Synagoge wurde 1861 nach Breymann's Entwurf gebaut, die königliche Villa auf dem Rosenstein dagegen 1823—1829. Bei Unter-Türkheim auf dem Rothenberge, da, wo das alte Stammschloß Wirtineberg vor Zeiten stand, errichtete er eine Kapelle, mit den Evangelisten Dannecker's und Thorwaldsen's geschmückt, wo seiner edlen Catharina irdische Hülle und auch sein Leib einst Friede finden sollte. Die Wilhelma endlich, in maurischem Styl, erbaute sich der König durch Zanth von 1842—1851, sie wurde der Lieblingsplatz seiner letzten Jahre. — Wir staunen gewiß ihre Pracht an, aber — wir lieben sie so wenig, wie die Grundsätze des Koran. — — Diese Reihe pracht-

voller Denkmale beweist hinlänglich aber die energische Schöpfernatur, den Geschmack und die Ideenmannigfaltigkeit des todten Monarchen, denn einzig ist gewiß jedes dieser Werke in seiner Art. — —

Die Erziehung seines Kronprinzen war sicher eins der fruchtbarsten Resultate von Wilhelms königlicher Mühe. Im Hinblick auf den Herrscherberuf Carls bezweckte sie von vornherein eine möglichst vielseitige und harmonische Ausbildung der physischen wie geistigen Kräfte des Prinzen und bei dessen glücklichen Anlagen fand sie den ergiebigsten Boden. Neben den alten und den bedeutenderen modernen Sprachen wurde hauptsächlich auf Geschichte und Naturwissenschaft großer Werth gelegt, zu denen noch kunsthistorische, philosophische, wie militärwissenschaftliche Studien traten. Musik, welche besonders den Anlagen und der Gemüthsrichtung des Prinzen entsprach, ward gleichfalls sehr frühe schon getrieben. — Besagten ersten Unterricht genoß der Thronfolger theils allein, theils gemeinsam mit Altersgenossen, welche aus den fähigsten und regsamsten Schülern der betreffenden Klassen erwählt worden waren und welcher durch Lehrer der höheren Stuttgarter Unterrichtsinstitute, den Professoren von Osiander, Rost und Anderen geleitet wurde. Auf Rath des Dichters Matthison*) war von König Wilhelm zum Erzieher des Kronprinzen der Genfer Trembley erwählt, nachdem diesen der König mehrere Jahre auf deutschen Universitäten zu seiner wichtigen Aufgabe sich hatte vorbereiten lassen. Mit 16 Jahren trat (1839) der Kronprinz als Lieutenant der Leibgarde in die würtembergische Armee, das Jahr darauf, im Winter 1840—1841, bezog er die Universität Tübingen in Begleitung seines nunmehrigen Gouverneurs, des Generalmajor Grafen von Sontheim**), und des ihm beigegebenen Hauptmann Julius von Hardegg, später als Militärschriftsteller genug bekannt. Hier hörte der Prinz staatsrechtliche, naturwissenschaftliche, historische und philosophische Vorlesungen bei

*) Seiner Zeit Hofbibliothekar in Stuttgart.

**) 1848 würtembergischer Kriegsminister. D. V.

den Professoren Robert und Hugo von Mohl, von Rapp, von Sigwart und Fallati. Daneben wurde der Unterricht in Kriegswissenschaften und neueren Sprachen fortgesetzt. Nach einem halben Jahre, im Frühlinge 1841, von Sontheim und Hardegg begleitet, siedelte der Thronfolger nach der alma mater Berlins über, wo er bis Frühjahr 1842 verweilte. — Ehe wir dorthin ihn begleiten, müssen wir aber die inzwischen geschehenen wichtigen Veränderungen erwähnen, welche seinem Leben höheren Impuls und Bedeutung gaben. 1841 war er Zeuge eines gewiß — selbst in einem Fürstenleben — seltenen und großartigen Schauspiels. Sein Vater feierte am 30. October sein 25jähriges Königsjubiläum, den höchsten Triumphtag seines Lebens! — Nicht blos die zahlreichen, fast stürmischen Beweise der Liebe seines Volkes, welche sich in reichen Geschenken, verschwenderischem Schmuck der Hauptstadt, Glückwünschen und zahllosen Deputationen ausdrückten, — das Auge ganz Deutschlands ruhte auf ihm, das Herz jedes für Freiheit und Entwickelung glühenden Patrioten aller Gauen war damals bei ihm, und ferne Zungen priesen ein Volk glückselig, das sich solch eines „Vaters des Vaterlandes" rühmen konnte. Das edelste, stolzeste Zeugniß jener Tage war wohl die Denksäule, welche die Schwaben „dem treuesten Freunde seines Volkes, Wilhelm dem Vielgeliebten" errichtet haben. Am Fuße dieser Säule ruhen die Statuen des Lehr-, Nähr- und Wehr-Standes, seine Spitze krönt der Eintracht erzenes Bild, — Reliefs, des Königs Kriegsthaten und seine größte Friedensthat: den Schwur der Verfassung darstellend, schmücken ihres Sockels Seiten. Gewiß ein schönes Denkmal ist's von eines braven Volkes Hochachtung! — Wir dürften wohl nicht fehl gehen, anzunehmen, daß diese Eindrücke so tief, erregend und lehrreich auf den Thronfolger gewirkt haben, daß dieser Tag einen Sonnenschein über sein ganzes ferneres Leben breitete, der Stern der Verheißung ihm an demselben erst völlig aufging, um selbst durch dunkele Zeiten den fürstlichen Weg ihm voranzuleuchten. Bereits vor diesem Tage war ein nicht weniger wichtiger für den Prinzen voraufgegangen. Am 6. März hatte er sein 18. Jahr, mit ihm

die Volljährigkeit, also die Pflichten und Rechte seines Standes erreicht. Er hatte an ihm den nach der Verfassung ihm zustehenden Sitz in der Ersten Kammer eingenommen und den Eid auf die Verfassung abgelegt. Er hatte sich mit seinem künftigen Volke verbunden und gebunden! In Folge seiner neuen Stellung rückte er auch am 12. April zum Rittmeister auf. —

Im Frühjahr 1841 siedelte Kronprinz Carl also in Hardegg's und Sontheim's Begleitung nach Berlin über, um seine Studien fortzusetzen. Die uns über diese Epoche gewordenen Aufschlüsse lassen uns diese Studienzeit für den Prinzen besonders bedeutsam erscheinen. Durch eine eigenthümliche Gunst des Zufalls hatte sich gerade damals unter den Auspizien des eben an den Thron gekommenen, künstlerisch wie wissenschaftlich bedeutsamen Friedrich Wilhelm IV. ein Kreis von Geistern zusammengefunden, welche nicht nur für den Norden, sondern die ganze deutsche Geistesentwickelung unseres Jahrhunderts von Bedeutung geworden sind. Der würtembergische Kronprinz hörte bei Ranke Geschichte, bei Ritter Geographie, Kunstgeschichte bei Franz Kugler, Philosophie bei Schelling, Rechtsencyklopädie bei Rudorff. Homeyer las Staats- und Rechtsgeschichte, Heffter Völkerrecht, Dieterici Statistik und Nationalökonomie, Magnus Technologie, Enke Astronomie, — Aesthetik und Literaturgeschichte endlich Hotho. Neben diesen Disciplinen trieb der Prinz militärische Wissenschaften, Zeichnen und Musik. — Nicht blos das Studium an sich, die geselligen geistigen Kreise Berlins nahmen den jungen Thronfolger in regen Anspruch. Ranke, Ritter, Kugler und Schelling zogen Prinz Carl unendlich an und standen mit ihm in lebhaftestem Verkehr, er empfing von ihnen sonach auch außerhalb des Hörsaals lebendige Anregung. Nicht nur, daß damals das königliche Hoftheater den alten Glanz seiner großen Tradition noch bewahrte und in fast mustergültigen Gebilden das klassische Drama, Schiller und Shakespeare zumal, vorführte, auch die Salons des Staatsministers von Savigny und Bettinas von Arnim waren als Sammelpunkte geistreicher Männer und Frauen vom Kronprinzen Carl eben so oft wie gern besucht. Selbst-

redend nahm ihn die königliche Familie in ihren Kreis auf und sowohl bei dem damaligen Prinzen von Preußen, unserm Kaiser Wilhelm, wie dessen Bruder Prinz Carl war er ein viel und gern gesehener Gast. Erwägt man, daß zu jener Zeit von diesen Kreisen Berlins die Romantik und der Spiritualismus, der Aufschwung moderner Wissenschaft und Kunst ausging, dann ist wohl nicht zu viel behauptet, daß in Berlin der eigentliche Abschluß der nicht blos akademischen, sondern auch innern seelischen Bildung Carls sich vollzog und noch heute der Monarch nicht ohne Freude der geistigen Güter gedenken dürfte, die er von der Spree im Frühjahre 1842 zurück ins grüne Neckarthal getragen. Daß der Prinz nicht blos Alles an sich herantreten ließ, sondern den Trieb der Selbstthätigkeit besaß, sein Streben darauf ging, Kenntnisse durch eigene Prüfung der Dinge zu erlangen, geht aus den eifrigen Besuchen hervor, die er allen wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten, den militärischen Einrichtungen und Etablissements, den industriellen und gewerblichen Instituten Berlins entweder in Begleitung seiner Lehrer oder sonstiger Sachverständiger widmete und sich alles Wissenswürdige erklären ließ. Im Frühjahr 1843, nachdem er an seinem Geburtstage zum Major ernannt worden, trat er nunmehr Studienreisen gen Norden an, die sogenannte „große Tour“. Er besuchte in Holland seine, dem Prinzen von Oranien vermählte Schwester Sophie, nachmalige Königin von Holland, darauf England, wo er bis zum Spätherbst verweilte. Die wissenschaftlichen Sammlungen und Kunst-Museen, die Militär-Institute und großartigen Marine-Anlagen, wie die bedeutendsten industriellen Anstalten Londons wurden des Prinzen sorgsamstes Studium, dazwischen fanden Ausflüge aufs Land statt, wo größere Güter und deren Bewirthschaftung eingesehen wurden, oder nach den bedeutendsten Handelsplätzen Britanniens; Schottland und Irland wurden ebenfalls einer längeren Excursion unterzogen. — Nicht auf lange nach der Heimat zurückgekehrt, trat der Kronprinz schon denselben Winter (1843) eine zweite größere Reise nach dem sonnigen Italien mit seiner gewaltigen Vergangenheit an; Florenz, Roms und Neapels Denkwürdigkeiten und Kunst-

schätze fesselten ihn bis Juni 1844 und kein Künstler von Ruf existirte, dessen Atelier er nicht seine Besichtigung und lebhaftes Interesse geschenkt hätte. An seinem diesjährigen Geburtstage war ihm der Rang eines Obersten verliehen worden, am 6. September aber wurde er durch den König in Person zum ersten Male in den Geheimen Rath eingeführt und ihm Sitz und Stimme in demselben verliehen. Hiermit war seine Studien- und Vorbereitungszeit beendet; er sollte von ihr nun Gebrauch zum Nutzen seines Landes machen und sich der Praxis der Staatsgeschäfte weihen. Dies that Kronprinz Carl auch mit größter Hingebung, wie er denn auch, als er in verschiedenen schwierigen Momenten den Monarchen zu vertreten hatte, hinlänglich bewies, daß er den Staatsgeschäften einst gewachsen sein werde. Einestheils der Politik und innern Verwaltung, andererseits den Künsten und Wissenschaften, die er besonders liebte, — besonders aber historischen und kunsthistorischen Studien hingegeben, am 18. November 1845 überdem zum Generalmajor ernannt, begann Carl den Plan für eine Villa zu entwerfen, in der er seinen künftigen Hausstand aufzuschlagen gedachte. Auf anmuthiger Höhe bei Berg am Neckar, wo man zwei Thäler, nämlich die Residenz einerseits, den Lauf des Neckars andererseits überschaut, war der rechte Platz für Carls Elysium. Hier beschloß er sich anzubauen und in den Jahren 1846—1853 erhob sich hier die berühmte „Villa Berg", ein ländlicher Fürstensitz von ganz ungeahnter Lieblichkeit. Das Schloß selbst, als eine der schönsten Schöpfungen der Neuzeit anerkannt, wurde durch den Architekten Leins im reinsten Renaissancestil des 15. Jahrhunderts aufgeführt. Seine Ausschmückung, wie der zu ihm gehörige, im französisch-italienischen Stile angelegte Park, in welchem marmorne Bildwerke aufgestellt wurden, erfolgte unter der besondern Aufsicht des Kronprinzen selbst. Besonders heimische Künstler wurden hierbei beschäftigt, so der Maler Carl Müller, welcher zwei große Genrebilder (Scenen aus dem italienischen Volksleben) für den Tanzsaal fertigte, German Bohn sowie Bildhauer Kopf, der die vier Jahreszeiten in Marmorgruppen für den Garten schuf, — wie überhaupt der Thronfolger sich die

Förderung talentvoller junger Künstler schon frühe angelegen sein ließ. —

Ein anderes Ereigniß sollte dem Leben des würtembergischen Thronfolgers eine neue, durchaus entscheidende Wendung geben. — Kaiserin Alexandra von Rußland mußte ihrer leidenden Gesundheit wegen den rauhen Norden mit einem südlichen Klima vertauschen. Sicilien war als Kurort ausersehen und die kaiserliche Frau traf am 23. October 1845 in Begleitung des Czaren Nicolaus, ihres Gemahls, ihres Bruders Prinz Albrecht von Preußen und der Großfürstin Olga, ihrer Tochter, in Palermo ein; später vervollständigten diesen Kreis noch der Kaiserin Schwester, die verwittwete Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg, Großfürst Constantin und der Prinz von Oldenburg. Die hohen Reisenden nahmen in der Villa Butera Wohnung, die man in demselben Genre wie den kaiserlichen Sommersitz zu Peterhof, den Lieblingsort Alexandras, eingerichtet hatte. Kaiser Nicolaus I., Anfangs December sich in seine Staaten zurückbegebend, traf am Weihnachtstage in Venedig mit Kronprinz Carl zusammen, der sich eben auf dem Wege nach Süditalien und Sicilien befand. Kaiser Nicolaus I. scharf ausgeprägter, nach jeder Richtung hin großartiger Charakter ist bekannt; vor allen Dingen war er Menschenkenner. Er fand an dem offenen, wahren und einfachen Charakter des würtembergischen Thronfolgers wie dessen ganzer Sinnesrichtung außerordentlichen Gefallen und Beide schieden von einander mit der lebhaftesten Zuneigung. Indeß der Czar nordwärts seine Richtung nahm, eilte Carl dem Süden zu, betrat Palermo am 13. Januar (dem russischen Neujahrsfeste) und ward von Großfürst Constantin sofort nach Villa Butera in den Kreis der kaiserlichen Familie geführt. Unter den Orangenbäumen konnte er alsbald seinen Neujahrsgruß darbringen und sah zum ersten Male im vollsten fürstlichen Mädchenreize Großfürstin Olga. — Wie wir wissen, war die Sympathie zwischen Petersburg und Stuttgart sehr alt, Königin Catharina zumal hatte bei den Schwaben ein unauslöschliches Andenken hinterlassen. Eine Verbindung Carls und Olgas war von Seiten des würtembergischen

Königspaares sehr gewünscht worden, und Kaiser Nicolaus hatte in Venedig, nach der Berührung mit dem Kronprinzen, auch seinerseits gleiche Hoffnung gehegt, der Kronprinz aber fand nach den ersten Stunden des Beisammenseins mit der Kaisertochter, sie sei die Frau seines Herzens, stimme mit ihm in Gefühlen und Ideen überein und Beide könnten in einander das finden, was allein in der Ehe, — ob Hoch oder Niedrig sie auch vollziehe, doch des Menschenglückes eigenstes Wesen ausmacht, Herzensbefriedigung! — Olga hatte mancherlei hohe Bewerber gehabt, aber sie war eine eigene unbeugsame Natur wie der Atlas des Ostens, — ihr Vater! Fünf Tage nach Carl von Würtembergs Ankunft, bei einem Spaziergange — sagt man, — im herrlichen Thale couqua d'ora gab sie aber dem Schwabenprinzen ihr Frauenwort fürs ganze Leben. Wahrhaftige Liebe hatte Beide zu dem geführt, was beide befreundete Dynastien erhofften! — Die Idylle der Liebe ward aber rauh durchbrochen. Eine plötzliche schwere Krankheit König Wilhelms riß den Sohn von der Seite der Braut; am 7. Februar schon war Carl wieder in Stuttgart. Mitte März brach Kaiserin Alexandra von Palermo mit ihrer Tochter in die nordische Heimat auf, am 5. Mai erreichten sie Venedig! — König Wilhelm war inzwischen völlig wieder genesen und der Kronprinz eilte seiner hohen Braut bis Florenz entgegen. — Liebe verklärt, und die Tochter Nicolaus', des schönsten und ritterlichsten Mannes seiner Zeit, war sein Ebenbild, — eine Juno, nun im Zauber der Aphrodite! Der Italiener ist ein ganz besonderer Kenner von Frauenschönheit, denn bei ihm macht die Frau wesentlich den Stammesgehalt aus, und die Ovationen, welche in Neapel schon, namentlich aber an dem bewußten 20. Mai nach der Gondelfahrt in Venedig der Czarentochter an ihres Verlobten Seite vom Publikum zu Theil wurden, waren eine Erinnerung, welche nie aus dem Herzen einer Frau und Fürstin zu scheiden vermag. — „Che bella! Che angelo!" — Damit schied Olga vom sonnigen Italien. — Ueber Trient gelangte das Brautpaar mit ihrer kaiserlichen Mutter nach Salzburg, wo bereits des würtembergischen Thronfolgers Eltern ihrer harrten.

Nach zweitägigem Beisammensein, am 24. Mai, mußte man sich trennen. Das würtembergische Königspaar mit dem Kronprinzen kehrten nach Stuttgart, Kaiserin Alexandra mit ihrer Tochter nach Petersburg am 21. Juni zurück. Indeß war auch die Zeit der Vermählung herangerückt. Bereits am 20. desselben Monats war Carl von Würtemberg nach Rußland abgereist. In Swinemünde ging er am 25. Juni auf dem russischen Kriegsschiffe „Krosiasstschy“ ostwärts in See, am nächsten Tage von der ganzen ersten Kriegsdivision unter Admiral Lazareff empfangen. Eine Seemeile vor Peterhof erschien auf einem Dampfer Kaiser Nicolaus mit den Großfürsten und an seiner Hand betrat Carl von Würtemberg zum ersten Male den russischen Boden, stürmisch von der Bevölkerung begrüßt. Durch die jubelnden Massen führte ihn der Kaiser zu seiner harrenden Braut nach Peterhof. Am Geburtstage des Czaren Nicolaus (den 7. Juli) erfolgte die Verlobung, am Geburtstage der Czarewna (13. Juli) die Vermählung. Acht Wochen verlebten die Neuvermählten dann noch zu Peterhof in erster Liebesfreude, nur von Festen in der Hauptstadt unterbrochen, bei welchen namentlich der Namenstag Olgas (23. Juli) den Höhepunkt öffentlicher Verehrung bildete. Aber es galt zu scheiden, der nordische Winter rückte an, indeß im Neckarthale noch erst die Trauben reiften; Kronprinz Carl mußte seine Gemahlin doch endlich in seine Heimat führen. — Es ist für keine Tochter leicht, vom Elternhause selbst an der Seite des geliebtesten Mannes für immer zu scheiden. Selbst an Fürstenhöfen behauptet das unwandelbar Menschliche sein Recht, und dort um so gewisser und tiefer, je edler und wahrer der Charakter der Scheidenden wie der Bleibenden veranlagt ist. — Kronprinzessin Olga, mochte sie ihren Gemahl so herzlich lieben, als sie wollte, hing nicht blos an den Eltern so heiß, als nur ein Kind es kann, sie ging auch in dem Bewußtsein sehr ernster Pflichten in ein Land, das sie nicht kannte, zu einem Volke, dessen Sitte und Art ihr fremd waren, in eine neue Welt, die von ihrem Herzen und Geist künftig einen Theil seines Impulses empfangen sollte und erhoffen mußte. Daß der Abschied am

9. September zu Kronstadt schwermüthig gewesen, ist also begreiflich. Hätte man gar ahnen können, daß neun Jahre später Nicolaus I. nicht mehr unter den Lebenden sein werde, der Abschied würde herzzerreißend, würde ein ewiger Schatten auf Olgas ferneren Wegen gewesen sein! — Die Reise ging über Stettin, Berlin, Weimar und Würzburg; am 22. September bei Mergentheim betrat das kronprinzliche Paar das würtemberger Land. — König Wilhelm war ihm bis Heilbronn entgegengereist, die königliche Familie empfing sie auf dem Rosensteine. Am 23. September Nachmittags fand der solenne Einzug in Stuttgart statt. Derlei Festlichkeit hat ja für jedes Volk sein Bedeutsames, wo es seiner Liebe, wie seiner Hoffnung Ausdruck leiht. Dies fand hier in nun so erhöhterem Maaße statt, als die Schwaben sich unter Wilhelm „dem Vielgeliebten" glücklich fühlten und wußten, der Sohn sei an Denkungsart geringer nicht wie der Vater. — Da Villa Berg kaum erst zu bauen begonnen war, so nahm das junge Paar vorerst Wohnung im Residenzschlosse selbst. — Des Kronprinzen erste Aufgabe war, seine Gemahlin mit den Verhältnissen, Einrichtungen und Sitten Würtembergs vertraut zu machen, ihr Land und Leute zu zeigen. Ueberraschend schnell fand sich die Kaiserstochter in die neue Heimat und wußte mit großem Verständnisse ebenso das Wesen des schwäbischen Volkes und Landes zu erfassen, in ihm sich einzuleben, wie an den künstlerischen und wissenschaftlichen Studien ihres Gemahls Theil zu nehmen. — Das kronprinzliche Paar führte anfänglich ein stilles, sich selbst genügendes Leben, doch bald genug sollte sich das ändern. Der Drang der Umstände einerseits, andererseits die eigene Triebkraft sollte beide Gatten zu Functionen des nationalen Lebens berufen. —

Olga von Würtemberg war eine schöne, stolze, energische und dabei höchst seelenvolle Frau; sie hatte den Geist des Czaren Nicolaus, ihres Vaters, die Frömmigkeit und Milde Alexandras, ihrer Mutter vom Hohenzollernstamme. Mit der Energie des Willens, welche den seligen Czaren zum Originale unter allen Fürsten Europa's gemacht hat, führte sie die tiefen Empfindungen von Menschenliebe und echter Gottesfurcht aus, welche in ihrem

Herzen wohnten, und diese Eigenschaften auch sind es allein gewesen, welche Olga über alle Prüfungen und Entsagungen hinweghalfen und entschädigten, welche die Vorsehung auch ihr so wenig wie geringeren Menschenkindern ersparte. Bereits als Großfürstin in Petersburg hatte sie einen Weg betreten, wie er schöner nicht für eine fürstliche Frau gedacht werden kann, den der Werkthätigkeit auf dem unermeßlichen Felde der Nächstenliebe. Sie hatte dort — noch etwas Neues im fernen Osten — eine Kleinkinderbewahr-Anstalt gegründet und ihr bis zur Stunde, wo sie Rußland verließ, den regsten Eifer zugewendet. Jetzt war Würtemberg ihr Wirkungskreis und es bedurfte nicht erst der segensvollen Spuren, welche die verewigte Königin Catharina, ihre Tante, bereits in Stuttgart hinterlassen hatte, um ihr zu zeigen, wie sie in ihrer neuen Heimat sich zur Selbstherrscherin im Reiche der Liebe machen könne! — Es eröffnete sich hier ein weites Feld; zunächst das der Armenpflege. Bereits 1847 übernahm sie das Protektorat über eine Reihe wohlthätiger und Erziehungs-Anstalten, die erst von ihrer organisatorischen Thätigkeit und ihrem persönlichen Eingreifen in die Leitung sich eines erneuten, gedeihlichen Aufblühens zu erfreuen hatten. Die „Olga-Heilanstalt" zur Pflege kranker und die „Nicolaus-Anstalt" für blinde Kinder, wie der Frauenverein zur Unterstützung verwahrloster Kinder in Stuttgart, auch die Kleinkinderschulen und Bewahranstalten der zu der Residenz gehörigen Weiler Berg und Gablenberg wurden durch die reichen Unterstützungen wie den umsichtigen Rath der Kronprinzessin zu einem seltenen Aufschwunge gebracht. Unermüdlich war die hohe Frau sowohl in der Gründung und Erweiterung von Instituten zur Hebung der Volkswohlfahrt, als auch in Studien derjenigen Literatur, welche den Unterricht und das leibliche Wohl des Volks, zumal der ärmeren Klassen, betrafen. —

Das Jahr 1848 ward auch Würtemberg nicht erspart, obwohl die revolutionaire Bewegung dort einen wesentlich andern, milderen Charakter hatte, als im übrigen Deutschland. Man kann sagen, daß dies Jahr selbst hier ruhiger als anderswo verlief, dagegen

die Folgen desselben, seine Nachwirkungen, peinlicher als zum Beispiel in Preußen wirkten und jenen Stoß erzeugten, der den greisen König Wilhelm aus seinem bisherigen werkthätigen Regentengleise trieb und einen trüben Zustand von Lähmung und Laschheit im Staatsleben gerade zu derjenigen Zeit erzeugte, wo das Bedürfniß der Volksentwickelung stärker und naturgemäßer als je auftrat! Große Dimensionen erlangte die Revolution in Würtemberg nie und war von den traurigen Erscheinungen des Nachbarlandes Baden weit entfernt. Im Anfange galt die Bewegung nur der Erreichung der bekannten freiheitlichen Wünsche des Volkes betreffs der Verfassung und namentlich der innern Verwaltung. Diese Wünsche waren gerecht und man hatte den Willen, ihnen thunlichst zu genügen. Besonders Kronprinz Carl hatte für sie ein offenes Herz und stimmte dem liberalen Programm der Mehrheit offen bei, denn seinem gesunden Sinne konnte nicht das Mißverhältniß zwischen Theorie und Praxis, zwischen der Verfassung und der Verwaltung des Landes entgehen. Er hatte die Ueberzeugung: „daß es keineswegs gefahrvoll sei, dem Volke ein bedeutendes Recht der Selbstregierung zu bewilligen", und glaubte, durch dieselbe gerade den schwerfälligen alten Regierungsmechanismus zu erleichtern, zu verjüngen und das Land ohne wilde Zuckungen zu der Entwickelung zu führen, die einmal im Bedürfnisse der Zeit lag. Ob der König die Sympathien seines Sohnes durchaus theilte, wissen wir nicht. Bei seinem Alter und der langen Gewohnheit, das überaus lenksame Schwabenvolk durch die hergebrachten Mittel zu leiten, können wir nur annehmen, daß er im Herzen eigentlich von conservativer Gesinnung war. Wilhelm I. aber war auch ein zu kluger Regent, als daß er die revolutionaire Gefahr erst abgewartet hätte. Er wußte zu rechter Zeit genug zu geben, damit zu unrechter Zeit ihm Nichts gewaltsam entrissen werde! Er hatte sofort die Censur aufgehoben, ein neues Ministerium aus den Reihen der bisherigen Kammeropposition gewählt. Am 11. März bereits hatten sich auch die Standesherren und der ritterschaftliche Adel Würtembergs bereit erklärt, auf Gesetzesvor-

lagen: die Ablösung der Lehnslasten und Jagdgerechtsame betreffend, einzugehen; das Programm des neuen Ministeriums aber enthielt die Gewährung sämmtlicher Forderungen der liberalen Parteien jener Tage! Damit schien die Agitation, was Würtemberg selbst betraf, völlig erstickt. — Die Bewegung indeß, welche sich der Gemüther betreffs der deutschen Sache bemächtigt hatte, war es nicht und die Wogen der Leidenschaft, die an der freisinnigen Inlandspolitik kein Kampfobject fanden, schäumten um so höher, zorniger auf, wurden um so mehr durch politische Utopien erhitzt, je intraitabler eben — Gott sei's geklagt, — die deutsche Sache war, je schiefer und widerspruchsvoller sie damals von Regierern wie Regierten überall aufgefaßt wurde. — Alle inneren Fragen traten gegen **diese** in Würtemberg zurück! Am 31. December 1848 ließ zwar König Wilhelm die „deutschen Grundrechte“ proclamiren, aber dem Demokratismus stellte er sich entgegen und hielt ernergisch daran fest, daß die Schöpfung einer deutschen Verfassung **nur** Sache der Vereinbarung zwischen den einzelnen deutschen Staaten sei, nicht aber der Nationalversammlung zustehe, während die Kammer wie die verschiedenen Fractionen der Volkspartei das ausschließliche Recht der Reichsgesetzgebung für diese in Anspruch nahmen. Die allgemeine Aufregung wuchs endlich in solchem Maaße, daß König Wilhelm nachgeben und sich für die von der Nationalversammlung verkündigte „Reichsverfassung“ am 24. April 1849 offen erklären mußte, freilich unter der Annahme: daß dieselbe nun auch **in ganz Deutschland** in Wirksamkeit trete! Gerade in dieser Zeit der Irrungen und Leidenschaften hatte Kronprinz Carl zum ersten Male sowohl seine Mannesfestigkeit, seine politische Einsicht, wie die Qualification zu beweisen, ein Staatswesen leiten zu können. König Wilhelm, seiner leidenden Gesundheit wegen, hatte sich nämlich genöthigt gesehen, vom 26. Juli bis 21. September 1848 nach Meran behufs einer dringenden Kur zu gehen und für diese Zeit seiner Abwesenheit dem Sohne die Vollmacht zu ertheilen, in seinem Namen zu regieren. Die reinen und hohen Ideen, von welchen die erste Begeisterung des Volkes ge-

tragen wurde, fanden lebhaften Wiederhall im Herzen des Kronprinzen Carl und einen wahren Freund. In der Zeit, wo er das Regiment führte, kamen demnach auch eine Reihe wichtiger freisinniger Gesetzentwürfe bei den Ständen zur Erledigung, so über die Aufhebung der „Bannrechte", über die „Zehnt-Ablösung" und das „Jagdgesetz", welche den uralten Mißbräuchen von Standesvorrechten aus der mittelalterlichen Epoche ein Ende machten, welche namentlich den Bauernstand vorher sehr hart bedrückt hatten. Ferner schlug der Kronprinz sämmtliche Untersuchungen gegen die Personen nieder, welche sich bei dem berüchtigten **bewaffneten Einfall in Baden**, zum Zwecke der Einführung der **Republik**, schwer compromittirt hatten. Gewiß ein Zug von Großmuth und echter Menschenliebe! — Der Ausbruch, wie die anfänglichen Erfolge des badischen Militäraufstandes erzeugten in Schwaben einen bedeutenden Rückschlag. Die Meisten kamen zur Besinnung; Ruhe und Ordnung im eigenen Lande galt ihnen denn doch mehr, als die Reichsverfassung, welche nach und nach immermehr die ausgesprochene Sache der **reinen** Demokratie wurde. Den Wendepunkt der allgemeinen Stimmung bezeichnet der 27. Mai 1849, wo eine Volksversammlung in Reutlingen die aggressivsten Beschlüsse, unter anderen den Anschluß an die Aufständischen in Baden, allgemeine Volksbewaffnung u. s. w. gefaßt hatte. Dies veranlaßte alle gemäßigten Elemente, sich desto enger und energischer nun um die Regierung zu schaaren. — Diese trat demnach fest auf. Eine Anzahl der exaltirtesten Schreier, unter ihnen das Mitglied der badischen Revolutions-Regierung, Fiekler, wurden gepackt und für das Militär das Standrecht verkündet. Am 6. Juni hatte das Rumpfparlament in Stuttgart seinen Einzug gehalten, fand aber in der Bevölkerung eine theils gleichgültige, theils ausgesprochen feindselige Stimmung vor. Als dieses Parlament, kopflos in wahrem Sinne, der würtembergischen Regierung Befehle ertheilte, den General Miller abzusetzen versuchte, ward es von der Regierung gewaltsam gesprengt und auseinandergetrieben; keine Hand aber regte sich zu dessen Schutze. Hiernach

konnte der König in Herstellung der Ordnung weiter gehen. Eine Anzahl auffässiger Bürgerwehren wurden aufgelöst, einzelne Ruhestörungen ohne ernsten Widerstand unterdrückt und den Schwarzwald gegen Baden hin besetzte man militärisch. Inzwischen hatte die würtembergische Kammer das „Schwurgerichtsgesetz“ und ein anderes über Einführung „directer geheimer Wahlen“ für die Abgeordnetenkammer votirt und eingeführt, auch hatte König Wilhelm, — seinem alten guten Rufe in Deutschland treu, — ernstlich eine Reform der Verfassung im Sinne, um sie dem erhöhteren Zeitbedürfnisse gemäß zu erweitern und zu vervollkommnen. Die neuen, auf Grund des allgemeinen Wahlrechts erfolgten Wahlen fielen indeß fast durchweg radikal aus, so daß sich das Ministerium genöthigt sah, am 28. October zurückzutreten. — Von nun an erschien allen Gemäßigten die Rückkehr zum alten Systeme, aber unter Wahrung der erhaltenen freiheitlichen Errungenschaften, als die sicherste Garantie des innern Friedens. Auch der Seele des Königs bemächtigte sich jetzt der Gedanke der Umkehr. — Die Zeit der Reaction brach an und was schlimmer war, die Erkaltung des greisen Königs für die politische Fortentwickelung seines Volks, dadurch aber die Erlahmung der legislatorischen Thätigkeit der Regierung. Die fröhliche Zeit der geistigen Regsamkeit war für Würtemberg auf lange dahin! —

Besagte Rückkehr zum alten Regime erfolgte unter längerem parlamentarischen Kampfe der Regierung mit der neuen, an Stelle der früheren Kammer getretenen Landesversammlung. Fragt man: Wen trifft die Schuld? — so muß jeder objective Beurtheiler dieselbe unbedingt der sowohl ungeschickten wie völlig unstaatsmännischen damaligen Volksvertretung zuschreiben! Der nackte Thatbestand schon thut es dar. — Das Volk hatte eine Revision der Verfassung verlangt, König Wilhelm dieselbe ins Auge gefaßt und zugesichert. Obwohl im December 1849 diese Verfassungsrevision der neuen Kammer unterbreitet wurde, kam dieselbe sowohl durch diese Volksvertretung, wie durch eine zweite im März 1850 und eine dritte im October desselben

Jahres zusammenberufene nicht zu Stande, weil diese Körperschaften wegen ihrer fortgesetzten Opposition aller und jeder Vorlage der Regierung gegenüber immer wieder aufgelöst werden mußten. Der nackte **Parteiegoismus**, haltlose Utopiensucht und die extremsten Doktrinen, zu dem Zwecke verbunden, der constitutionellen Staatsform **überhaupt** den Garaus zu machen, hatten das Heldenstück zu Wege gebracht, den freiheitlichen Ausbau der Verfassung zu hindern und der Regierung die Reaction nicht blos leicht, sondern zur ultima ratio zu machen!! — Wie tief des Kronprinzen Bedauern über solche Wendung der Dinge auch immer gewesen sei, als die Bewegung den Boden des Gesetzes aber verlor, nur niederzureißen und gar Nichts aufzubauen verstand, mußte Prinz Carl in der Rückkehr zur alten Ordnung ebenfalls die einzige Auskunft erblicken, um endlich dem Lande innern Frieden zu geben. Von dieser Erkenntniß ganz abgesehen, hatte er in seiner Stellung auch weder die Mittel, noch das Recht, sich der eintretenden Reaction entgegenzustemmen und dadurch selber Opposition zu machen. —

Die zweite Regierungsphase König Wilhelms hatte hiermit begonnen. Die Ständeversammlung wurde wieder nach dem alten Wahlgesetz berufen, die Reformvorlage zurückgezogen und so lange König Wilhelm lebte, **nicht** wieder eingebracht! Eine Lethargie des öffentlichen Lebens trat ein! Der Geist der Würtemberger, vorher durch nationalen Gemeinsinn und die Begeisterung der Freiheit beschwingt, sank unter in der von jetzt ab vorwaltenden Selbstsucht individueller Sonder-Interessen und materiellem Streben! Die Gesetzgebung begann stillzustehen! — Außer drei Gesetzen, Dem vom 30. Januar 1861, welches den Conflict, der über den Abschluß des mit dem Papste eingegangenen „Concordats“ zwischen der Regierung und den Ständen ausgebrochen war, beendete und das Verhältniß des Staats zur katholischen Kirche gesetzlich regelte, — ferner dem „Gewerbegesetze“ vom 12. Februar 1861, durch welches Würtemberg als einer der ersten deutschen Staaten die volle Gewerbefreiheit errang, — endlich dem Gesetze vom 31. December

desselben Jahres, das die „staatsbürgerlichen Rechte für **unabhängig** vom religiösen Bekenntnisse“ erklärte, — geschah auf dem Wege der innern Gesetzgebung während vierzehn langer Jahre absolut **Nichts** mehr! War der greise König des Kammergezänkes schon herzlich müde, so vollendete der Kampf betreffs der deutschen Frage seinen Regenten-Widerwillen vollends. Allerdings stand betreffs derselben das würtembergische Volk völlig jetzt auf Seite seiner Regierung, beide waren 1850 gleich eifrig gegen das preußische „Unionsproject“, gleich sehr einig, sich im Sinne der Wiener und Würzburger Conferenzen für Erledigung der deutschen Bundesreform zu erklären. Ganz besonders sprach sich König Wilhelm „gegen eine von Preußen angestrebte Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat unter **preußischer** Führung aus. In dieser Stellung gegen Preußen und für Oesterreich beharrte König Wilhelm auch bis an sein Ende und sein Volk mit ihm, wie wir aus dem Benehmen der Zweiten Kammer im Jahre 1864 betreffs Schleswig-Holsteins klar ersehen werden. Nachdem der letzte Versuch im Erfurter Parlamente, die deutsche Frage zu lösen, am Widerstande Oesterreichs und der vier Königreiche gescheitert war, erschien die Wiederherstellung des deutschen Bundes, so schlecht er immer war, als das einzige Mittel, den völligen Zerfall der alten Mama Germania zu verhindern. Freilich hing die Gute nur noch sehr lose in den Gliedern und der große Leichenbitter jenseits des Rheins rüstete schon sein lustig Trauergeleite! —

Gleichwie unsere fernere Schilderung von Wilhelms Regierung ein etwas mageres Gemälde zeigen wird, so war auch über Würtemberg eine öde, versimpelte Zeit gekommen, es war „wüescht“!! — — — An seinem Geburtstage 1852 erhielt der Kronprinz General-Lieutenantsrang, im Uebrigen führten er und seine Olga ein still meditirendes, durchaus zurückgezogenes Leben, dem Studium, der Kunst und den Pflichten der Wohlthätigkeit lebend, aber ohne besondere officielle Wirksamkeit. Nur ganz unvorhergesehene Ereignisse unterbrachen den ebenmäßigen Gang ihres Daseins. —

Natürlich vermögen wir am wenigsten ins Herz des kronprinzlichen Paares, zumal während seiner damaligen Beschaffenheit zu blicken, aber wir glauben, es sei weder eine falsche noch vorlaute Behauptung, wenn wir meinen, daß diese 14 Jahre schwere, prüfungsreiche für sie, daß sie ihnen Beiden eine — Regentenschule gewesen sind, welcher Gott sie unterwarf, um sie für ihren künftigen Lebenszweck geschickt zu machen. Diese Prüfungen waren hart und von verschiedenster Art. Nennen wir sie kurz mit zwei Worten: den Krimkrieg und — Kinderlosigkeit! — Als Rußland den Streichen Napoleons und Englands erlag, Carl und Olga in dem Riesen des europäischen Ostens zugleich den vielgeliebten Vater und einen bewundernswürdigen Menschencharakter sinken sahen, ja die ganze gesittete Welt ob seines Falls erbebte, glaubt man etwa, daß ihnen da nicht auch ein Theil des eigenen Herzens in Stücke gegangen sei?! — Wenn es ferner für jede bürgerliche Ehe schon traurig genug ist, daß Gott ihr Kinder versagt, in denen sie sich wiederfindet, die über ihr Grab hinaus die Familie fortsetzen können; Kinder, die der Eltern Werke vollenden, die unerfüllten Hoffnungen ihrer Seele zur Wirklichkeit machen, — denkt man denn nicht, daß der Schmerz, dem Lande keinen Nachfolger zu hinterlassen, für ein Herrscherpaar nicht zehnfältig tiefer sei? Sie leiden nicht nur als Gatten, sie leiden als Patrioten, leiden als Häupter ihres Volkes! Wäre Carls und Olgas Leben im Uebrigen auch durchaus rosig und heiter gewesen, das Jahr 1853 und 1854 flocht ihnen bittere Dornen ins fürstliche Diadem und sie waren 1864 viel andere Leute geworden, als sie selbst 1849 noch gewesen sein mochten. — Wenn dies aus weiter nichts hervorginge, so doch aus der neuen Art Studien, denen sie sich unterzogen. Gesunde und edle Naturen, wenn ihnen häusliche Freuden trotz innigster gegenseitiger Liebe versagt sind, Unglück sie aufsucht oder das Leben sie hoher Hoffnungen beraubt, suchen darin Ersatz, daß sie ihr Leben dem öffentlichen Wohl weihen, sich ihren Mitmenschen nützlich machen. Das edelste Fürstenpaar also wird dasjenige sein, was den Schmerz der Kinderlosigkeit in lebendige und unsterbliche Werke

der Volksliebe und Wohlfahrt umzuprägen weiß und mit den Thränen der geistig wie leiblich Armen und Bedrängten die eigenen trocknet! Das heißt in der That für ein versagtes dem Himmel Aberhunderte von Kindern abringen!! — Für diese Richtung waren Carls und Olgas Studien von den Jahren 1853 ab entscheidend. Damals — Villa Berg war überdies beendet und bezogen worden — begann der Kronprinz sich ernster als je den Staatswissenschaften, der Politik und Geschichte, vor allen Dingen aber der Staats- und Volkswirthschaft, der Untersuchung der materiellen Interessen des Volkes hinzugeben. „Die hohe Bedeutung, welche der Pflege volkswirthschaftlicher Interessen im heutigen Staatsleben zukommt", sagte uns ein König Carl nahestehender Mann, „war dem Kronprinzen nicht entgangen und so hatte sich derselbe mit besonderem Eifer gerade diesen Disciplinen zugewendet und sich zu dem Zwecke noch 1855 und 1856 von dem damaligen Professor der Nationalökonomie Dr. Helfrich zu Tübingen specielle Vorträge halten lassen. Wir meinen denn doch, wenn Einer nebst Frau noch mit 33 Jahren in die Schule geht, daß ihm an dem betreffenden **Lernstoffe** doch besonders viel liegen muß!

Ende Sommers ward König Wilhelm wieder leidend und mußte zur Kur nach Nizza. Während dieser Zeit, vom November 1858 bis April 1859 versah der Kronprinz die Regierungsgeschäfte. Es ist uns nirgend indeß kundgegeben worden, daß derselbe etwa wie im Jahre 1848 zu irgend einer belangreichen Maßregel die Initiative ergriffen hätte und wie die Dinge dermalen in Würtemberg lagen, hatte er hierzu wahrscheinlich keinerlei Veranlassung. Das Jahr 1859 aber brachte eine große und tiefe Erschütterung, die erste nationale seit 1848, — den österreichisch-italienischen Krieg.

Wie derselbe vom welthistorischen, vom allgemein deutschen und auch besonders aus preußischem Gesichtspunkte aufzufassen war, haben wir bei Fürst Bismarck erörtert, hier handelt es sich darum, zu zeigen, wie er vom würtembergischen Standpunkte **damals aufgefaßt wurde**, wie es denn überhaupt unser

Bestreben ist, nach Kräften darzustellen, wie Würtemberg, Volk wie Herrscher, ein Zeitereigniß anschauten und sich zu ihm stellten, und wir hüteten uns, etwa vorlaut unsere Privatansicht, die höchst gleichgültig ist, mit der des Landes und Herrschers zu vermengen, dessen Schilderung uns obliegt. Der billigdenkende Leser wird sich also nicht wundern können, wenn er über dasselbe Factum den verschiedensten Meinungen in unserem Werke begegnet, weil diese eben die Signatur für Land und Leute sind. Um uns dem Publikum hierin ganz verständlich zu machen, genüge, daß wir zum Exempel bei Roon und Bismarck manchen scharfen Schatten auf die preußische Volksvertretung während der Conflictszeit geworfen, ja diverse Tadel auszusprechen uns erlaubt haben. Wir redeten eben vom **Roon'schen** und vom **Bismarck'schen** Standpunkte aus. Wenn wir die Lebensskizze des Reichstags-Präsidenten Dr. Simson aber zu geben haben werden, wird man finden, daß die Conflictszeit Preußens und die Handlungsweise der damaligen Volksvertretung sich auch von einem anderen Standpunkte ansehen, erklären und — vertheidigen läßt. Man wird uns hoffentlich dann nicht das Unrecht anthun, zu glauben, wir wollten den Sykophanten jeder Partei spielen. Wir machen es nur, wie es der Maler eben machen muß; bei Bismarck und Roon sahen wir die Sache von Oben her an, bei Simson thun wir das von Unten! Veränderte Perspectiven geben veränderte Anschauungen. — —

In ganz Süddeutschland rief der Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges nun eine ungewöhnliche Bewegung der Gemüther hervor und dies hatte seinen sehr psychologischen Grund. Dem Süddeutschen galt Oesterreich und sein Kaiserhaus als der natürliche Führer Deutschlands, wenigstens als der durch Tradition legitimirte, galt ihnen ferner als der nach Frankreich größte militärische Staat Europa's, Preußen aber seit 1850 für ein Land, dessen Ohnmacht allein seinen ehrgeizigen Prätentionen die Waage hielt! Kein Wunder, daß man in Würtemberg ganz besondere und allgemeine Begeisterung für die Sache Oesterreichs empfand, in ihr die Sache Deutschlands selber

erblickte. Italiens Bestreben, im Bunde mit Frankreich den Kaiserstaat über die Alpen zurückzudrängen, ward als ein Raub angesehen. Ob er das wirklich gewesen ist, oder aber eine historische Naturnothwendigkeit, welche sich trotz Liebe oder Haß der Menschen unerbittlich vollzog, das zu untersuchen ist nicht unsere Sache. — Die würtembergischen Kammern, am 27. April 1859 zusammenberufen, votirten **einstimmig** die Bewilligung von 6,700,000 Gulden für Mobilisirung des Bundescontingents, Ankauf von Pferden, wie Genehmigung des Aufrufs der Landwehr. Die Truppen wurden augenblicklich auf den Kriegsfuß gesetzt und in der Nähe von Heilbronn zusammengezogen, bereit, auf den ersten Befehl über die Grenze zu rücken!" — Dies läßt verschiedene Argumente zu! — Von aller Gefühlspolitik abgesehen, war Würtemberg ein Grenznachbar der Schweiz und einem Griffe Napoleons III. von Straßburg her ausgesetzt. Daß das würtembergische Corps gerade bei Heilbronn concentrirt war, „bereit über die Grenze zu rücken", ist doch nur so zu verstehen, daß ihr etwaiger Vorstoß entweder der Linie Unter-Baden, Rheinpfalz, Weißenburg, — also Napoleon — oder aber Preußen galt. Es ist ja bekannt, daß des Letzteren Abneigung, mitzuspielen, Deutschlands Intervention in der Sache **unmöglich** machte. Wir wissen nicht, ob, wenn Graf von Moltke damals würtembergischer Generalstabschef gewesen wäre, er über diese strategische Stellung nicht bedenklich den Kopf geschüttelt haben würde, uns wandelt aber bei derselben die unwillkürliche Ahnung an, daß der erste würtembergische Soldat, welcher über die Grenze damals gerückt wäre, wahrscheinlich einen Weltkrieg oder die Zertrümmerung Süddeutschlands bedeutet hätte!! Liest man Bismarck's Brief, den er aus Petersburg schrieb, vorurtheilsfrei nach und bedenkt man Preußens damalige Schwäche, so dürfte das Facit des Exempels nicht schwer zu ziehen sein.*) — Der plötzliche Friede von Villafranca brachte dem Kriege ein „unerwartetes" Ende! —

*) Fürst Bismarck, S. 71—73, Band II.

Die Erfahrungen, welche man bei dieser Gefahr in Würtemberg nun gemacht hatte, ließen das Bedürfniß der Revision der Bundeskriegsverfassung dringender denn je erkennen. Bei den alsbald gepflogenen Unterhandlungen über dieselbe hielt Würtemberg mit den Mittelstaaten zusammen und brachte mit ihnen im October den Antrag auf eine solche Reform ein, welche in der Bundestagssitzung vom 12. November 1859 denn auch angenommen wurde. Die Angelegenheit gedieh aber zu keinem Ziele, Oesterreich und Preußen, jetzt weniger als je liirt, konnten sich über die Bedingungen dieser Reform nicht einigen, also unterblieb sie! Eben so eifrig betheiligte sich die würtembergische Regierung an den Würzburger Ministerconferenzen der Regierungen der Mittelstaaten, welche das Bedürfniß gemeinsamer geschärfterer Aufmerksamkeit auf die in Folge der durch den italienischen Krieg geschaffenen innern Lage Deutschlands hervorgerufen hatte und mit ihr das Bedürfniß geschlossenen Zusammenwirkens in Bundesangelegenheiten. Wir wissen, daß auch bei diesen Conferenzen eigentlich Lebensfähiges nicht herauskam. Wie sollte es auch? Allein zu gehen, war man zu schwach, ohne Preußen und nur mit Oesterreich **konnte** man nicht, mit Preußen ohne Oesterreich **wollte** man nicht gehen, so ging man also gar nicht und Jeder war wieder auf sich angewiesen. —

Das Jahr 1860 brachte in Preußen den Reorganisations- und Verfassungsconflict, das Jahr 1861 aber Würtemberg die vorhin erwähnten einzigen drei Gesetzesvorlagen, welche einen Fortschritt in dieser 14jährigen Zeit der „Staatswindstille“ bezeichnen. Von ihnen ist für uns historisch das Kirchengesetz betreffs des Concordats wichtig. — Die Schwaben sind im Punkte des Glaubens ein höchst difficiler Menschenschlag. Schon seit den Tagen des Remsthaler Bauernaufstandes und des „armen Konrad“ brachte sie Gewissensbedenken weit mehr noch als die Politik in Harnisch und ihre wirklich ernsten Empörungen hatten stets eine gewisse dogmatische Seite. Es waren ihnen auch noch die Tage im Gedächtniß, wo vorigen Jahrhunderts die Stuttgarter

Bürgerschaft in hellem Zorn sich bewaffnet hatte, um „der Papisterei“ heimzuleuchten und wie Oberst Röder von Schwende mit dem Pistol in der Hand dem Regimente des Juden Süß und der Jesuiten ein Ende gemacht hatte. Das mit der Kurie eingegangene Concordat war den Gläubigen beider Confessionen, welche aufgeklärter dachten und die politische Seite bei jeder Religion haßten, ein Dorn im Auge und die Regierung war nach und nach mit den Ständen in einen Conflict gerathen, der sehr drohend werden wollte, durch das Gesetz vom 30. Januar aber endlich völlig beseitigt wurde. Ihm, wie der Einsicht der nachmaligen Regierung und der Mäßigung beider Confessionen war es auch zu verdanken, daß das spätere aggressive Vorgehen Roms auf dieses Land nicht die geringste Wirkung übte. — Lange Ruhe sollte indeß nicht sein, die Zollvereinsfrage tauchte auf! —

Preußen hatte im Jahre 1862 im Namen des Zollvereins den französischen Handelsvertrag abgeschlossen, König Wilhelm von Würtemberg dagegen, welcher die Interessen seiner Gewerbetreibenden und Producenten durch Frankreichs Handelsanschluß gefährdet glaubte, hatte zu dem Vertrage seine Zustimmung verweigert. Anfangs hatte der greise Monarch auch hierin die Mehrheit der Kammer und der Industriellen des Landes auf seiner Seite. Preußen aber, welches wußte, welchen Werth „die Fleischtöpfe Aegyptens“ haben*), beantwortete diese Weigerung der Mittelstaaten mit eventueller Kündigung des Zollvereins! Was nicht ausbleiben konnte, geschah. Die Mehrzahl der würtembergischen Industriellen gerieth ins Schwanken. Den französisch-preußischen Vertrag annehmen war schlimm, den Zollverein aufgeben aber unmöglich. Eine am 19. Juni 1863 in Stuttgart abgehaltene Landesversammlung wählte von zwei Uebeln das kleinere, welches auch das weniger gewisse war und richtete an die Regierung die Bitte: die Verhandlungen mit Preußen wieder aufzunehmen. Dies geschah. Obwohl die Stände aber bis März 1864 tagten, war diese, fast eine Lebensfrage Würtem-

*) Fürst Bismarck, S. 66, Bd. II.

bergs betreffende Sache noch nicht beendet, als König Wilhelm am 25. Juni dieses Jahres starb. Die letzte Amtshandlung, welche Carl als Kronprinz übernahm, war, daß er an seines Vaters Stelle in der vom Kaiser von Oesterreich berufenen Frankfurter Fürstenversammlung erschien und an den Berathungen der Bundesreform theilnahm. Welchen Ausgang diese Versammlung nahm und wie trübe der deutsche Horizont war, daß zum Ueberfluß auch noch das Kopenhagener Märzpatent den Erisapfel brachte, um offene Zwietracht ausbrechen zu lassen, ist hinlänglich erörtert worden*).

Der schleswig-holsteinische Krieg war angebrochen, im Februar 1864 war der Einmarsch der Executions-Armee in die Herzogthümer erfolgt. Die würtembergische Regierung hatte sich bereits in demselben Monat von den Kammern einen Credit von $1\frac{1}{2}$ Millionen Gulden votiren lassen, um den Pferdebestand erhöhen, Munition, Krupp'sche Gußstahlkanonen u. s. w. beschaffen zu können. Weitere militärische Maßnahmen zu treffen ward aber unterlassen, nachdem die beiden deutschen Großmächte den Krieg gegen Dänemark als „eigene" Angelegenheit unternommen, der Bundestag aber, auch auf Oesterreichs Antrag, den den Regierungen von Sachsen und Hannover ertheilten Executions-Auftrag in der Sitzung vom 4. December 1864 erledigt erklärt hatte. Während dieser Krieg alle Gemüther bewegte, trat ein unerwarteter Wendepunkt für Würtembergs inneres Leben ein. Das kronprinzliche Paar hatte sich, nichts Böses ahnend, zu einem Besuch des Kaisers Alexander von Rußland (seines Schwagers und Bruders) nach Kissingen begeben, als König Wilhelm am 25. Juni ganz unerwartet auf dem Rosensteine bei Stuttgart verschied. — Blickt man auf die Lebenszeit dieses Veteranen unter den Königen, erinnert man sich der allgemeinen schmerzvollen Trauer, die bei seinem Ableben Würtemberg wie ganz Deutschland erfaßte und daß Schwaben sich unter ihm stets glücklich, zufrieden und besonders in den letzten Jahren in merkantilischer

*) Bismarck, S. 98—100, Bd. II.

wie industrieller Beziehung überaus blühend befunden hatte, so muß man gestehen, daß er bis zu seinem letzten Seufzer noch immer „der Vielgeliebte" geblieben war.

Auf die erste Trauernachricht eilte Kronprinz Carl sofort nach Stuttgart. Der erste Gang des neuen Herrschers war zur Leiche seines Vaters, seine erste Regierungshandlung eine Proclamation an sein Volk. — Sie lautete also:

„Würtemberger! Es hat dem allmächtigen Gott gefallen, uns eine schwere, schmerzliche Prüfung aufzuerlegen. Das Band, welches während einer langen Reihe von Jahren einen geliebten König mit seinem Volk vereinigte, hat der Tod gelöst. Die Erinnerung aber an Alles, was er in furchtlosem Eifer und unerschütterlicher Treue für das Wohl seines Landes gethan, lebe unauslöschlich in Aller Herzen fort! Dem eingedenk werde Ich ehren, was sein Geist schuf, seine Werke pflegen, insbesondere die Verfassung des Landes getreu beobachten. Indem Ich die Zügel der Regierung ergreife, vertraue Ich vor Allem auf Gottes Hülfe, welcher Mir Kraft verleihen möge, Mein Leben dem Wohle des Landes zu weihen, dem höchsten Ziele Meiner Bestrebungen! Meine Unterthanen werden Mir, Ich baue darauf, mit Vertrauen und Liebe entgegenkommen, damit das feste, auf Recht und Treue begründete Band, das Fürst und Volk Würtembergs stets einigte, auch zwischen uns fest und aufrichtig fortlebe.

Stuttgart, den 26. Juni 1864. Carl."

Der Bestimmung der Verfassung gemäß, welche das bei jedem Thronwechsel vorschreibt, ward die vertagte Ständeversammlung sofort berufen, um ihr die vom neuen Monarchen auszustellende feierliche Urkunde mit der Zusicherung unverbrüchlicher Heilighaltung der Landesverfassung zu übergeben. — — Ehe wir König Carl I. auf seinem Herrscherwege begleiten, müssen wir indeß wissen, in welcher Lage der Staat nach Außen wie Innen sich befand, namentlich wie die des neuen Monarchen selbst beschaffen gewesen ist, damit wir seine ferneren Handlungen zu würdigen vermögen. Die äußere Lage betreffs des holsteinischen Krieges war keine bessere, jedenfalls auch keine schlechtere, als die der Mittelstaaten

alle. Sie mußten die beiden deutschen Großmächte agiren lassen und sich jeder eigenen Thätigkeit enthalten. Andererseits aber stand Würtemberg mit seinen Gesinnungsgenossen auf dem Qui vive, um in die Action einzuspringen, wenn die verbündeten Hauptmächte gerade wegen dieser ihrer jetzigen Verbindung in Conflict gerathen würden, der Austrag der deutschen Sache sich also durch dasselbe Mittel beschleunigte, von welchem beide Großstaaten erwartet hatten, daß es sie gütlich beendigen würde. Beide hatten gewiß den redlichen Willen dazu, die Mittelstaaten setzten muthmaßlich aber in denselben keinen absoluten Glauben. Angenehm war also Würtembergs Stellung nach Außen immerhin nicht. — Die innere Lage war auch schwierig, insbesondere diejenige König Carls. Zu lange war unterlassen worden, dringende Bedürfnisse zu befriedigen, unhaltbare Zustände zu bessern, als daß sich dieselben nun nicht doppelt fühlbar machten, energischer denn je nach Regelung verlangten. Jedes Jahr hatte das eigenthümliche Mißverhältniß zwischen Dem, was die Verwaltung gewährte und Dem, was die Verwaltung hemmte, der fortschreitenden Kultur und Gesittung gegenüber auffälliger erkennbar gemacht. Keine leichten Aufgaben waren es, die dem neuen Könige erwuchsen. — Auf eine Regierung folgend, die während einer fast halbhundertjährigen Dauer sich im Herzen des Volks tief festgesetzt hatte, welcher dasselbe durch herzliche Neigung wie Gewohnheit eine patriarchalische Amtsübung vergangener Tage willig zugestand, sah König Carl sich nun einer ganz neuen und — zugleich sehr bewegten Zeit gegenüber, mit Ansprüchen, welche die Loyalität des Volkes zwar vertagen, aber nicht aufgeben konnte. An der schwierigsten, der deutschen Frage, welche in Schwaben jede andere überwog, war fünfzig Jahre vergebens gearbeitet worden, im Lande harrten aber eine Reihe von Reformen. Erstlich die Verfassungsreform, ferner die Umbildung der Gerichtsorganisation und des Prozeßverfahrens. Letzteres war nahezu noch mittelalterlich! Dem Schreiberunwesen, d. h. den vielen Beamtungen, hatte König Wilhelm I. allerdings ein Ende gemacht, aber die alten Grundsätze der Schriftlichkeit

und Heimlichkeit herrschten noch. Das Recht wurde durch veraltete Rechtsmittel unendlich verlangsamt und durch inquisitorische Peinlichkeit ebenso erschwert wie abstoßend gemacht. Eine systematische Ausdehnung des Eisenbahnnetzes war beim Ableben des Königs eben so unerledigt geblieben, als die nicht minder Handel und Production schwer berührende Frage: ob Würtemberg aus dem Zollverein scheiden, oder mit ihm den neuen französisch-preußischen Handelsvertrag in den Kauf nehmen solle. — König Carl hatte das alte Ministerium seines Vaters übernommen; es bestand aus dem Justizminister Freiherrn von Wächter-Spittler, Aeußeres hatte Freiherr von Hügel, Inneres Freiherr von Linden, den Kultus leitete der Departements-Chef von Gotther, Kriegswesen General von Miller und die Finanzen der Departements-Chef von Sigel. Es lag in der Natur des Regierungswechsels, der im gewissen Sinne auch ein Systemwechsel genannt werden muß, daß König Carl unmöglich mit Leuten weiter agiren konnte, welche so lange einer gelähmten Verwaltung gedient hatten. Sie wurden entlassen, nur General von Miller für den Krieg und Herrn von Gotther für den Kultus ausgenommen. Im September 1864 traten für die Justiz Freiherr von Neurath zugleich als Präsident des Geheimen Raths ein, fürs Aeußere Freiherr von Varnbühler, der zugleich das Departement der öffentlichen Verkehrs-Anstalten erhielt, fürs Innere von Geßler I., für die Finanzen endlich Herr von Renner. Unter all den Männern, welche als Räthe König Carls während seiner achtjährigen Regierung gewirkt haben, nahmen die öffentliche Aufmerksamkeit, sowohl im Lande wie im übrigen Deutschland, die Herren von Varnbühler wie von Mittnacht besonders in Anspruch. Auf die Gefahr hin, bei Manchem, namentlich im Norden, eine naive Ueberraschung hervorzurufen, behaupten wir, daß man diesen beiden Ministern, besonders Ersterem, unter uns viel Unrecht gethan hat, daß sie nämlich unbedingt zu den Erbauern der neuen deutschen **Einheit** gehören!! Wenn wir den Namen Dessen nennen wollten, der diese Behauptung, mit Beweisen versehen, vor uns aussprach, man würde vor der Auto-

rität dieses alten und bedeutendsten deutschen Liberalen verstummen! Es wird sonach gestattet sein, daß wir den Gang der Politik dieser Männer insbesondere, so gut eben möglich ist, verfolgen und wir können nicht verhehlen, daß es für Würtemberg sowohl wie Deutschland ein bisher viel zu sehr unterschätztes **Glück** gewesen ist, daß König Carl in den schweren Zeitläufen seines bisherigen Regiments zwei so ernste, schwäbische Patrioten, so vorausdenkende Staatsmänner wie Varnbühler und Mittnacht zu Dienern hatte. — — Die Statistik ist eine noch sehr junge Wissenschaft, es ist aber bekannt, welche Resultate man ihr verdankt und zu was für überraschenden Schlüssen und Erkenntnissen auf allen Gebieten des Daseins sie zu führen vermag. An die Erwähnung beider vorgenannter Staatsmänner anschließend, würde zum Beispiel eine würtembergische Minister-Statistik, selbst ganz dürr gegeben, laut genug für sich reden und einen psychologischen Einblick in die verschiedensten Staatsphänomene Schwabens gestatten. Deshalb geben wir diese Statistik auf nebenstehender Tabelle, damit bei der nachträglichen Schilderung der Entwickelung des würtembergischen Reichs Jeder die eigenen Resultate seiner Betrachtungen gegenwärtig zu haben vermag.

Als König Carl zum ersten Male in Person die würtembergischen Kammern am 12. Juli 1864 eröffnete, — (die Londoner Conferenz war resultatlos eben auseinander gegangen, das Ministerium Monrad gefallen und der Wiederausbruch des Krieges gegen Dänemark zu gewärtigen) — war man noch der Zuversicht, die deutschen Großmächte würden in Einigkeit an die gemeinsame deutsche Angelegenheit gehen, hatten sie doch vereint gestritten auf dem Felde der Ehre! König Carls erste Thronrede gab dieser Hoffnung vor dem Lande Ausdruck. Allerdings war dieselbe durch ein gewisses Mißtrauen gegen die beiden Großstaaten, zumal gegen Preußen, getrübt und dieses Mißtrauen wurde von der würtembergischen Volksvertretung nicht weniger stark getheilt und offen genug erklärt. Ihre Befürchtung sprach sich nämlich durch den Mund der Abgeordneten Oesterlen und Wolbach in der Interpellation aus: „ob die Regierung eine Einigung der übrigen

	Justiz	Aeußeres	Inneres	Kultus	Krieg	Finanzen	Verkehrs-Anstalten
1864 vom 25. Juni ab: Ministerium des verewigten Königs Wilhelm I.	Freiherr von Wächter-Spittler	Freiherr von Hügel	Freiherr von Linden	von Gotther, bisher Departements-Chef	General von Miller	von Sigel, bisher Departements-Chef	Die Centralbehörde derselben ressortirt unter das Ministerium der äußeren Angelegenheiten, von dem es eine Abtheilung bildet. Ihr Ressort-Chef hat zwar Sitz und Stimme im Geheim-Rathe, aber keine ministerielle Befugniß. Derselbe war:
1864 im September: Neues Ministerium Königs Carl I.	Freiherr von Neurath, zugleich Präses des Geheimen Raths	Freiherr **von Varnbühler**	von Geßler I.	von Gotther	von Miller	von Renner, bisher Departements-Chef	
1865 den 1. September.	dito	dito	dito	dito	General-Lieutenant **von Wiederhold**	dito	
1866 den 5. Mai.	dito	dito	dito	dito	General-Lieutenant **von Hardegg**	dito	
1867 im April.	**von Mittnacht,** bisher Staatsrath	dito	dito	von Gotther, zugleich Präses des Geh. Raths	Generalmajor **von Wagner**	dito	
1870 im März reicht das Gesammt-Ministerium wegen Opposition der II. Kammer betr. des Etats, namentl. d. Kriegsbudgets, seine Entlassung ein. Dasselbe bilden nun:	**von Mittnacht**	**von Varnbühler,** zugleich Präses des Geheimen Raths	von Scheurlen, bisher Staatsrath	von Geßler II., bisher Kanzler der Landes-Universität und Präsident der II. Kammer.	**von Suckow,** bisher Chef des Königlichen Generalstabes	dito	
1870 den 31. August.	**von Mittnacht,** zugleich Präses des Geheimen Raths	Graf von Taube, bisher ältester Rath im Ministerium. **von Varnbühler** wird pensionirt.	dito	dito	dito	dito	**1870** von Dillenius, Geh. Rath
1871 den 9. Januar.	dito	Freiherr **von Wächter,** bisher Gesandter in Paris	dito	dito	dito	dito	dito
1872 den 16. Mai, nachdem am 1. April von Scheurlen verstorben war.	dito	dito	von Sick, Oberbürgermeister von Stuttgart	dito	dito	dito	dito
Jetziges Ministerium (Ende des Jahres 1872)	**von Mittnacht,** Präses des Geheimen Raths	Freiherr von Wächter	von Sick	von Geßler II.	von Suckow	von Renner	von Dillenius

deutschen Staaten gegenüber der Einigung der beiden Großmächte denn für unmöglich und unzweckmäßig halte?" Am 26. Juli antwortete Herr von Varnbühler: „er halte die Einigung der deutschen Großmächte für eine Bedingung zur Lösung der schleswigschen Frage und den Interessen Deutschlands entsprechend; eine Einigung der übrigen deutschen Staaten als **Gegensatz** zu den beiden Großmächten finde er zur Zeit weder nöthig noch rathsam." — Die Ueberzeugung, daß auf friedlichem Wege die Lösung der Herzogthümerfrage nur durch eine Verständigung beider Großmächte erzielt werden könne und das Streben, diese friedliche Lösung ihrerseits zu fördern, leitete die würtembergische Regierung sowohl am Bunde, wie den Kammern gegenüber. Ein sehr starkes Mißtrauen hatten früher bereits die würtembergischen Stände bei der Creditbewilligung für die Kriegsrüstungen gegen Dänemark in der Ueberzeugung ausgedrückt: „daß dem bundeswidrigen Vorgehen der deutschen Großmächte gegenüber die Rechte Deutschlands und der Herzogthümer, wie die eigene Selbstständigkeit der Mittel- und Kleinstaaten nur durch ein festes Bündniß **unter sich** und durch die Berufung einer gemeinsamen Volksvertretung der so verbündeten Staaten gesichert werden könne, demgemäß die Regierung also um Abschluß eines solchen Bündnisses zu ersuchen sei." — — In Beantwortung der Thronrede hatte die Kammer eine Adresse überreicht, welche der treuen Gesinnung zu dem neuen Monarchen Ausdruck gab, aber auch den Wunsch aussprach: „die auf Grund der Bundesbeschlüsse einseitig gegen Presse und Vereinswesen erlassenen Verordnungen von 1855 und 1856 aufzuheben." Demselben willfahrte König Carl sofort, indem er durch Verordnung vom 24. December desselben Jahres die früheren Preß- und Vereins-Ordonnanzen einfach aufhob. —

Achtzehn Jahre einer glücklichen Ehe hatte die Vorsehung dem Königspaare verliehen, jegliche Hoffnung auf Kinder war indeß erloschen. Eine Nichte der Königin, Großfürstin Vera von Rußland, Tochter des Großfürsten Constantin und Alexandras, geb. Herzogin von Sachsen-Altenburg, war's, die ihnen Ersatz bieten

sollte, nun in den königlichen Familienkreis aufgenommen wurde und deren Erziehung wie Ausbildung das Königspaar in hingebender Liebe fortan sich widmete, — eine nordische Rose im schwäbischen Garten, die an Geist wie Körper fröhlich aufgeblüht. — Beim Antritt seiner Regierung hatte König Carl ferner seiner Gemahlin das Protectorat über die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins (— der 1817 gegründeten Schöpfung der verewigten Catharina —) übertragen. Auf diesem Felde eröffnete sich für Königin Olga nunmehr ein fast ungemessenes Feld eifervoller Thätigkeit und sie gab sich ihm mit der ganzen Stärke ihrer Frauengefühle, mit dem zähen energischen Ernste ihres Vaters hin. Sie übernahm sofort die Fürsorge zweier weiteren, mit der Centralleitung verbundenen Wohlthätigkeits-Anstalten, nämlich die National-Industrie-Anstalt und die würtembergische Sparkasse. Erstere, bereits von Königin Catharina gegründet, hatte das Ziel: Handarbeiten von Frauen und Jungfrauen besserer Stände, welche in bedrängten Umständen sind, zur Verwerthung zu bringen und damit gerade Bedürftigen aufzuhelfen, die in der Regel ganz verlassen sind, weil Scham und Ehre sie abhält, unter ihren Stand zu sinken, ihnen andererseits aber die Kraft, das Geschick und die Erfahrung fehlt, denselben allein würdig festhalten und ausfüllen zu können. Mit dieser Industrie-Anstalt ist Würtemberg allen anderen deutschen Ländern in leuchtendem Beispiel vorangegangen. Die Sparkasse, ebenfalls von Catharina gegründet, ist zum Besten kleiner Leute gegründet, welche ihre Ersparnisse auch in den kleinsten Summen hierher retten, anlegen und sich einen Trost in den Zeiten der Noth und des Alters sichern können. An der Verwaltung dieser drei Anstalten, an jeder wichtigeren Berathung der Organe derselben nahm und nimmt noch Königin Olga in Person Theil, sucht durch Rath oder Empfehlung zu helfen und ist mit reichlicher Unterstützung immer bei der Hand. Eine eigene Schöpfung Olgas ist das „Haus der Barmherzigkeit" zu Wildberg, im ersten Jahre ihrer Thronbesteigung errichtet. Dort, mitten im Schwarzwald, im Oberamtsbezirke Nagold, liegt im Städtlein Wildberg das fromme Haus, wo alle

alten, armen, erwerbsunfähigen Leute aus dem ganzen Schwabenlande eine Zufluchtsstätte im Sinne wahrer christlicher Nächstenliebe finden und im Föhrenschatten ausruhen dürfen von der irdischen Wanderung. Doch nicht an die Aeltesten blos, — an die Lebensmüden, die noch nicht sterben können, — dachte die großherzige Kaiserstochter, auch an die Jüngsten, die, welche nur geboren zu sein scheinen, um vor des Lebens Sommer schon hinzuwelken. Ihnen galt ihr weiteres Sinnen. — Da kam der leidige Krieg mit seinen Schrecken, — der deutsche Krieg! — —

Würtemberg ging einer schweren Zukunft entgegen; dieselbe warf ihre Schatten schon in die Gegenwart voraus. Wir wissen, wie Preußen mit Kündigung der Zollvereinsverträge gedroht hatte, Regierung wie Volksvertretung Würtembergs nach manchem Kampfe sich zum Ziele gelegt hatten, dennoch die Angelegenheit unter der vorigen Regierung aber auf die lange Bank geschoben worden war. Am 12. October 1864 erfolgte nunmehr im Verein mit Bayern, Hessen-Darmstadt und Nassau der Beitritt Würtembergs zum Zoll- und Handelsverein auf Grund des preußisch-französischen Handelsvertrags, vorbehaltlich der Genehmigung der Kammern. — Das Jahr 1865 kam und drohend war seine Physiognomie. Es war bald nur zu gewiß, daß die beiden deutschen Großmächte als Sieger sich auch als alleinige Herren der Fürstenthümer ansahen. Die Zollvereinsverträge wurden allerdings wohl von den würtembergischen Kammern angenommen, aber mit dem Bedauern, daß dieselben von der unveränderten Anerkennung des preußisch-französischen Handelsvertrages abhingen. In derselben Sitzungsperiode wurde den Ständen auch umfassende Vorlage über den Bau neuer Eisenbahnlinien vorgelegt, nachdem man die Herstellung von Anschlüssen und Verbindungen mit Baden, Hessen und Preußen durch Staatsverträge gesichert hatte. Der betreffende Gesetzentwurf wurde in beiden Kammern fast mit Stimmeneinhelligkeit angenommen und dadurch erst dem Lande die längst ersehnte freie Verkehrscirculation ermöglicht. Keinem Territorium that dieselbe mehr Noth, als Schwaben; nirgend war sie

mehr vernachlässigt worden. Daß wir im deutschen Norden wenig oder gar keine Begriffe von Würtembergs reichen Erzeugnissen haben, es erst langer Jahre des Friedens bedürfen wird, die üppige Productionskraft dieses Landes allen deutschen Gauen nutzbar zu machen, dadurch aber den Eifer des Schaffens in Würtemberg selbst zu heben und es seinem dolce far niente zu entreißen, das ist allein jenen unglücklichen Jahren von 1850 bis 1864 zuzuschreiben, wo die Regierung das Volk mit dem Fortschritte gerade im Stiche ließ, der es — mit seinen Stammesgenossen nicht nur, nein, mit der allgemeinen continentalen Entwickelung in eine Linie bringen konnte. Jetzt hat man das Versäumte nachgeholt, aber wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß zwei Kriege, wie die von 1866 und 1870—1871, schlecht dazu angethan gewesen sind, durchgreifend und allseitig die Verkehrs- und Handelsbedürfnisse des Volkes zu befriedigen. Bedenkt man, daß zur Zeit des Regierungsantritts König Carls, Würtemberg nur 75 Meilen Schienenwege besaß, am 1. Juli 1871 dagegen 144, also fast noch einmal so viel, so wird man die neuerwachte Regsamkeit gewiß höchlich anerkennen müssen, erwägt man aber wieder, daß das Königreich Würtemberg, welches sehr viel fruchtbarer, dazu über den vierten Theil größer als das Königreich Sachsen ist, dennoch 642,398 Einwohner und 8 Q.-Meilen Schienenwege **weniger** hat *), so wird ein Nationalökonom billig hieraus den Schluß ziehen dürfen, daß darum der blühendere Boden Schwabens weniger Menschen nährt, weil die Triebkraft zu Arbeit und Verdienst wegen Abflußmitteln **mangelt.** Die Kunst, das eigene Volk zu ernähren und zu entwickeln, ist zugleich das Mittel, es an seinen Boden in Liebe zu fesseln. Das kann man nur, wenn die Production keine andere materielle Schranke mehr hat, als die von Angebot und Nachfrage. Daß dies nicht heute und morgen zu schaffen ist, dazu vor Allem Frieden gehört, bedarf des Beweises nicht, aber ebenso gewiß ist auch, daß der Friede, diese Grundlage alles Volks-

*) Statistik des Goth. Kalenders von 1871.

wohls, **nur** in der Einigkeit und Gegenseitigkeit aller deutschen Stämme liegt! —

Die deutsche Einheit! O du Sehnsucht aller Herzen — und doch so falsch und schief durch Jahrhunderte verstanden, durch Blindheit oder Selbstsucht ins Gegentheil verzerrt! Nur durch den lohenden Streit, über Trümmer und Ruinen hinweg sollte dein strahlendes Götterbild zu uns schreiten, damit wir Alle unter Germaniens Schilde wohnen! — Die Frage der Reform des deutschen Bundes war seit 1848 nie mehr ganz von der politischen Tagesordnung gekommen. Seit dem italienischen Kriege 1859 und dessen inneren Folgen für Deutschland hatte sie nur noch regeren Anstoß erhalten und war von König Carl bei seiner Thronbesteigung ins Auge gefaßt worden. Schon in der ersten Thronrede wurde von ihm der Wunsch ausgedrückt: „daß die Frage der Herzogthümer mittels Einigung der deutschen Großmächte in einer dem nationalen Sinne und Rechte entsprechenden Weise ihre Lösung finden und aus dieser Einigung auch für andere Verhältnisse in Deutschland Ergebnisse hervorgehen werden, welche zu Befriedigung gerechter und besonnener Wünsche der deutschen Nation in politischer wie handelspolitischer Hinsicht führten." — Diese Hoffnungen verwirklichten sich nicht, weil Jeder von vornherein — selbst, ohne es vielleicht zu wissen, Partei war, sich ihm das deutsche Einheitsbild unter anderen, — seinen Lieblingsfarben darstellte, nicht in denen seines Nachbars. — Die Art der Anschauung und Darstellung, — obwohl wir nicht Würtemberger sind, — geben wir in nachfolgender Entwickelung dennoch so Wort für Wort wieder, wie sie uns aus würtembergischer directester Quelle geflossen ist. Muß es doch Jeglichem historisch interessant sein, wie seiner Zeit die Dinge sich überall in den Hirnen und Herzen spiegelten und welcher Wandlungen es bedurfte, um die Ideen zu klären und die Gesinnungen schließlich um die gemeinsame Sache Aller zu schaaren. Das Jahr 1865 ward erregt begonnen. Man beargwöhnte beide deutsche Großmächte, Preußen aber mißtraute man ganz offen. Seine Annexions-Depesche, am 22. Februar nach Wien gerichtet,

war Schuld daran! Die würtembergische Kammer sprach sich entschieden gegen die Annexion Schleswig-Holsteins und für Constituirung der Herzogthümer als selbstständigen Staat aus, und trat dem von Bayern, Sachsen und Hessen-Darmstadt am Bunde gestellten Antrage bei: „die vertrauensvolle Erwartung auszusprechen, es werde den höchsten Regierungen von Oesterreich und Preußen gefallen, dem Erbprinzen von Augustenburg das Herzogthum Holstein nunmehr in eigene Verwaltung zu übergeben", mit welchem Antrage sich Oesterreich einverstanden erklärt hatte. — Wie die Sache preußischerseits, sowohl Oesterreich wie dem Erbprinzen gegenüber, lag, ward unter „Fürst Bismarck" erörtert; daß man diese Lage aber in Stuttgart nicht kannte und demgemäß nicht völlig würdigte, wird aus den Anschauungen ersichtlich sein, die man über Preußen hegte und welche naturgemäß zu einer bewaffneten Allianz gegen das Letztere führen mußte. Am 18. August schloß der Minister des Innern, Herr von Geßler, im Namen des Königs den Landtag. Seine Ansprache beschäftigte sich nur mit inländischen Interessen, kein Wort von deutscher Politik oder betreffs der brennenden Herzogthümerfrage wurde verlautbart. Der Wunsch nach Deutschlands Einigung spiegelte sich allein bei Erwähnung der gesetzlichen Einführung des deutschen Handelsgesetzbuchs in Würtemberg auf einfach würdige Weise ab. — Natürlich! In Gastein einten sich die Condomini inniger denn vorher und das Cabinet von Stuttgart hatte das Zuwarten. An der Haltung der Regierungen der Mittel- und Kleinstaaten im Jahre 1865 zeigt sich am klarsten, wie wenig Oesterreich nach ihnen fragte, wenn es sein Interesse ohne sie ebenso gewiß zu erreichen glaubte. Am 1. September trat General von Miller in den Ruhestand und General-Lieutenant von Wiederhold übernahm das Kriegs-Portefeuille. Diesem Manne wurde damit eine Dornenkrone zu Theil, denn ihn traf nächstes Jahr das Loos, zu einem Kriege die Hand bieten zu müssen, den er verabscheute. — Der officielle Akt, durch welchen König Carl für sein Land dem französisch-preußischen Handelsvertrage beitrat, erfolgte am 12. October. Die „entente cordiale" von Gastein schien

Bayern, Sachsen und Hessen-Darmstadt indeß nicht genehm; sie stellten (4. November) am Bundestage den weiteren Antrag: „die Regierungen von Preußen und Oesterreich zu ersuchen, zur definitiven Lösung der Herzogthümerfrage eine aus freier Wahl hervorgegangene allgemeine Vertretung des Herzogthums **Holstein** zu berufen und auf die **Aufnahme** Schleswigs in den Bund hinzuwirken!" —

Oesterreichs und Preußens Gesandte erklärten kühl: „daß sich ihre Regierungen die Berufung der **schleswig-holsteinischen** Stände auf die ihnen am geeignetste Zeit vorbehielten, aber nichts gegen eine Verweisung des Antrags an den holsteinischen Ausschuß einzuwenden hätten. Für diese Verweisung stimmte Würtemberg mit der Mehrheit, in der Hoffnung: „daß die friedliche Entwickelung dieser Angelegenheit im Zusammengehen Oesterreichs und Preußens seine beste Gewähr finden werde." Die würtembergische Kammer war indeß heißsporniger und wünschte der ohnehin fragilen Sache energisch vorzugreifen. Mit 77 gegen 5 Stimmen beschloß sie die Resolution: „daß sie eine Einverleibung der Herzogthümer in **Preußen** als **Rechtsbruch** betrachte und daß alle Bundesstaaten verpflichtet seien, für die Rechte der Herzogthümer und für die Sache Deutschlands mit **der That** einzustehen!" Diesem — geradezu kriegerischen — in jeder Beziehung voreiligen Gedanken trat die Regierung König Carls nicht bei. — Es ist wohl keine Frage, daß von ihrem Standpunkte aus die würtembergische Kammer moralisch im Rechte war und den allgemein in Deutschland damals herrschenden Gedanken aussprach, staatsrechtlich und politisch aber total sich im Unrechte befand. Hätten die Herzogthümer, ihren Augustenburger an der Spitze, **sich selbst** von Dänemark befreit, dann lag die Frage anders, dann hatten sie ein Recht der Selbstbestimmung, obwohl immer noch kein ganz absolutes. Nachdem aber preußisches und österreichisches Blut um sie geflossen war, während das übrige Deutschland zusah, hatten diejenigen den ersten Rechtsanspruch bei Regelung der Sache, welche für dieselbe allein Opfer gebracht hatten! Einten sich beide Sieger, so hatte schwerlich

das übrige Deutschland über die Herzogthümer als Besitzer mitzusprechen, sofern dieselben nur deutsch blieben, was so wie so außer Frage stand. — Diese Einigung Oesterreichs mit Preußen schlug nicht blos fehl, sie erzeugte den deutschen Krieg. Wie in Würtemberg die Lage der Dinge damals aufgefaßt wurde, ja vielleicht heute es noch theilweise wird, besagt folgende Auslassung maßgebender Kreise: „Als die Absicht Preußens immer deutlicher hervortrat, die Annexion der Herzogthümer selbst mit Waffengewalt durchzusetzen und überhaupt die holsteinische Angelegenheit als **Anlaß** zu benutzen, um den Entscheidungskampf über die Vorherrschaft in Deutschland mit Oesterreich zum Austrage zu bringen, konnte auch Würtemberg nicht länger sich besinnen, auf welche Seite es sich zu stellen hatte. Pflicht und Ehre geboten ihm, für das bedrohte Bundesrecht einzutreten. So schloß sich die würtembergische Regierung, als das preußische Cabinet den unerwarteten Antrag auf Einberufung eines deutschen Parlaments zur Berathung der Bundesreform stellte, den übrigen Mittelstaaten an, die von Preußen zunächst eine Präcisirung der dem Parlamente hinsichtlich jener Reform zu machenden Vorschläge vor dessen Einberufung forderten und zugleich betonten, daß die Lösung der Herzogthümerfrage **nur** vom Bundestage ausgehen könne." —

Mitte April und Mitte Mai 1866 fanden die von süd- und mitteldeutschen Regierungen in Augsburg und Bamberg gehaltenen Conferenzen statt. Einestheils hatten sie den Zweck, Vermittelungsvorschläge am Bunde zu machen und das drohende Kriegswetter zu beschwören, andererseits aber hatten sie militärische Vorbereitungen und Vereinbarungen zum Ziel, wie denn Anfang Mai zu letzterem Zwecke in München Berathungen der Kriegsminister von Bayern, Baden, Sachsen, Hessen-Darmstadt und Nassau stattfanden. „Militärische Rüstungen", sagt man uns, „wurden indeß von Würtemberg zunächst nicht vorgenommen, und als daher von preußischer Seite der Umstand, daß ein auf den 14. April angesetzter Garnisonswechsel auf den 10. April und die Einberufung der Rekruten vom 27. auf den 13. April vor-

gerückt worden war, zum Vorwand genommen wurde, um Würtemberg vorzuwerfen, es habe zunächst mit Oesterreich und Sachsen gerüstet, daher die Verwickelung wesentlich **mit**verschuldet, konnte die würtembergische Regierung mit allem Grunde diesen Vorwurf mit der Versicherung zurückweisen: diese Beschuldigung habe bei ihrer Grundlosigkeit die peinlichste Ueberraschung der Regierung erregt.“ — Wir haben selbstredend über diese Auffassung keinerlei Urtheil, aber Thatsachen dürfen wir wohl an dieselbe knüpfen. Mag man ihr zustimmen oder nicht, daß diese Anschuldigung Würtembergs Seitens Preußens irrthümlich war, wissen wir. Mit eigenen Augen sahen wir noch im Mai, daß Würtemberg nicht gerüstet gewesen ist und einem Laien selbst, wenn er Mai und Juni in Stuttgart gewesen, konnte die Wahrnehmung unmöglich entgehen, daß Würtemberg von der Kriegsfurie total überfallen war, ehe es noch die unerläßlichsten Maßnahmen ins Werk gesetzt hatte, welche einem Volke, das losschlagen **will**, zunächst liegen. Die Dinge waren eben um jene Zeit schon zu solcher Höhe gediehen, daß allseitiger Argwohn das herbeiführte, was sich hätte vermeiden lassen. Daß Würtemberg zu den Anfängern des Conflicts gehört habe, ist falsch, sie waren im Norden und Süd-Osten Deutschlands zu suchen, drum explodirten dort auch die Minen zuerst! — Der Krieg mit seiner unabwendbaren Unerbittlichkeit war eben da, ihm fiel als erstes Opfer General-Lieutenant von Wiederhold, der Kriegsminister. Von Hardegg trat an seine Stelle. — Wir haben nicht die Gerüchte zu wiederholen, welche über Wiederhold seit dem 5. Mai zu Stuttgart durch die Gassen liefen. Wir haben den verhärmten Mann gesehen, wie er im Civil durch die Straßen schritt, den Gram im Antlitz und gehaßt von Allen. Wir sahen sein blasses Antlitz an dem Tage, da die Kunde von Königgrätz als ein Wetterschlag auf das harrende Stuttgart niederprasselte und die Leute wie irrsinnig durch einander rannten. —

Der 23. Mai 1866 war für Würtemberg ein schwerer Tag. König Carl eröffnete die eiligst berufenen Kammern mit den Worten:

„Liebe Getreue! — In einem Augenblicke tiefsten Ernstes trete Ich in die Mitte der getreuen Stände Meines Königreichs und eröffne den Landtag.

Zum Kampfe gerüstet stehen die zwei mächtigsten deutschen Staaten sich gegenüber.

Deutschland, Europa folgen sorgenvoll dem Entwickelungsgange eines Widerstreites, dessen kriegerische Lösung die Früchte eines fünfzigjährigen Friedens vernichten würde. Mein eifriges Bestreben war es und wird es sein, solches Unheil abzuwenden. — Soll dies dauernd geschehen, so muß die schleswig-holsteinische Frage auf dem Wege des Rechtes und unter Wahrung der Interessen Deutschlands gelöst, muß die Verfassung des Bundes den Bedürfnissen der Zeit angepaßt, muß dem Volke die ihm gebührende Theilnahme werden an seinen gemeinsamen und föderativen Angelegenheiten. — Noch will Ich hoffen auf Erhaltung des Friedens, — würde er gebrochen, dann geböten Pflicht und Ehre, einzutreten für die gefährdeten Interessen der Nation, für das Bundesrecht und unsere Selbstständigkeit. Fest geeinigt mit anderen gleichgesinnten deutschen Staaten werden wir alle drohenden Gefahren bestehen.

Auch dann werde Ich Meiner Pflichten für die innere Entwickelung des Landes eingedenk bleiben.

Meine Regierung wird die nöthigen Mittel von Ihnen verlangen! — Sie werden Mich durch patriotische Hingebung unterstützen in Meinen Bemühungen um den Frieden, Sie werden aber auch die Opfer nicht scheuen für einen Kampf um das Wohl Deutschlands und die Erhaltung Würtembergs. —

Ich baue hiebei fest auf den Muth, das Rechtsgefühl, die Vaterlandsliebe des würtembergischen Volkes.

Gottes Schutz und Segen walte über unserm geliebten Vaterlande!" — — —

„Furchtlos und treu", das war gewiß dies Fürstenwort. Reinen Gewissens konnte er also sprechen. Wenn König Carl das Preußen jener Tage nicht liebte, von Habsburg dagegen deutsches Heil erwartete, so war das nur ein großherziger Irrthum, den er

mit allen anderen deutschen Throngenossen getheilt hat. — Die beiden Gesetzentwürfe, welche dem neuen Kriegsminister von Hardegg die gesammte Landwehr zur Verfügung stellten und einen außerordentlichen Militärcredit von 7,700,000 Gulden votirten, wurden mit 82 gegen 8 Stimmen angenommen. Die Commission, welche in der Zweiten Kammer beide Gesetzentwürfe zu prüfen hatte, erklärte: „daß im Kampfe der beiden Großmächte Neutralität für die dritte deutsche Staaten-Gruppe nicht möglich sei, daß aber die Zustimmung der Stände zu diesen Gesetzen an die Bedingung geknüpft sein müsse, daß die Regierung unausgesetzt Alles aufbiete, daß das Ziel des drohenden Kampfes **nur** in dem Rechte Deutschlands, das heißt in der Herstellung des Selbstbestimmungsrechts der Herzogthümer und in der Einigung des ganzen deutschen Volkes in einem freigewählten **Parlamente** bestehen dürfe!" — Minister von Varnbühler antwortete sofort: „daß die von der Commission gewünschten Bedingungen durchaus der Auffassung der Regierung entsprächen und er im Allerhöchsten Auftrage ermächtigt sei, diese bindenden Zusicherungen, wie die Kammern sie verlangten, zu geben." — —

Der Kriegsfall war gestellt, — nun galt es nur noch loszuschlagen! — Würtemberg stimmte am 14. Juni dem von Oesterreich beim Bunde eingebrachten Antrage bei: „die gesammte Bundesarmee gegen Preußens gewaltthätige Selbsthülfe in Holstein mobil zu machen", und am 16. Juni dem Antrage Sachsens: „auf Bundeshülfe gegen seine Vergewaltigung durch Preußen". Die würtembergischen Truppen wurden demnach unter den Oberbefehl des designirten Bundesfeldherrn gestellt. Vor diesem Zeitpunkte war bereits (am 8. Juni) der Landtag durch den Minister des Innern von Geßler geschlossen worden. Es war ein trüber, tief-ernster Landtagsschluß; noch ernster, schwermuthsvoller sollte seine Eröffnung im Herbste werden. —

Die würtembergischen Truppen unter Commando des Kriegsministers, General-Lieutenant von Hardegg, versammelten sich in einer Stärke von fünfzehn Bataillonen Infanterie, vierzehn

Schwadronen Reiterei und sechs Batterien mit achtundvierzig Geschützen in der Umgegend von Frankfurt und traten unter Obercommando des Prinzen Alexander von Hessen. Derselbe war zum Bundesfeldherrn durch Würtemberg (dem vertragsmäßig diese Wahl zustand) wegen seiner Verdienste im italienischen Kriege 1859, namentlich während der Solferino-Schlacht, designirt worden. Um Frankfurt sammelte sich unter demselben das 8. Bundes-Armeecorps und die würtembergischen Truppen hatten zunächst die Aufgabe, Fühlung mit dem 7. (bayrischen) Armeecorps zu finden und mit ihm vereint eine Verbindung mit den Hannoveranern zu bewirken. — Diese Disposition war gewiß gut und durchaus naturgemäß. Die Bayern standen bereits um Coburg, Meiningen und Hildburghausen; gelang der Anschluß an sie und die Vereinigung mit Hannover, so konnte ein formidabler Flankenmarsch vom Main nordöstlich gemacht werden. Dann allerdings konnte Preußen zusehen, wie es ihm gehe. — Unschwer ist hieraus nicht blos die Absicht von Preußens Gegnern zu erkennen, sondern auch, daß der Schwerpunkt der Situation von **Hannover** und dessen Kriegsglück abhängig war! Die Capitulation von Langensalza machte diesem Plan ein Ende, das bayrische Corps zog sich nach derselben östlich, also vermochten die Würtemberger nicht mehr mit ihm Fühlung zu gewinnen. — Um dies zu bewirken, wurde die würtembergische Division durch den Vogelsberg nordöstlich dirigirt. Da die Bayern aber nach den Gefechten von Dermbach und Hünfeld **südlich** sich zurückzogen, wurden die würtembergischen Truppen gleichfalls zurückbeordert und besetzten bei Gelnhausen die Defileen der Frankfurt-Eisenacher Straße. In den Gefechten von Waldaschach Hammelburg und Kissingen waren die Bayern inzwischen aber zurückgedrängt und genöthigt worden, hinter dem Main bei Schweinfurt Deckung zu suchen. Die preußischen Truppen, deren Erscheinen vom 8. Armeecorps bisher stets vom Norden erwartet wurde, erschienen aber jetzt plötzlich vom Süden her und im **Rücken** desselben. So sah Prinz Alexander sich denn genöthigt, südlich zu wenden und, als die hessische Division

(13. Juli) bei Laufach, bei Aschaffenburg (15. Juli) nebst dem 8. Armeecorps und der ihm beigegebenen österreichischen Brigade geschlagen worden waren, Frankfurt aufzugeben. Den Weisungen des bayrischen Hauptquartiers gemäß hatte die würtembergische Division seine Vereinigung nunmehr mit den Bayern auf der Mainstraße über Miltenberg und Tauberbischofsheim bei Uffenheim anzustreben. Bei Ausführung dieser Pflicht war die Besetzung von Tauberbischofsheim und der Defileen des Tauberthals längs der Würzburger Straße von Wichtigkeit. Hier kamen die Würtemberger zum ersten Male ins Treffen. Es gelang ihrer Zähigkeit, den Feind im Vorrücken aufzuhalten, und daß dadurch die Vereinigung des 8. Armeecorps mit den Bayern endlich bei **Würzburg bewirkt** werden konnte. Wie heiß der Kampf bei Tauberbischofsheim gewesen, wie todesmuthig die braven Schwaben ihre sinkende Sache dort vertheidigt haben, ist bekannt. 60 Todte, darunter 9 Offiziere, und 450 Verwundete sprechen für die Bravour der von allen anderen Kampfgefährten verlassenen Division genügend. Sie verdiente vollauf den Dank ihres Königs und die prachtvolle Denksäule, welche die Stätte ihrer Gefallenen bei Tauberbischofsheim schmückt." *)

Dürfen wir uns hier nun eine eigene Betrachtung erlauben, so ist es die, daß in diesem Kriege Würtemberg eine überaus undankbare Rolle zufiel. Abgesehen von der Führung, war es ihr bitter Loos, immer marschiren, immer Anschluß suchen und ihn nie **finden** zu sollen, in dem entscheidenden Augenblicke des Kampfes aber zum bloßen **Riegel** dienen zu müssen, hinter dem das 8. Armeecorps mit den Bayern sich die Hände reichte. Unser Gefühl sagt uns, daß darin ein Mißbrauch Würtembergs gelegen habe, daß es nicht Recht ist, wenn das kleine Corps eines an sich selbstständigen Staates zum Walle Anderer gemacht, sich selber überlassen und dennoch zur Unselbstständigkeit verdammt wird! Die Schuld trifft wesentlich die schlechte und egoistische,

*) Diese kriegerische Darstellung kommt direct aus würtembergischer Feder und wir geben sie ohne jede weitere Zuthat. D. V.

damalige bayrische Führung und es ist unserer Ueberzeugung nach ein Akt ehrenvoller Selbstsuchtlosigkeit Würtembergs gewesen, daß es nicht nach dem Tage von Schweinfurt sofort für seinen Theil den Waffenstillstand abschloß. Berechtigt dazu wäre es gewesen! — Oesterreichs Fall bei Königgrätz hatte der deutschen Streitfrage ein Ende gemacht, es galt den Frieden. — Bitter genug kam er dem Schwabenvolk zu stehen, galt es doch, sich in eine Rolle zu finden, die man nie für möglich gehalten hatte, Consequenzen in der deutschen Sache auf sich zu nehmen, wie man sie vor dem 17. Juni sich nicht vorgestellt hatte. Diese Rolle sofort klar und richtig erfaßt, die Consequenzen des Krieges kühn und in dem Hinblicke zu ziehen auf das den Ständen vor dem Kriege gegebene patriotisch-deutsche Versprechen, ist ein unleugbares, noch wenig gekanntes, überaus großes und segensvolles Verdienst König Carls und seines Ministers von Varnbüler. Seit 18. Juli waren die Präliminarien zwischen Oesterreich und Preußen geknüpft worden. Letzteres weigerte sich, die süddeutschen Staaten in diese Unterhandlungen mit einzuschließen und es blieb ihnen nichts übrig, als Preußen direct um Frieden anzugehen. Wer in Süddeutschland damals war, weiß, daß jene Tage, die dem definitiven Frieden voraufgingen, die schlimmsten waren, daß ein unheimlicher Geist in Stuttgart umging und das schwäbische Volk zwischen Wuth und Angst, Scham und Haß unstät schwankte. Nachdem die würtembergischen Truppen das im Namen des Bundes besetzte Hohenzollern geräumt hatten, begab sich auf König Carls Befehl Minister von Varnbüler am 27. Juli nach Wien und Nikolsburg, der Präsident des Geheimen Raths von Neurath aber ins Hauptquartier des Generals Edwin von Manteuffel, Oberbefehlshabers der preußischen Main-Armee. Manteuffel erklärte, keine Instruction für Abschließung eines Waffenstillstandes zu besitzen, während Bismarck Herrn von Varnbüler betreffs der Verhandlungen über einen solchen an das Hauptquartier der Main-Armee verwies. — Varnbüler eilte sofort dorthin und traf mit dem General in Eisingen vor Würzburg zusammen. Manteuffel hatte inzwischen Instructionen erhalten,

und am 1. August wurde ein Waffenstillstand geschlossen, der am nächsten Tage begann. Der nördliche Theil von Würtemberg bis zur Jaxt ward von preußischen Truppen besetzt. Hierauf wurden von Varnbüler und von Hardegg nach Berlin entsendet, wo der Friede abgeschlossen werden sollte. — Dieser Friedensabschluß zwischen Würtemberg und Preußen ist vielleicht das eigenthümlichste, denkwürdigste und folgenreichste Stück Geschichte, was sich in dieser ohnehin so wundersamen Zeit zutrug. Von würtembergischer Seite wird uns darüber nur Folgendes mitgetheilt: „Am 13. August wurde der Friedensvertrag unterzeichnet, der erste, der zwischen Preußen und einem der süddeutschen Staaten abgeschlossen wurde. Nach diesem Vertrage hatte Würtemberg binnen zwei Monaten acht Millionen Gulden Kriegskosten zu zahlen, die Bestimmungen des Präliminarfriedens zwischen Oesterreich und Preußen anzuerkennen und soweit dieselben Deutschlands Zukunft betrafen, denselben seinerseits beizutreten. Hinsichtlich des Zollvereins wurde auf die Nothwendigkeit späterer Verhandlungen verwiesen, vorläufig aber bestimmt, daß die Zollvereinsverträge mit sechsmonatlicher Kündigungsfrist fortbestehen sollten. Da die Räumung würtembergischen Bodens erst nach Zahlung der Kriegsentschädigung erfolgen sollte, so ward durch Hinterlegung würtembergischer Staats-Obligationen von der Regierung so rasche Garantie geleistet, daß der Abzug der preußischen Truppen schon am 30. August erfolgen konnte. Gleichzeitig mit dem Frieden ward ebenso, wie mit den zwei übrigen Südstaaten, ein geheimes Schutz- und Trutz-Bündniß zwischen Preußen und Würtemberg abgeschlossen, durch das sich beide Souveraine gegenseitig die Integrität ihrer Länder garantirten und verpflichteten, sich im Kriegsfalle, für welchen König Carl seine Truppen unter König Wilhelms Oberbefehl stellte, ihre beiderseitige volle Kriegsmacht einander zur Verfügung zu stellen." — Von anderer, aber ebenso authentischer Seite erhält dieser Frieden noch einen gewichtigen und überraschenden Hintergrund. „1866 im August war es Herr von Varnbüler", wird ausgesagt, „der Bismarck's Ohr hatte! Von Varnbüler kommt der Gedanke des Zollparlaments und der

Bündnißverträge beim Frieden mit Preußen. Für **letztere** bestimmte Varnbüler den **Fürsten**, für den Beitritt zum **Zollparlament** bestimmte er **Bayern!** Das sind zwei unleugbare, hohe Verdienste, die allen Haß und alle Verkennung vernichten müssen, welche je dieser Mann im Süden oder Norden zu erdulden gehabt!" — —

Wir wissen*), daß der Gedanke eines Zollparlaments schon lange vorher in Bismarck's Seele aufgetaucht ist; hierin irrte also der Staatsmann, welchem wir Vorstehendes verdanken. Aber aus dem Gesagten geht doch hervor, daß Varnbüler diesen Gedanken **zuerst** vor dem Fürsten **aussprach**, daß er aber keinen Gedanken von so weiten und großen Folgen ausgesprochen haben könnte, wenn denselben nicht sein Monarch König Carl **vorher** schon approbirt und gebilligt hätte. — Die „Brücke über den Main" hat nächst König Carl mithin Herr von Varnbüler auf den beiden genannten Pfeilern der **Solidarität** der materiellen **Interessen** und der vereinten **Schwerter** aufgerichtet! — —

Am 25. September 1866 eröffnete Minister von Geßler die Kammern. Kurz und ernst wird berichtet, daß die Sache, für welche „Land und Regierung" glaubte Krieg führen zu sollen, unterlegen ist. Dann wird auf die endlich ins Werk zu setzenden inneren Reformen, auf dem Gebiete der Justiz wie Verwaltung, besonders aber auf die zeitgemäße, zu lange verschobene Reform der Verfassung der Ton gelegt. — Am 11. October ward den Kammern der Friedensvertrag mit Preußen vorgelegt, und mit 86 gegen 1 Stimme genehmigt, der Regierung auch betreffs Hinterlegung der Landes-Obligationen zur Garantie Preußens für die Kriegskosten Indemnität ertheilt. In der Adresse, welche bei dieser Gelegenheit die Kammer der Abgeordneten an König Carl richtete, sprach sich dieselbe mit Bestimmtheit **gegen** einen organischen Anschluß an Preußen und **für** Errichtung eines Bundes der vier südwestlichen Staaten

*) Siehe Fürst Bismarck, S. 76, Bd. II.

(Bayern, Würtemberg, Baden und Hessen) aus, allerdings nicht, ohne zugleich der Erwägung Raum zu geben, Letzteres werde zur Zeit auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Diese Abneigung gegen Preußen blieb auch in den nächsten Jahren die herrschende Stimmung beim Volke, wie in der Kammer. Sie trat in einer fortwährenden Agitation für einen Südbund mit einem auf allgemeiner Wehrpflicht und kürzeren Präsenzzeit beruhenden Militärsystem namentlich, in einer Reihe von Volksversammlungen bedrohlich zu Tage. „Die Regierung hatte Alles aufzubieten", sagte man uns, „um das Schutz- und Trutzbündniß, den Zollvereinsvertrag und das nach preußischem Muster ausgearbeitete Kriegsdienstgesetz durchzusetzen und zur Annahme zu bringen!" — Dieser Haß gegen Preußen, diese Unfähigkeit, sich ihm irgend zu assimiliren, sprach sich in Niemand indeß stärker aus, als dem Kriegsminister von Hardegg. Die Ereignisse des Jahres 1866 hingegen hatten zu schmerzlich die völlige Unzulänglichkeit des würtembergischen Heerwesens dargethan, als daß König Carl nicht unabweisbar nothwendig erachtet hätte, die allgemeine Wehrpflicht und längere Dienstzeit, wesentliche Aenderungen in der Ausrüstung wie in Formation des Heeres einzuführen, kurz sobald wie möglich zu einer Reorganisation des Militärwesens zu schreiten. Von Hardegg war dem Allen durchaus entgegen, hielt diese Neuerungen den Interessen Würtembergs widerstreitend und war besonders ein Gegner der dreijährigen Dienstzeit. Die freiwilligen Wehrvereine Würtembergs waren dafür sein besonderes Steckenpferd und er wünschte denselben besondere Vergünstigungen zu Theil werden zu lassen, kurz er war eine Art Bonin, der vom „englischen Milizsystem" *) alles Heil erwartete. In Folge dieser differirenden Ansichten wurde der Kriegsminister im April 1867 in den Ruhestand versetzt und Oberst von Wagner das Kriegs-Departement, wie die Neubildung des Heeres übertragen. Sofort wurde das Zündnadelgewehr eingeführt, das Exercitium nach dem preußischen Reglement eingerichtet und ein dem preußischen ähn-

*) Unter-Roon beschrieben.

liches Kriegsdienstgesetz ausgearbeitet, das die dreijährige Dienstzeit einführte. Eine andere, gleich folgenreiche Veränderung im Cabinet vollzog sich. Für Herrn von Neurath übernahm Kultusminister von Gotther das Präsidium des Geheimen Raths, Staatsrath **von Mittnacht** aber das Justiz-Departement. — Am 8. Juli wurde der neue Zollvereinsvertrag abgeschlossen, durch welchen Würtemberg im Zollparlamente die Mitwirkung bei der Zollgesetzgebung eingeräumt wurde, also die erste solide und dauernde Annäherung des Südens an den Norden sich vollzog. Dieser Vertrag und der geheime Allianzvertrag sollten im Herbst den Kammern vorgelegt werden, eine höchst schwierige Aufgabe bei der herrschenden antipreußischen Stimmung. Das Volk wie seine Vertreter hätten das Napoleonische Project*) einer „internationalen süddeutschen Conföderation" doch gar zu gern verwirklicht, ja, es fanden sich Stimmen genug, die — dem Friedensschlusse entgegen — Oesterreich in diesen Südbund gern hineingezogen hätten; Herr von Beust war doch gewiß nicht der Mann, eine so schöne Gelegenheit, alles Geschehene zu annulliren, sich entgehen zu lassen, wenn das nur in der Möglichkeit gelegen hätte! — Ein Donnerschlag machte dem Dinge ein Ende und klärte die Atmosphäre, obwohl unter schwerer Wolkenbildung. Die geheimen Allianzverträge der drei Südstaaten mit Preußen wurden bekannt! — Die Erbitterung war anfänglich fast allgemein, die partikularistische Opposition schien gerade durch diese schwere Enttäuschung zu erstarken. — In Würtemberg zumal begann eine heftige Agitation gegen beide Verträge, und eine im September in Stuttgart abgehaltene Landesversammlung der Volkspartei beschloß zu erklären: „es sei Pflicht der Abgeordneten, die Gefahren abzuwenden, mit welchen die Annahme des Schutz- und Trutzvertrages und die bedingungslose Annahme des Zollvertrags verbunden ist, Verträge, welche dem preußischen Staat gegenüber das allmählige **Aufgehen** Süddeutschlands in **Preußen** zur nothwendigen Folge haben,

*) Siehe Bismarck, S. 142, Bd. II.

es in den Zustand der Abhängigkeit versetzen werden und in wirthschaftlicher, finanzieller wie politischer Hinsicht Würtemberg bedrohen!"

In Folge hiervon sah König Carl sich veranlaßt, offen und entschieden zu erklären: „daß Er an den von Ihm abgeschlossenen Verträgen **unverbrüchlich festhalten** werde!" — Nach hartnäckigen Debatten erfolgte denn am 18. October auch mit genügender Majorität die Annahme des Schutz- und Trutzvertrags in der Zweiten Kammer, zwei Tage später die des Zollvereinsvertrags. Von der Ersten Kammer wurde letzterer einstimmig, der Allianzvertrag mit überwiegender Mehrheit genehmigt. — — Die Verfassungsreform, bereits 1866 in Angriff genommen, ward endlich Wahrheit. Sie beruhte auf dem allgemeinen und directen Wahlrechte, der Verleihung des Stimmrechts an alle volljährigen Staatsbürger und einer veränderten Zusammensetzung für die Kammer der Abgeordneten. Ebenso erfolgte eine neue Gerichtsverfassung mit Schöffen für alle Fälle des Strafrechts wie für Handelssachen, eine neue Civil- und Strafproceßordnung, beruhend auf den Grundsätzen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und die Gesetze über die Wahlen zum Zollparlament. Als die würtembergischen Stände ihre sechsjährige Legislaturperiode am 20. Februar 1868 schlossen, konnten sie sich das Zeugniß geben, das Vaterland einer wahrhaften und glücklicheren Neugeburt entgegengeführt zu haben. Diesem Gefühl gab König Carl auch im Landtagsabschiede persönlich herzlichen Ausdruck, indem er zugleich betonte: „Entschlossen, die eingegangenen Verpflichtungen treu und redlich zu **erfüllen**, rechne Ich mit Zuversicht auf die rückhaltlose Unterstützung Meines Volks." — — Die Stellung beider christlicher Confessionen in Würtemberg ist bereits erörtert. Der katholische Klerus besonders zeichnete sich durch rühmenswerthe Milde aus, stand doch an seiner Spitze bis zum Mai 1869 ein Mann von wahrhaft apostolischem Sinne und erleuchteter Toleranz, Landes-Bischof von Lipp! Wie überall der ultramontane Jesuitismus die katholischen Völker aufzustacheln suchte, so ließ er es auch in Würtemberg an derartigen

Versuchen nicht fehlen. Verschiedene extreme Ultramontane hatten den ehrwürdigen Lipp sowohl in Rom, wie bei dem päpstlichen Nuntius Meglia zu München angeklagt: „er handhabe die kirchliche Disciplin zu lax, besonders auch im katholischen Priester-Seminar zu Tübingen." — Alsbald hatte die römische Kurie die Absicht, dem Bischofe einen „Coadjutor" als Vormund an die Seite zu setzen, welcher mit seinen Trabanten natürlich alsbald den jesuitischen Feldzug eröffnet hätte. Diesen Coadjutor verbat sich aber König Carl und aus allen Landestheilen liefen begeisterte Adressen an den wackeren Bischof ein, welche seine Amtsführung als richtig und gerecht anerkannten und die Denuncianten als Verleumder brandmarkten! — Die Kurie zog nun die Krallen ein, aber sie hatte wenigstens zu Wege gebracht, den Lebensabend des greisen Lipp zu vergiften, der die erduldeten Anfechtungen nicht mehr verwinden konnte und sein wundes Herz am 3. Mai 1869 zur Ruhe bettete. — Die Wahlen fanden nunmehr nach dem am 26. März erlassenen neuen Wahlgesetz statt, am 12. war bereits das neue Kriegsdienstgesetz, am 17. die neue Justizgesetzgebung publicirt, die Vorlage über die Verfassungsreform jedoch im Hinblick auf die neuen Kammern zurückgezogen worden. Dieselben traten am 4. December 1868 zusammen und wurden von dem Könige in Person eröffnet. —

Es war nicht zu verkennen, daß in den neuen Kammern der Regierung manche Schwierigkeiten erwachsen mußten und die partikularistische Opposition in einer Volksvertretung um so stärker und schroffer sein mußte, welche aus den allgemeinen Wahlen hervorging. Diese Ansicht schien auch das Cabinet König Carls zu hegen, da es mit der Verfassungsreform selbst nicht sogleich vorging und den Landtag erst mit materielleren Fragen, dem neuen Steuergesetz, der Bauordnung, dem Gesetz über gewerbliche Anlagen, über Beseitigung der Hindernisse bei Eheschließungen, betreffs der Wechselsachen, der Dissidenten, der besseren Situirung der unteren Beamten der Verkehrsanstalten beschäftigte. Das Ministerium täuschte sich nicht; diesem Landtage war nur ein kurzes Leben beschieden, denn nachdem man ihn behufs Vorberei-

tung der größeren Gesetzentwürfe, an welchen besonders viel gelegen war, vertagt hatte, versammelte derselbe sich wiederum am 8. März 1870, im Jahre der großen Katastrophe! — Inzwischen hatte Bischof von Lipp das Zeitliche unter allgemeinem Bedauern gesegnet, das Domcapitel aber in weiser Würdigung der Interessen des Landes, wie der katholischen Confession, einen Freund und Geistesgenossen des Verstorbenen, den als Kirchenhistoriker berühmten Professor Dr. Hefele in Tübingen zum Landesbischofe gewählt. War die Wahl in Rom auch nicht sehr angenehm, so erfolgte doch die Bestätigung. Seit seiner Ernennung aber hat Hefele bis in die allerneueste Zeit jeden Conflict mit der Staatsgewalt zu vermeiden, den Intentionen des Königs gemäß die Eintracht der Confessionen zu wahren gewußt. Mit dem Ultramontanismus in Würtemberg, der so wenig Wurzeln seither im Volke zu fassen vermochte, hat es mithin gute Wege. —

Das ereignißreiche Jahr 1870 erschien, und wie es in seinen Erscheinungen eine verschiedenartige, höchst charakteristische Signatur der deutschen Länder zeigte, welche die Schauplätze derselben bildeten, so ganz besonders in Würtemberg. Nicht geleugnet kann werden, daß die Sitzungen des Zollparlaments und deren moralische wie physische Resultate etwas sänftigend auf den süddeutschen Argwohn und Widerwillen gewirkt hatten. Aber diese Wirkung erstreckte sich nur auf diejenigen süddeutschen Abgeordneten, welche im Zollparlamente gesessen und sich den Norden und seine Leute etwas näher angesehen hatten, auf die Masse des Volkes sicher nicht. Wäre wirklich auch die Annäherung des Südens durch das Zollparlament inniger und allgemeiner gewesen, als geschehen, die Entdeckung der geheimen Schutz- und Trutzverträge, die hartnäckige Ueberzeugung, daß man mit dem Schwert wie mit dem Beutel an das verhaßte **Preußen** fortan gebunden sei, wog doch zu schwer in der Waage des alten Grolls. Am 8. März ward die Kammer wieder einberufen, um das Finanzgesetz für die Jahre 1870—1873 zu berathen und mit ihm die bedeutenden Mittel zu bewilligen, welche zur Durchführung der neuen Heeres-Organisation benöthigt waren. Die Regierung

stieß auf den heftigsten Widerstand! Unter keinen Umständen wollte man die Gelder geben, um Würtemberg auf preußische Weise und zu preußischem Vortheile „drillen“ zu lassen. Man griff das gesammte Ministerium, vor Allem aber Generalmajor von Wagner und die Armee-Reorganisation an. — Die Stände-Versammlung wurde abermals vertagt und das ganze Ministerium gab seine Entlassung. König Carl fiel nun gar nicht ein, von seiner Bahn zurückzuweichen und ein System zu ändern, von dessen Nutzen er überzeugt war. Von Mittnacht und von Varnbüler blieben, als Minister des Innern trat aber Staatsrath von Scheurlen ein, den Kultus erhielt der Präsident der Zweiten Kammer, Kanzler der Landes-Universität von Geßler II., die Finanzen übernahm Herr von Renner, das Kriegs-Departement für Wagner aber der Chef des würtembergischen Generalstabs Herr von Suckow. So wenig er seine jetzige Politik und die Erneuerung der Wehrkraft in zeitgemäßer Weise aufgeben wollte, war es doch des Königs Absicht, im Kriegswesen möglichste Ersparungen zu erzielen, um den Conflict nicht Dimensionen annehmen zu lassen, die bei der allgemeinen Weltlage und Würtembergs insbesondere man sicher mehr denn sonst scheute. — Herr von Suckow übernahm es, diese Ersparungen ohne wesentliche Beeinträchtigung der dem Kriegsdienstgesetz zu Grunde liegenden Principien durchzuführen und den Etat einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Das Schicksal wollte aber, daß es hierzu nicht erst kommen und die gesetzgeberische Thätigkeit des neuen Landtages nicht sonderlich mehr beansprucht werden sollte. —

Im Winter 1869 zu 1870 hatte Königin Olga eine Reise nach Italien unternommen, auf der sie Professor Lübcke als kunstverständiger Cicerone begleitete, und war Anfang Sommers zurückgekehrt, um die Bäder zu St. Moritz im Engadin zu gebrauchen. Am 11. Juli hatte sich König Carl zu ihrem Besuche ebenfalls dorthin begeben. Inzwischen spielte sich das Infallibilitäts-Drama zu Rom ab und Herr Benedetti hatte zu Ems seine Streiche gemacht. Den vaticanischen Beschlüssen gegenüber hatte die Regierung sich kurz gefaßt und folgende Bekanntmachung am 20. April

erlassen: „In Folge einer nach Vernehmung des geheimen Rathes getroffenen höchsten Entschließung Sr. Majestät vom 18. v. Mts. wird hiermit bekannt gemacht, daß die Königliche Regierung den Beschlüssen des Vatican-Concils in Rom, wie solche in beiden dogmatischen Constitutionen vom 24. April und 18. Juli v. J. zusammengefaßt sind, insbesondere dem in der letztgenannten Constitution enthaltenen Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes **keinerlei Rechtswirkung auf staatliche oder bürgerliche Verhältnisse zugesteht!"** Damit war für Würtemberg diese ganze Frage abgethan! —

Zu St. Moritz, mitten im Frieden der Waldeinsamkeit, ereilte König Carl die Nachricht der Vorgänge in Ems und daß König Wilhelm von Preußen vor der Alternative unerhörter Beschimpfung, oder des Krieges stehe. Am 11. Juli früh in Stuttgart eingetroffen, hielt König Carl sofort Ministerrath, um 9 Uhr Morgens ertheilte er den Befehl zu augenblicklicher Mobilmachung der würtembergischen Truppen, sowie die Landstände auf den 21. Juli einzuberufen. Keinen Augenblick zögerte König Carl gegenüber der frivolen Bedrohung Preußens durch Frankreich, sich, treu dem abgeschlossenen Schutz- und Trutz-Bündnisse, auf Preußens Seite zu stellen. In der ersten Sitzung der wieder zusammengetretenen Kammer am 21. Juli, wo ein Credit von 5,900,000 Gulden zur Bestreitung der Kriegskosten verlangt wurde, erklärte Minister von Varnbüler im Namen der Regierung: „dieselbe halte für Pflicht, für Deutschlands **Unversehrtheit** und **Ehre** rechtzeitig, ohne Schwanken und mit aller Kraft einzutreten und sie sei deshalb der Ansicht, daß auf Preußens Frage: „ob Würtemberg in diesem Kriege sich ihm anzuschließen gesonnen sei", mit einem offenen Ja geantwortet werden müsse!" — Die Antwort der Kammer war die einstimmige Votirung der Kriegskosten. Am Abend aber wogte ein unabsehbarer Menschenstrom aus allen Ständen zur Residenz, um dem Könige den begeisterten Dank des Volkes für sein entschiedenes Auftreten für die deutsche Sache darzubringen!

Verflogen war Haß und Groll! Im deutschen Zorn war Nord und Süden eins! „Furchtlos und treu" war heut ganz Schwabens Motto. — Am andern Morgen schon gingen zehn schlagfertige Escadronen unter Generalmajor Grafen von Scheler zur Verstärkung der Badenser per Eisenbahn nach Durlach ab; die Kammern wurden vertagt. Am 24. Juli befahl König Carl Herrn von Varnbüler, dem französischen Gesandten, Grafen de St. Vallier zu eröffnen, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen Würtemberg und Frankreich abgebrochen seien, Herr von Wächter, der königliche Gesandte in Paris, aber erhielt Weisung, seine Pässe zu verlangen, zugleich aber ward der Oberbefehl über das würtembergische Corps telegraphisch dem Könige von Preußen übertragen. — König Wilhelm antwortete auf demselben Wege: „Eure Majestät haben, getreu den zwischen uns bestehenden Verträgen, Ihre Truppen unter Meine Befehle gestellt und sind dieselben speciell dem Commando meines Sohnes, des Kronprinzen, zugetheilt. — Gott wolle unsere Anstrengungen segnen bei harten Kämpfen, damit endlich ein gesegneter Frieden Deutschland zu erneuter Blüthe führe! Dank Eurer Majestät und der einmüthigen Gesinnung Würtembergs steht Deutschland in Festigkeit zusammen!" — König Carl antwortete hierauf: „Mit voller Zuversicht übergebe Ich der bewährten Führung Eurer Majestät meine Truppen, fest entschlossen, mannhaft in den Kampf für Deutschland einzutreten. Rückhaltlos vertraue Ich in diesem Kriege die Interessen Würtembergs dem ritterlichen Sinne Eurer Majestät!" Hierauf erfolgte die Meldung des preußischen Kronprinzen an König Carl, daß er die würtembergischen Truppen führen und persönlich in Stuttgart darüber Meldung erstatten werde, was der König mit einem frohen Willkommen entgegnete. Am zehnten Mobilmachungstage, dem 26. Juli, waren sämmtliche würtembergische Truppen marschbereit. Den nächsten Tag begann der Eisenbahntransport zur Concentration bei Bruchsal, und zwei Tage später war dieselbe vollendet. Am 28. Juli war der preußische Fritz als Generalissimus der III. Armee in Stuttgart erschienen, am 29. besichtigte König Carl seine Braven im

Badener Lande, ehe sie die deutsche Grenze überschritten. Das roth und schwarze Löwenbanner der alten Schwabenherzoge wehte als Reichssturmfahne wieder dem gallischen Westen entgegen!! —

Der schwäbische „furor teutonicus" bewährte sich denn auch in diesem größesten aller bisherigen Kriege auf das Glänzendste. Den Würtembergern war die Ehre beschieden, mit die Ersten zu sein, welche die blutige Palme des Ruhms bei Wörth am 6. August gepflückt haben. Ihrer Thaten wird sowohl bei der Lebensbeschreibung ihres Corpschefs, Generals von Obernitz, wie an anderen Orten, ebenso bei Ersterem der Formation und Ausrüstung des würtembergischen Corps gedacht werden, welche ihm die überraschende Leichtigkeit und Energie verlieh, die es überall ausgezeichnet haben. — Der Kampf von Weißenburg, die Schlachten von Wörth und Spicheren hatten alle Herzen vom Alpdruck der Furcht befreit, namentlich Süddeutschland, das zunächst dem Feinde exponirt gewesen. Die beiden großen Tage von Mars la Tour und Gravelotte hatten aber den Sieg des deutschen Rechts über gallischen Hochmuth gewiß gemacht und daß aus dem Frieden Deutschland einiger und kraftvoller denn je hervorgehen müsse. Diese Empfindung bemächtigte sich sehr bald der Seele König Carls und trieb ihn, seinerseits bei Zeiten Alles zu thun, damit dies große, so lang und heiß ersehnte Ziel erreicht werde. — Am 31. August, kurz also vor der Entscheidung zu Sedan, trat Herr von Varnbüler in den Ruhestand. Er konnte die Befriedigung mit sich nehmen, daß er zur Einigung deutscher Stämme treu die Hand geboten, die Energie seines Fürsten mit Umsicht und patriotischer Hingabe unterstützt habe. Das Ressort des Aeußern übernahm einstweilen der älteste Rath des Ministeriums, Graf von Taube, die interimistische Leitung der Verkehrsanstalten erhielt Präsident von Dillenius, das Präsidium des Geheimen Raths aber Justizminister von Mittnacht, welcher fortan als Staatsmann in den Vordergrund tritt und dem die Vollendung des Werks zugerechnet werden muß, das Varnbüler begonnen hatte. — Bald nach der Schlacht von Sedan hatte König Carl

seinen Ministern unumwunden erklärt, was seitens Würtembergs für Deutschlands Einheit zu thun sei und daß er als deutscher Fürst entschlossen wäre, diejenigen Opfer zu bringen, ohne deren Drangabe eine Einigung deutscher Stämme nicht denkbar sei. Eine am 3. September zu Stuttgart stattgehabte Volksversammlung hatte eine Adresse beschlossen, welche den Wunsch aussprach: daß ein dauerhafter Friede erlangt, der norddeutsche Bund aber in einen die gesammte deutsche Volkskraft **einigenden** Bund verwandelt werden möge!" — König Carl ließ der Adreßdeputation sofort eröffnen: „Er hoffe, daß ein baldiger Friede Deutschland dauernde Garantien nach Außen, im Innern aber eine Gestaltung bringen werde, welche die nationale **Zusammengehörigkeit Aller**, wie die **Selbstständigkeit** der **Einzelstaaten in richtigem Verhältnisse** zum Ausdruck bringe; dazu werde er als deutscher Fürst freudig das Seinige beitragen!" — Diese Bereitwilligkeit zum deutschen Einheitsbau ward Preußen gegenüber auch alsbald ausgesprochen und zu den hierüber eröffneten Verhandlungen Justizminister von Mittnacht und Kriegsminister von Suckow bevollmächtigt. Dem Lande gegenüber aber ließ man durch offizielle Ministerial-Erklärung am 9. October mittels des würtembergischen Staatsanzeigers Folgendes eröffnen:

„Zu Anfang des Monats September haben Seine Majestät der König nach Vernehmung Ihrer Minister ausgesprochen, daß Höchstdieselben als deutscher Fürst das Ihrige beitragen werden zu einer zugleich mit dem Frieden zu erhoffenden Gestaltung Deutschlands, welche die nationale Zusammengehörigkeit Aller wie die berechtigte Selbstständigkeit der Einzelstaaten in richtigem Verhältniß zur Geltung bringe. Hierin lag die Erklärung, daß die würtembergische Regierung, den bisherigen Zustand als unhaltbar erkennend, eine Neugestaltung der deutschen Verhältnisse für nothwendig halte, daß sie den Zeitpunkt hiezu als gekommen erachte und daß Seine Majestät der König als deutscher Fürst bereit und entschlossen sei, diejenigen Opfer zu bringen, ohne welche, auch bei Wahrung der berechtigten Selbstständigkeit der Einzelstaaten, die Einigung Deutschlands nicht voll-

zogen werden kann. Eingehende Berathungen der Minister, welche zu derselben Zeit stattfanden, ergaben vollständige Uebereinstimmung. Ein für die Dauer befriedigendes deutsches Definitivum wurde als durch die Lage geboten, die Umwandlung des bisherigen mehr internationalen in ein staatsrechtliches Verhältniß, die verfassungsmäßige Einigung Deutschlands mit Centralgewalt, deutschem Parlament, gemeinsamer, bestimmt begrenzter Gesetzgebung und einheitlichem Heere wurde als **Ziel** erkannt. Dabei führte die genaue Prüfung der norddeutschen Bundesverfassung zu der Ueberzeugung, daß dieses Ziel erreicht werden kann, auch ohne die unveränderte Annahme aller Bestimmungen jener Verfassungsurkunde, welche neben dem für die Gründung eines festen staatlichen Gebildes Wesentlichen auch manches weniger Wesentliche, Zufällige, durch die besonderen Verhältnisse der norddeutschen Bundesstaaten Veranlaßte enthält und da und dort eine freiere Bewegung der Einzelstaaten, insbesondere in finanzieller Beziehung und in Absicht auf die Verwaltung als wünschenswerth erscheinen läßt. — In diesem Sinne war die würtembergische Regierung bisher thätig. Die Münchener Besprechungen sind geeignet, die Hoffnung zu begründen, daß die erstrebte bundesstaatliche Einigung erzielt werden wird. Die Verhandlungen haben aber eben erst begonnen und ihr Stand erlaubt nicht, über das Detail jetzt öffentlich sich auszusprechen. Das würtembergische Ministerium, in dieser hochwichtigen Frage durchaus einig, ist sich seiner Verantwortlichkeit voll bewußt; es wird der verfassungsmäßigen Vertretung des Landes, deren Zustimmung erforderlich, über seine Schritte Rechenschaft ablegen. Es muß sich aber auch seine Aktionsfreiheit im jetzigen Zeitpunkt wahren und wird, wie an seinem Standpunkt, so auch daran festhalten, daß die politische Leitung im Stadium der Unterhandlungen in den Händen der Regierung bleiben muß." —

Damit die Volksmeinung aber sich ganz frei über die nöthig werdenden neuen Organismen des Staatslebens aussprechen, die veränderten deutschen Verhältnisse mit neuen Augen anschauen könne, war nun nöthig, die bisherige Vertretung des Landes,

nachdem sie die weiteren Mittel zur Kriegsführung bewilligt hatte, aufzulösen, um einer neu gewählten Zweiten Kammer im December dann die mit Preußen und Norddeutschland vereinbarten Verträge vorlegen zu können. Diese Einberufung und Auflösung der Ständeversammlung erfolgte am 22. October durch Minister von Scheurlen. Die Verhandlungen betreffs der Gestaltung des neuen deutschen Reichs waren zuerst, wie wir wissen, in München, dann in Versailles geführt, am 25. November aber in Berlin durch Verträge abgeschlossen worden, mittels deren Würtemberg dem neuen deutschen Bunde beitrat. —

Wenn man auf die gesammte Regierungszeit König Carls, besonders die schmerzlichen Ereignisse des Jahres 1866 zurückschaut, so wird der vorurtheilsfreie Leser ermessen, daß zu den jetzigen ernsten, durchgreifenden und dauernden Entschließungen König Carls ein schwerer Selbstkampf und große Entsagung erforderlich war. Was er in der Zeit vom 3. September bis Jahresschluß that, war der diametrale Gegensatz Dessen, was er geglaubt hatte, im Frühjahr 1866 nach Pflicht und Gewissen thun zu müssen! Bloße Argumente der Vernunft und Nothwendigkeit, der Verstandescalcul helfen über solche Klippen eben nicht hinweg. Das Herz, die Gefühle der Tradition, die Rücksichten des Standes- und Familien-Interesses, kurz gerade Das, was einem Monarchen stets theuer sein muß, werfen ihr Gewicht in die Wage. Man wechselt seine Gefühle ja nicht wie ein Kleid, und schwer ist's, durch einen Schritt annulliren und vergessen zu müssen, was sonst unsere festeste, wenn auch nicht richtigste Ueberzeugung gewesen. Hierzu trat aber noch ein Argument, das den edelsten Willen des Königs zu alteriren drohte, Befürchtungen lagen nahe, die zu überwinden gerade in diesem Augenblicke ein mehr als nur pflichtgetreues, die ein großsinniges Herz erforderten! Am 3. December hatte König Ludwig von Bayern die **Kaiserfrage** gestellt! Nach der Schlacht von Champigny aber und als vor Orleans von der Tann zurückweichen mußte, die bayrische Verstärkung im höchsten Grade erwünscht war und man nach Prinz Friedrich Carls von Preußen Hülfe

lechzte, „da war die Stellung des Partikularismus **so schwach nicht**, als er sich von der **Ferne ansah**!“ Es war ein ungeheures Entweder-Oder und Wer konnte in diesem Augenblicke wissen, **wie** es ausging?! — Da ist es Minister von Mittnacht gewesen, dessen furchtloser Geist bei seinem königlichen Herrn stand und die schweren Wolken bannte. — „Furchtlos und treu!“ — Der **Erste** nach dem Bayernkönig war Carl von Würtemberg! Ueber ihn kam der Geist des alten Eberhard im Bart und ließ ihn rufen: „Hie, in alleweg gut Würtemberg für Kaiser Wilhelm und das Reich!“ Seinen fürstlichen Nachfolgern im Entschlusse wurde derselbe viel leichter, denn sie thaten, was sie nicht lassen **konnten**!! — Und wie herrlich lohnte die Vorsehung diese That! Während die Herzen vor Bangigkeit stillstanden, schlug Friedrich Carl die dreitägige Schlacht vor Orleans!! — —

Am 19. December eröffnete der König den neuen Landtag; lassen wir ihn selber sprechen:

„Liebe Getreue!

In einer großen Zeit trete Ich in Ihre Mitte.

In gerechtem Kriege haben unter ruhmvoller Führung die Heere Deutschlands glorreiche Erfolge erkämpft. Ihre Hingebung und Tapferkeit werden den ersehnten, die Sicherheit und Machtstellung Deutschlands verbürgenden Frieden erringen.

Auch Meine Truppen haben mit Heldenmuth siegreich gestritten. Stolz und dankbar blickt das Land auf seine Söhne, den Gefallenen ein ehrenvolles Andenken bewahrend.

Die Waffengemeinschaft, in welcher Deutschlands Stämme verbunden sind, hat in der Nation den Drang auch nach **politischer Einigung** mächtig angefacht. Wird dieses Ziel, um welches Deutschland so lange gerungen, jetzt **nicht** erreicht, so fehlt den weltgeschichtlichen Ereignissen dieses Jahres die **höchste Weihe**!

Die von Meiner Regierung mit dem norddeutschen Bunde und den Regierungen von Bayern, Baden und Hessen abge-

schlossenen Verträge über Bildung eines deutschen Bundesstaats, unter Wiederherstellung der geschichtlichen Namen **Kaiser und Reich**, werden Ihnen, den gesetzlichen Vertretern Meines Volkes, zu Ertheilung Ihrer verfassungsmäßigen Zustimmung alsbald vorgelegt werden. Sie werden, Ich vertraue darauf, die Vorlagen prüfen in patriotischer Hingebung, nach großen Gesichtspunkten, im Hinblick auf das hohe **Ziel** und den **Raum**, der gedeihlicher Entwickelung **gegeben** ist.

Nach eingetretener Wirksamkeit der deutschen Verfassung wird es Aufgabe Meiner Regierung und der Stände sein, die den neuen Verhältnissen entsprechenden Einrichtungen in Verfassung und Verwaltung des Landes durchzuführen. Für jetzt werden, neben dem Hauptgegenstande Ihrer Berathungen, Vorlagen über provisorische Steuerverlängerung und über weitere Mittel zur Führung des Krieges, sowie zur Fortsetzung der Eisenbahnbauten an Sie gelangen.

Möge für ein geeinigtes mächtiges Deutschland und für die in ihm verbundenen Einzelstaaten eine Zeit sich öffnen des Friedens, der Wohlfahrt, der Freiheit und Ordnung!

Das gebe Gott!" — —

Die Versailler Verträge zwischen Preußen und Würtemberg, den Ständen vorgelegt, wurden am 23. December mit ganz überwiegender Majorität angenommen, am 30. December aber mittels königlicher Verordnung publicirt. Ein edleres Christgeschenk konnte Carl seinem Würtemberg, einen lichteren Gruß dem neuen Deutschland nimmer geben! Am 1. Januar 1871 traten die Verträge bereits in Kraft, es **gab** keine Main-Grenze mehr! —

Am 9. Januar 1871 wurde der bisherige Gesandte in Paris, Herr von Wächter, zum Minister des Auswärtigen definitiv ernannt, Graf von Taube trat zurück. — Am 20. Februar erschienen auf Graf Bismarck's Einladung die Minister von Bayern, Würtemberg und Baden, um sich an den schwebenden Friedensverhandlungen zu betheiligen, am 25. traf König Carl zum Besuche Kaiser Wilhelms in Versailles ein und ward so Zeuge des

Friedensschlusses, der am andern Tage beim Festdiner vom Oberhaupt des deutschen Reiches verkündet werden konnte, wie daß Elsaß mit Lothringen wieder des deutschen Stammes eigen sei. Bei diesem Anlasse wurde König Carl Chef des 25. preußischen (1. rheinischen) Regiments, während derselbe das 2. würtembergische Infanterie-Regiment als „Kaiser-Regiment" Wilhelm I. verlieh. —

Zwei hohe, unvergeßliche Freuden- und Ehrentage brachen nun über Schwabenland herauf. Der 29. Juni, wo die würtembergischen Braven, ihren Obernitz voran, ins heimische Land, in das alte liebe „Stuckert" einzogen. Dieses Tages sei anderwärts*) gedacht. — Recht eigentlich ein locales Familien-Volksfest aber war die silberne Hochzeitsfeier König Carls und Königin Olgas am 13. Juli. Still wollten es Beide im Familienkreise auf Schloß Friedrichshafen am Bodensee feiern, und wahrlich, kein schönerer Platz war zu finden für solch Gedenkfest langer, treuester Liebe. Die beste Weihe gab diesem Tage das Königspaar durch Bethätigung seiner edlen und liebevollen Gesinnung selber. König Carl erließ einer großen Anzahl von Gefangenen und Verurtheilten ihre Strafe und schlug eine Menge Untersuchungen, namentlich gegen Personen, die im Kriege nachträglich ihre Pflicht erfüllt hatten, nieder.

Die Königin gründete hingegen mit 105,000 Gulden aus Ihrer Privatschatulle ein Töchterhaus für arme unverehlichte Mädchen der besseren Stände als „Carl-Olga-Stiftung". — Wenn der eigentliche Jubiläumstag im Lande auch nur mit Gottesdienst begangen worden war, desto lauter ward dafür der 23. September gefeiert, an welchem vor 25 Jahren Kronprinz Carl mit seiner jugendrosigen Braut in Stuttgart eingezogen war. Diesem wahrhaften Liebesfeste, das Volk und Fürstenpaar freudig mit einander begingen, wurde auf die sinnigste, den Ge-

*) Unter General von Obernitz, unter dessen Schilderung zugleich das gesammte würtembergische Heerwesen mit seinen Leistungen einbegriffen wird. D. V.

fühlen der Gefeierten am zartesten entsprechende Art dauernde Erinnerung geben. Die Amtscorporationen des Landes überreichten statt jeder andern Gabe eine großartige Stiftung von 70,000 Gulden zur Errichtung eines zweiten „Hauses der Barmherzigkeit", jenem zu Wildberg ähnlich; die Gemeindecollegien und die Frauen von Stuttgart aber eine Dotation für den Neubau der von der Königin bereits 1868 gegründeten „Krippe" für kleine Kinder. — — —

Die Zeiten des Kampfes, sowohl der Schwerter als der Parteileidenschaften — waren vorüber, seit 1872 gilt dem Werke des Friedens fortan allein des schwäbischen Volkes Streben. Am 1. April war Minister von Scheurlen gestorben, für ihn übernahm das Departement des Innern Herr von Siek, Oberbürgermeister von Stuttgart; seit dieser Zeit ist das Cabinet: von Mittnacht - Wächter - Siek - Geßler - Suckow - Renner nicht geändert worden! — — —

Die Betrachtung von König Carls friedlichen Thaten im Verein mit Olga bilde den Schluß unsers Gemäldes. Sind sie doch von so großen Erfolgen reich gesegnet gewesen, wie deren selbst bedeutendere Staaten sich nicht zu rühmen vermögen. — Als 1866 der deutsche Krieg entbrannte, hatte der König bereits die große „würtembergische Invalidenstiftung" gegründet, die Königin aber war an die Spitze des „Sanitätsvereins" und der würtembergischen „Frauenvereine für Krankenpflege" getreten. 1870 wurden von der Königin diese Stiftungen und Vereine für Kriegskrankenpflege bedeutend vermehrt und der Verein für das „Wohl der arbeitenden Klassen" gegründet, welcher der Brotlosigkeit in Kriegszeiten wirksam steuerte. Wer erinnert sich nicht, wie der „Königbau", sonst dem Luxus, dem Handel und dem Vergnügen geweiht, sich in ein Frauenzeughaus verwandelte, um Tod und Wunden, Mangel und Verzweiflung durch Liebe zu bekämpfen? Wer denkt jener vorzüglichen, berühmt genug gewordenen würtembergischen Sanitätszüge nicht, — wahrer Reiselazarethe, welche die Bewunderung von ganz Deutschland weckten? — Was hat außer zahlreichen Dotationen an Institute, — zum Exempel 16,000 Gulden für den

vom Könige geschaffenen Pensionsfond für die Lehrer des Catharinen-Stifts und eines Olga-Stipendiums für mittellose Studirende des Polytechnikums und der Universität, — die königliche Wohlthäterin nicht an Bedrängte und gemeinnützige Vereine gespendet? Sie ist so allgemein als Nothhelferin bekannt im Lande, daß man oft genug das zuversichtliche Wort hören kann: „Ii woiß mär nemme z'helfa, ü schreib' äba an d' Olga!" Furchtlos trat sie den Epidemien der Lazarethe entgegen und brachte den Verwundeten Trost. Eine alte schwäbische Bäuerin, als sie die Königin eben aus einem Spital heraustreten sah, rief: „O! d' Olga!" Dann trat sie auf die hohe Frau zu, legte ihre Hand auf deren Schulter und sagte: „Du bischt a Frau! Hoscht wieda ruhrkranka und typhuskranka Soldata b'suacht?!" — — Das Königspaar liebt es, mit dem Volke häufig in persönlichen Verkehr zu treten und so dessen Wünsche und Bedürfnisse aus seinem eigenen Munde zu vernehmen. Der Besuch der verschiedenen Anstalten wie häufige Reisen im Lande geben hierzu Gelegenheit. Bei solchen Anlässen erscheinen sie stets ohne Ostentation. Der König ist ein eifriger Spaziergänger und bewegt sich täglich, in Civil und nur von einem Adjutanten begleitet, in Stuttgarts Straßen oder auf den Promenaden der Umgegend. Das Herrscherpaar, große Freunde der Natur, bringt den Sommer meist auf dem Lande zu. Im Frühjahr wird gewöhnlich die reizende Villa Berg bei Cannstadt bezogen, von wo der König jeden Morgen zur Residenz hereinkommt. Mit Beginn des Sommers geht der Hof gewöhnlich nach Friedrichshafen an den Bodensee, wo der König ein aus den Räumen eines ehemaligen Klosters geschmackvoll hergerichtetes, von prachtvollen Gartenanlagen umgebenes Schloß besitzt. Einen andern Lieblingsaufenthalt bildet das schon seit 1807 in ein Jagdschloß verwandelte alte Kloster Bebenhausen bei Tübingen. Es war ganz in Verfall gerathen und König Carl ließ es im ursprünglichen Style wieder aufrichten. Ueberhaupt interessirt sich der König lebhaft für schöne Bauten und die Erhaltung alter Architektur. Die Klöster Maulbronn und Blaubeurn verdanken ihm gleichfalls ihre Erhaltung.

Königlicher Begründung oder Protection aber rühmen sich: der Stuttgarter literarische Verein, der Verein vaterländischer Naturkunde, der Alterthumsverein, der archäologische Club zu Rottweil, der Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Ober-Schwaben, der Verein für Geschichte von Würtembergisch-Franken und des Bodensees. Ferner schuf der König eine Art Aula für öffentliche Belehrung, indem er allwinterlich in den Räumen des Königsbaues Jedermann zugängliche, populäre Vorlesungen von Professoren der Universität Tübingen, der Akademie Hohenheim, wie der höheren Unterrichtsanstalten Stuttgarts aus allen Wissensgebieten halten läßt, welche den lebhaftesten Zuspruch finden. Ebenso für öffentliche Pflege der Musik ist durch das Conservatorium gesorgt. — Die Förderung von Local- und Landesausstellungen, des „Musterlagers der königlichen Centralstelle", Einführung gewerblicher Fortbildungsschulen wie der Gesellenherberge in Stuttgart, sind aus des Königs eigener Initiative hervorgegangen. Die Frauenarbeitsfrage ist ihm ebenso ein wichtiger Zweig seines Strebens für Volkswohl. 1866 bereits wurde die Verwendung von Frauen und Mädchen im Dienste der Verkehrsanstalten als Billetverkäuferinnen im Eisenbahnbetrieb, Telegraphistinnen, wie zur Versehung kleiner Post-Expeditionen eingeführt. Ferner blüht die Frauenarbeitsschule zu Reutlingen und neun Frauenfortbildungsschulen bestehen in anderen Landestheilen. Bemerkenswerth auch sind die Gesetze, welche unter seiner Regierung die organische Vervollkommnung des innern Staats- und Gemeindelebens, wie die Einfügung in das neue deutsche Gemeinwesen zum Zwecke hatten. So das Gesetz über die staatsbürgerliche Gleichstellung der Israeliten, der Organisation der Volksschule, durch welche den Eltern eine Vertretung in der Ortsschulbehörde eingeräumt wurde, wie denn dem Kultusminister von Gotther der Ruhm gebührt, eine wahrhaft erleuchtete Reform des Volksschulwesens in die Hand genommen zu haben. Wenn wir in dem würtembergischen Volksschullehrer-Gesetz vom Jahre 1872 finden, daß durch dasselbe der am schlechtesten besoldete Lehrer in den kleinsten Gemeinden mit 480 Gulden -- id est 272 Thaler dotirt wird, so kennen wir

noch manche Regierungen, welche Würtemberg hierin tief nachstehen. Im Anschlusse an das Volksschulwesen stehen die landwirthschaftlichen Fortbildungsschulen, so die 1866 errichtete Weinbauschule zu Weinsberg und die Winterabendschulen. 1870 bestanden in Schwaben allein 981 landwirthschaftliche Anstalten mit 22,000 Schülern und 150 gewerbliche Fortbildungsschulen mit 10,000 Schülern. — —

Lasset uns Würtemberg und die Schwaben drum herzlich lieben und ehren, ihnen ihre Eigenart von Herzen gönnen. Das eben ist ja echt deutsch und unserer Einigkeit festestes Band, daß jeglich Land und Volk so sein und bleiben muß, wie es ist, wir aber Alle für Einen und Einer für Alle stehen wollen in Brüderlichkeit, Hochachtung und unerschütterlichem Vertrauen!!! — — —

Inhalt.

Druck von August Grimpe in Hannover.